

ZA 4772, 38. 1985-



38/1985 Historischer Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e. V.

LUDWIGSBURGER GESCHICHTSBLÄTTER

Umschlagbild

Das Titelbild zeigt ein im Jahre 1754 entstandenes Gemälde Pompeo Batonis (1708-1787): Herzog Carl Eugen von Württemberg (1728-1793; regierte 1737 bzw. 1744-1793). Das Bild befindet sich im Besitz der Württembergischen Landesbibliothek.

HISTORISCHER VEREIN FÜR STADT UND KREIS
LUDWIGSBURG e.V.

Ludwigsburger Geschichtsblätter

Heft 38

Mit 85 Abbildungen
und einer beigelegten Karte



1985

Kommissionsverlag J. Aigner, Buchhandlung, Ludwigsburg

P

HISTORISCHER VEREIN FÜR STADT UND KREIS
LUDWIGSBURG e.V.

Ludwigsburger
Geschichtsblätter
7A 4772, 38. 1985

Heft 38

Verlag des Historischen Vereins
für Stadt und Kreis Ludwigsburg



Herausgegeben vom Historischen Verein
für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.
Redaktion: **Dr. Wolfgang Schmierer, Tamm**
unter Mitarbeit von Dr. Franz Mögle-Hofacker, Bietigheim-Bissingen
und Dr. Norbert Stein, Ludwigsburg
Anschrift der Redaktion: Schloßstraße 30, 7140 Ludwigsburg
Alle Rechte beim Historischen Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.
Für den Inhalt zeichnen die Verfasser verantwortlich
Gesamtherstellung: Karl Stiller, Buch- und Offsetdruck, 7148 Remseck 2

Inhalt

Mitarbeiter dieses Bandes	4
Vorwort (<i>Wolfgang Bollacher</i>)	5
Theodor Bolay 85 Jahre (<i>Markus Otto</i>)	7
Landschaftswandel in der weiteren Umgebung von Marbach a.N. in acht Jahrhunderten. Erläuterungen zur Karte »Landschaftswandel 1900-1950-1980« Von <i>Reinhard Wolf</i>	9
700 Jahre Stadt Bönningheim. Von <i>Paul Sauer</i>	32
Die Kirche St. Pankraz in Hochdorf, Gemeinde Eberdingen. Von <i>Renate Leibfried</i>	46
Der »schlafende Johannes« in der Kirche von Hochdorf, Gemeinde Eberdingen. Von <i>Renate Leibfried</i>	59
Musik und Theater im Ludwigsburg des 18. und 19. Jahrhunderts. Von <i>Norbert Stein</i>	61
Zur Geschichte der Juden in Württemberg. Von <i>Paul Sauer</i>	89
Spielplatzhallen aus der Weimarer Republik in Erdmannhausen, Marbach und Steinheim. Die Zentren der Arbeiterbewegungskultur in der proletarischen Provinz. Von <i>Stefan Beck, Horst Engelmann, Klaus Schönberger, Horst Steffens, Ingrid Steffens und Dirk Steinwand</i>	104
1945. Aus dem Kriegstagebuch des Bürgermeisters Hermann Käser † von Asperg. Ausgewählt und eingeleitet von <i>Paul Müller</i>	132
Bausteine aus dem Jahr der »Stunde Null« (1945). Von <i>Paul Kopf</i>	153
Berichte und Notizen	
Veranstaltungen des Historischen Vereins 1984/85 (<i>Markus Otto</i>)	160
Satzung des Historischen Vereins vom 6.5.1983	171
Siedlungsfunde auf dem Hohenecker Hungerberg 1977 (<i>Kurt A. Schupp</i>)	175
Rückblick auf das Jahr 1984 (<i>Herbert Saar</i>)	177
Buchbesprechungen	184
Bildnachweis	194
Ludwigsburger Geschichtsblätter 1900-1985	195

Mitarbeiter dieses Bandes

Bader, Dorothea, Archivamtmännin, Erdmannhausen
Beck, Stefan, Dipl. Verwaltungswirt, Tübingen
Dr. Bollacher, Wolfgang, Rechtsanwalt, Ludwigsburg
Engelmann, Horst, Oberstudienrat, Marbach
Hofer, Karl, Archivamtsrat, Ludwigsburg
Kopf, Paul, Kreisdekan, Ludwigsburg
Läpple, Wolfgang, Städt. Archivamtmann, Asperg
Leibfried, Renate, Historikerin, Eberdingen-Hochdorf
Dr. Mögle-Hofacker, Franz, Staatsarchivat, Bietigheim-Bissingen
Müller, Paul, Glasermeister, Asperg
Otto, Markus, Apotheker i. R., Bietigheim-Bissingen
Saar, Herbert, Pressereferent, Ludwigsburg
Dr. Sauer, Paul, Staatsarchivdirektor, Tamm
Dr. Schmierer, Wolfgang, Oberstaatsarchivat, Tamm
Schneider, Regina, Archivamtmännin, Ludwigsburg
Schneider, Wolfgang, Archivamtmann, Ludwigsburg
Schönberger, Klaus, stud. phil., Tübingen
Schupp, Kurt A., Graphiker, Ludwigsburg
Dr. Steffens, Horst, Projektleiter, Wiesbaden
Steffens, Ingrid, Studienrätin, Marbach
Dr. Stein, Norbert, Staatsarchivat, Ludwigsburg
Steinwand, Dirk, stud. phil., Berlin
Dr. Trugenberger, Volker, Staatsarchivat, Remseck-Neckarrems
Wolf, Reinhard, Konservator, Marbach

Vorwort

Der Historische Verein kann zum Jahresende 1985 den Band 38 der Ludwigsburger Geschichtsblätter vorlegen. Die darin enthaltenen Beiträge befassen sich mit der Geschichte Bönnigheims, der Geschichte der Juden in Württemberg, mit dem Landschaftswandel in einem Teilbereich unseres Landkreises, mit der Arbeiterbewegungskultur in der Weimarer Zeit, mit der Kirche St. Pankraz in Hochdorf und mit Tagebuchaufzeichnungen aus den letzten Kriegstagen Aspergs sowie »Bausteinen aus dem Jahr der Stunde Null (1945)«.

In dem Beitrag »Musik und Theater im Ludwigsburg des 18. und 19. Jahrhunderts« zeigt Dr. Norbert Stein Ludwigsburg einmal nicht als Residenz- und Militärstadt, sondern als ein rechtes Capua der Musik und des Theaters; er zeigt zugleich eine der Wurzeln der Ludwigsburger Schloßfestspiele auf, schlägt gewissermaßen die Brücke von der fürstlichen Musenliebe der Vergangenheit zur bürgerlichen der Gegenwart und damit von den musikalischen Unternehmungen der alten Herzöge zu denjenigen Wilhelm Krämers und Wolfgang Gönnerweins oder, anders ausgedrückt, vom längst verschwundenen Opernhaus hinter dem Schloß zur gerade aufgerichteten Stadthalle, an die sich manche musische Hoffnung knüpft; er zeigt also, daß das derzeitige Ludwigsburger Musik- und Theaterleben in einer Tradition steht und ohne den Impetus eines Eberhard Ludwig und Carl Eugen nicht vorstellbar ist. Damit wird – wieder einmal – das Anliegen des Historischen Vereins erfüllt, die Abhängigkeit des Heute vom Gestern verständlich zu machen.

Der neue Band, von Dr. Wolfgang Schmierer unter Mitarbeit von Dr. Franz Mögle-Hofacker und Dr. Norbert Stein in gewohnter Weise gründlich redigiert, möge ebenso, wie es die vorausgegangenen Bände getan haben, ein breites Interesse finden. Dr. Schmierer und allen Mitarbeitern des Bandes wird herzlicher Dank gesagt, desgleichen Stadt und Landkreis Ludwigsburg für die finanzielle Unterstützung.

Wenn im September auf dem »Alten Friedhof« in Ludwigsburg ein Gedenkstein für Ludovike Simanowiz aufgestellt wurde und zu Ehren der Malerin und Porträtistin Friedrich Schillers eine Gedenkstunde im Städtischen Museum stattfand, wenn uns ferner, die wir noch unter dem Eindruck des Jahrhundertfonds des Keltenfürsten von Hochdorf stehen, beachtliche neue Funde aus dem römischen Walheim und wichtige Entdeckungen beim Umbau der alten Porzellanmanufaktur Ludwigsburgs gemeldet werden, so mögen diese Ereignisse nicht nur waches Geschichtsbewußtsein und anhaltende Forschung beweisen, sondern auch interessanten Stoff für künftige Beiträge in den Ludwigsburger Geschichtsblättern liefern.

Im November 1985

Dr. Wolfgang Bollacher



Theodor Bolay 85 Jahre

Am 18. Juli feierte unser langjähriges, hochgeschätztes Vorstandsmitglied Theodor Bolay, Rektor i. R. in Asperg, in erfreulicher Frische seinen 85. Geburtstag. Der Jubilar wurde am 18. Juli 1900 in Botenheim (Krs. Heilbronn) geboren, wuchs aber in Herrenberg auf. Die Ausbildung zum Beruf des Lehrers (seit 6 Generationen in der Familie) erhielt er 1913-1919 im Lehrerseminar Nürtingen. Sein Lehramt führte ihn an zahlreiche Orte, darunter Weil im Schönbuch, Neckarweihingen und Neipperg. 1939 berief man ihn an die Asperger Volksschule, 1954 wurde er ihr Rektor. Seit 1964 lebt er in seinem schönen Haus in Asperg im Ruhestand. Sein großes Interesse an Erforschung und Darstellung der Heimatgeschichte konnte er besonders als

Schriftleiter der Zeitschrift des Zabergäuvereins (1935-1972) unter Beweis stellen, die viele wertvolle Beiträge aus seiner Feder enthält. Abgesehen davon, verdanken wir seinem Fleiß eine stattliche Anzahl bedeutsamer Arbeiten in verschiedenen Zeitschriften, vor allem in: *Hie gut Württemberg*« und in den Ludwigsburger Geschichtsblättern, darunter auch aus dem Gebiet der ihm besonders am Herzen liegenden Volkskunde. Den wichtigsten Dienst für die Landesgeschichte leistete er durch Herausgabe etlicher Ortschroniken« (Neckarweihingen, Poppenweiler, Freudental, Asperg), wobei sein besonderes Anliegen sichtbar wurde, Archivalien sprechen zu lassen. So bestehen diese »Chroniken« aus vielfach wörtlich zitierten Quellentexten, die ein interessantes und instruktives Bild des jeweiligen Ortes geben. Neben der sonstigen vielfältigen Tätigkeit bekleidete Theodor Bolay jahrzehntelang das Amt eines Archivpflegers im Zabergäu und im alten Kreis Ludwigsburg. Hierbei kam ihm als wesentliche Aufgabe zu, die Gemeindearchive planmäßig zu ordnen, eine mühevoll geleistete Arbeit, die von ihm vorbildlich und mit großer Sorgfalt geleistet wurde. Wer schon das Glück hatte, in einem von Herrn Bolay geordneten Archiv zu forschen, hat dankbar von seiner Arbeit profitiert. Bei solcher vielfältiger Tätigkeit konnten auch verdiente Ehrungen nicht ausbleiben: Theodor Bolay ist Träger der silbernen Bürgermedaille von Asperg, der Bürgermedaille von Steinheim, der Eberhard-Ludwigsmedaille des Landkreises Ludwigsburg und des Bundesverdienstkreuzes am Bande.

Der Historische Verein verdankt der treuen Mitarbeit des ehemaligen Vorstandsmitglieds viele gute Ratschläge und Anregungen und wünscht dem lieben alten Freund weiterhin gute Gesundheit. Möge ihm ein glücklicher Lebensabend im lieben Familienkreis und zum »gemütlichen« Abschluß seiner reichen publizistischen Tätigkeit vergönnt sein!

Markus Otto

Landschaftswandel in der weiteren Umgebung von Marbach a.N. in acht Jahrzehnten

Erläuterungen zur Karte »Landschaftswandel 1900-1950-1980«

von Reinhard Wolf

Stete Veränderung ist das einzig Beständige.

Jeder Naturliebhaber kennt das: Man hat vor, ein altbekanntes, liebgewonnenes Fleckchen Erde – einen Weiher, eine Birnbaumallee, einen Heckenzug in der Feldflur oder ähnliches – aufzusuchen und hat ein ungutes Gefühl: Trifft man die Stelle an, wie man sie kennengelernt und in Erinnerung hat? Oder wurde sie verschandelt, der Tümpel zugefüllt, die Hecke gerodet? Immer wieder muß man feststellen: Altvertrautes fehlt plötzlich oder ist nicht mehr so, wie man es gewohnt war. Oft sind es Nebensächlichkeiten, Kleinigkeiten, die einen mehr verdrießen als das Werk der Bagger, Raupen und Baukrane, die ja zum allgegenwärtigen Bild unserer Umgebung gehören: die einst gepflasterte Kandel ist unter Asphalt verschwunden, das bewachsene Natursteinmäuerte ist nackten Betonsteinen gewichen und der seither obstbaumgesäumte, geschwungene Weg durch die Felder ist durch ein kerzengerades, schattenloses Stäbchen ersetzt. Der Neuzustand wird bald zur Gewohnheit; das alte Bild holt man nur noch in Erinnerung zurück, wenn man den Kindern erzählt: Da, wo die Häuser stehen, bin ich Schlitten gefahren, dort drüben war ein Hohlweg, wo man den Wiedehopf beobachten konnte und daneben, wo der brennesselüberwucherte Haufen ist, war ein Feldhüterunterstand mit einem großen Birnbaum. Erinnerungen, die einen kurz mit Wehmut erfüllen und die man schnell wieder verdrängt.

Das Leben geht weiter . . .

. . . auch wenn wir durch kahle Feldfluren wandern, wo früher Obstbaumalleen waren, wenn Feldkreuze, Gruhen, Böschungen, Hecken und Feldgehölze verschwinden und wenn man den Kindern weit und breit keinen Laubfrosch zeigen kann. Und man kann auch leben, ohne in Obstwiesen »Indianerles« géspielt zu haben, ohne seltene Pflanzen oder Vögel wie den Neuntöter, das Rebhuhn oder den Storch sehen zu können. Zumindest glaubte man dies viele Jahre und lebte nach der Devise: Fortschritt ist, möglichst mit allem Überkommenen brechen, alles über den Haufen schieben und eine neue Umgebung – bequem, zweckentsprechend und modern – schaffen. Heute sind weite Kreise der Bevölkerung nachdenklich und sensibler geworden; Architekten und Planer greifen die neuen Gedanken auf: Man ist nicht mehr so schnell mit dem Abreißen zur Hand, Häuser werden liebevoll renoviert, neue Häuser erhalten Erker und »Dachlandschaften«, Ortsstraßen werden gepflastert und gekandelt. Für das Bauwesen und für innerörtliche Maßnahmen ließen sich beliebig viele aktuelle Beispiele finden; im Außenbereich, auf der freien Markung sieht es leider noch anders aus: Da wird asphaltiert und betoniert, aufgegeben und umgestaltet, rücksichtslos werden Fremdkörper in gewachsene Strukturen geknallt. Ein paar Beispiele: Proportionslose Feldscheunen, Fahrhilfen aus Fertigbetonteilen, Mauern, Zäune, Ziergehölze . . .

Man gewöhnt sich an alles!

So heißt es und in der Tat wird sich selten jemand bewußt, wie einschneidend sich die Landschaft um ihn herum binnen weniger Jahre wandelt. Es gehört sogar zur Gewöhnung, daß man Veränderungen geradezu erwartet, wenn man im Abstand einiger Wochen irgendwo vorbeikommt: Diesmal fehlen Bäume, das nächste Mal ist Umlei-

tung, dann neue Straßen, neue Häuser. Und wieder sind es oft Kleinigkeiten, die vordergründig ins Auge fallen: In der Obstwiesenlandschaft ein Betonpfostenzaun, eine Mauer anstelle einer Grasböschung, ein neu asphaltierter Feldweg, eine Bauschuttablagung am Waldrand, ein begradigtes Bächlein. Zug um Zug verändert sich vor unseren Augen unsere Umgebung, unsere Umwelt; wir nehmen es (in Einzelfällen) zur Kenntnis und wissen genau, daß nächste Woche wieder ein Baum fehlen wird, wieder ein Gartenhaus mehr aus den Obstwiesen hervorlugen wird und wieder Bauarbeiten für eine neue Wasser-, Gas- oder Hochspannungsleitung im Gange sein werden.

Die Bilanz

Für sich genommen sind viele Veränderungen unscheinbare Vorgänge, über die sich kaum zu reden lohnt. Im Zusammenwirken jedoch über einige Jahre hinweg können auch bescheidene Maßnahmen einer Landschaft in ihrem Aussehen ganz entscheidend bestimmen. Nur wenige Leute empfinden allerdings den Wandel der Landschaft, wiewohl sich die Vorgänge Tag für Tag vor aller Augen abspielen. Wohl stellt der eine oder andere beim Durchblättern alter Fotoalben fest, wie früher die Dorfstraße oder ein einzelnes Haus ausgesehen hat. Doch wer hat schon den Überblick über alles Geschehen, wer kann sich noch – und zwar in Details – erinnern, wie der Ort und die Markung vor 30, 20, 10 oder auch nur vor einem Jahr ausgesehen hat; wer hat schon eine solch enorme Vorstellungskraft? So wird uns der Landschaftswandel kaum jemals bewußt und vor Augen geführt. Schon eher liest man in den Medien über die Folgen des Landschaftswandels etwas: Die »Traueranzeigen« des Naturschutzes beispielsweise, die »Roten Listen«, welche die ausgestorbenen und gefährdeten Tier- und Pflanzenarten aufzählen. Denn nicht nur die Landschaft verändert sich und verarmt, sondern auch die Tier- und Pflanzenwelt; als Beispiel sei nur der Storch angeführt, welcher bis in die frühen fünfziger Jahre in unserer Gegend heimisch war und in den heute als Ackerland genutzten oder bebauten Talauwiesen seine Nahrung fand. Und wiewohl man seit vielen Jahren weiß, daß Tiere und Pflanzen Indikatoren für ökologische Zusammenhänge und letztlich für unsere »Lebensqualität« (was immer auch der einzelne darunter verstehen mag) sind, gehen die Veränderungen der Kulturlandschaft mehr oder weniger ungebrochen weiter wie bisher. Und die nächste, erweiterte »Rote Liste«, die nächste Schadensmeldung aus den Wäldern wird zur Kenntnis genommen werden; mehr wohl nicht.

Bemerkungen zur Karte »Landschaftswandel 1900-1950-1980«¹⁾

Der Kartenvergleich bedarf in einigen Punkten der Erläuterung, auch wenn allein schon der optische Eindruck wichtige Aussagen und Schlüsse erlaubt. Der Versuch, den Landschaftswandel durch das Nebeneinander verschiedener Stadien der Landschaftsentwicklung zu dokumentieren, ist zwar nicht neu, doch meist nur in Spezialliteratur zu finden, in der ein Themenaspekt herausgefiltert wird (z. B. Entwicklung des Weinbaus). Das Kartenblatt 7021 Marbach wurde gewählt, weil – abgesehen davon, daß es den langjährigen Wohnort des Verfassers beinhaltet, was wegen der Ortskenntnis auch bestimmend war – gerade hier im Randbereich des Verdichtungsraumes in den letzten Jahren enorme Landschaftsveränderungen zu beobachten waren. Eigentlich war beabsichtigt, Unterschiede im Maß der Veränderungen bei den einzelnen Orten herauszuarbeiten, doch sollte sich dies – siehe unten – bald als unmöglich herausstellen.

Selbstverständlich vermögen die colorierten Kartenblätter (im Original Maßstab 1:25000; verkleinert auf etwa 1:34500) nur einen Überblick über den Landschaftswandel zu geben. Details wie der Wegfall kleinflächiger Geländestrukturen (Böschungen, Einzelbäume etc.), der Wandel vom kleinparzellierten Gefüge der Feldflur zur blockweisen großflächigen Nutzung, die Wandlung vieler Obstwiesen zu Freizeitgrundstück-

ken usw. gehen nicht oder nur andeutungsweise aus den Kartenbildern hervor. Ein genauer Vergleich der Karten mit der Wirklichkeit würde manche Unzulänglichkeit und des öfteren die Notwendigkeit von Ergänzungen oder Änderungen ergeben. All diese Einschränkungen können jedoch bei einem Überblick, wie ihn die Karte geben will, ohne weiteres vernachlässigt werden.

Die tabellarische Flächenbilanz und die daraus abgeleitete Graphik sollen die Entwicklungen verdeutlichen und geben zudem den aktuellen Stand des Jahres 1985 an. Die Zahlenwerte für das Jahr 1990 sind nicht etwa statistisch errechnete Prognosewerte, sondern aus der Flächennutzungsplanung der Gemeinden entwickelt. Die meist bis 1990 datierten Flächennutzungsplanungen der Gemeinden sind bekanntlich die verbindlichen Zielsetzungen, die in meist langwierigen Planungs- und Abstimmungsverfahren zustandekamen. Wegen der die Gemeindegebiete oft willkürlich schneidenden Kartenränder ist allerdings ein Vergleich zwischen den Planwerken und der vorliegenden Karte nur bedingt – jedoch in der notwendigen Präzision – möglich.

Besiedlung, Verkehr und sonstige große Landschaftseingriffe.

Auf den ersten Blick sticht ins Auge, was auch die Säulendiagramme der Flächenbilanz deutlich zeigen: Die rote Farbe hat in den acht Jahrzehnten erheblich zugenommen – um genau zu sein: um mehr als das Sechsfache! Über ein Fünftel des Kartenblattgebiets ist augenblicklich überbaut bzw. Verkehrsfläche, und wenn die Flächennutzungspläne bis in fünf Jahren tatsächlich verwirklicht werden (wobei es derzeit keine Anzeichen dafür gibt, daß dies nicht der Fall sein wird!), dann werden 23,6 Prozent des Kartenblattgebiets überbaut sein. Interessant ist, daß sich die Kartenblätter 1900 und 1950 hinsichtlich der Bebauung weitaus ähnlicher sind als die Kartenblätter 1950 und 1980, welche nur drei Jahrzehnte auseinanderliegen. Fallen gegenüber dem ersten Blatt in der Karte 1950 hauptsächlich linienhafte Bebauungen an den Siedlungsrändern entlang Straßen auf (in Beihingen, Geisingen und Heutigsheim zum Beispiel in Richtung Bahnhof), so sind im Kartenbild 1980 großflächige Siedlungserweiterungen typisch. Es fällt auf, daß das Wachstum eigentlich alle Orte gleichermaßen erfaßt hat: Höpfigheim oder Kleiningersheim sind prozentual genauso stark gewachsen wie die Zentralorte Marbach oder Ludwigsburg. Regionalplanerische Grundleitlinien sind hier – zumindest in dieser globalen Betrachtungsweise – nicht zu erkennen. Interessant ist auch zu beobachten, auf Kosten welcher Nutzungen das Siedlungswachstum stattgefunden hat: Zwischen 1900 und 1950 waren es hauptsächlich die Obstbaumwiesen um die Ortslagen (gut zu sehen beispielsweise in Erdmannhausen und in Großingersheim), später dann wurde neben den Resten der für die Orte des Unterlandes einst charakteristischen Obstwiesengürtel auch großflächig Ackerland (Beispiel Freiberg) und Grünland in Anspruch genommen.

Im Kartenblatt 1950 ist übrigens noch gut das althergebrachte Wege- und Straßennetz zu erkennen, das in der Regel radial um die Ortschaften angelegt ist und auch alte, uralte Fernverkehrswege einbezog: Gut zu erkennen ist beispielsweise die Fernverbindung (Winnenden) – Affalterbach – Erdmannhausen – Murr – Höpfigheim – Mundelsheim – (Lauffen). Schade, daß diese historischen Verbindungen – wie gerade dieses Beispiel bei genauem Vergleich mit heute zeigt – wegen vielfacher Unterbrechungen heute nicht mehr bestehen, ja vielfach überhaupt nicht mehr zu erkennen sind (z.B. Autobahn und Rebflurbereinigung nordwestlich von Höpfigheim).

Ackerland

Viel mehr als flächenmäßige Veränderungen fällt bei einer Betrachtung der gelben Farbe in den drei Kartenblättern die unterschiedliche Flurgliederung auf. Waren es – bis

auf die Feldflur südlich von Marbach – um 1900 noch fast überall große weglose Ackerblöcke, welche aus der Zeit der Dreifelderwirtschaft her nur mit Überfahrtsrechten zu bewirtschaften waren, zeigt die zweite Karte bereits ein fast durchgehendes Wegenetz, welches bis heute eigentlich nur unwesentlich ergänzt, dafür aber stellenweise im Zuge von Flurbereinigungsverfahren (z. B. zwischen Erdmannhausen und Affalterbach) stark verändert und vor allem – nur unzureichend in der Karte 1980 zu sehen! – wesentlich verbessert (asphaltiert etc.) wurde. Außer etlichen Feldbereinigungsverfahren vor allem in den 20er und 30er Jahren sind übrigens außerhalb der Weinberglagen und den Markungen Affalterbach, Erdmannhausen, Rielingshausen, Steinheim und Kleinbottwar keine Flurbereinigungsverfahren durchgeführt worden. Eine Folge der Strukturveränderungen in der Landwirtschaft ist die Umwandlung von Ackerland in Grünland zwischen 1900 und 1950 in Streulage (z. B. zwischen Pleidelsheim und Murr gut zu sehen) und die weitgehende Vereinheitlichung des Nutzungsgefüges im Kartenbild 1980: Waren um 1950 Ansätze zu kleingliedrigen Nutzungen zu sehen, ähnelt das aktuelle Bild der Feldflur wieder dem früheren, das – heute maschinenbedingt, früher als Folge fehlender Wege – größere Blöcke gleichartiger Nutzungen nebeneinander zeigt. Bei genauem Vergleich sieht man an vielen Stellen auch die oft beklagte »Ausräumung« der Landschaft und die Vereinheitlichung der Feldflur: Sieht man im ersten Kartenblatt auch nicht das kleingliedrige Parzellen- und Nutzungsgefüge, so wird an der Zahl der Obstbaumreihen entlang Feldwegen, an kleinen Obstwiesen in der Flur, Hohlwegen, Feldgehölzen etc. doch andeutungsweise die Verarmung des Landschaftsbildes deutlich, auch wenn viele charakteristische Landschaftsmerkmale – Böschungen, Feldkreuze, Gruhen, Feldhüterunterstände, Ödländereien und vieles andere – in den Kartenbildern nicht oder nicht vollständig eingezeichnet sind. Dagegen ist deutlich zu erkennen die verbesserte »Erschließung« der Feldlagen: Rot gezeichnet sind die gewichtigeren – zumeist öffentlich befahrbaren – Feldsträßchen; »stille Winkel« in diesem Raum gibt es heute kaum noch!

Grünland und Streuobstwiesen

Es wäre eine lohnenswerte Aufgabe, anhand von Statistiken die örtlich sehr verschiedene Entwicklung des Obstbaus zu untersuchen; das Kartenbild läßt leider nur sehr eingeschränkt eine Unterscheidung zwischen Wiesen und Baumwiesen zu, so daß es angezeigt erschien, beide Nutzungsarten mit einer Farbe zu versehen. Man muß schon genau vergleichen, um die Entwicklungen zu sehen: Gegenüber 1900 zeigt das Kartenbild 1950 insgesamt 12 Prozent mehr Grünland, hauptsächlich auf weniger guten Böden, beispielsweise östlich von Mundelsheim, westlich von Murr oder in der Umgebung des Favoriteparks bei Ludwigsburg. Es ist dies Ausdruck der Zeit, in der viele landwirtschaftliche Betriebe umstellten und in der sich weite Kreise der Bevölkerung ihr »Gütle« anlegten. Im Kartenbild 1980 wird eine Konzentration des Grünlandes auf weniger gute Böden und ein Rückgang deutlich, der etwa auf den Stand von 1900 zurückführt. Gegenüber damals handelt es sich allerdings heute bekanntlich weit weniger um reichblühende Wiesenfluren, sondern eher um das heute leider einheitliche »Wirtschaftsgrünland« mit einer leicht zählbaren Anzahl an Pflanzenarten. Ebenso wenig zeigt das Kartenbild die Wandlung vieler Obstwiesengebiete: Die Obstwiesen zum Beispiel bei Hoheneck und Eglosheim, nördlich Steinheim und nördlich Marbach sind durchsetzt von Häuschen aller Größen, Zäunen und Zierpflanzungen usw. und haben ihren ursprünglichen Charakter stellenweise verloren – zum Teil legal innerhalb von Gartenhausgebieten, zum Teil aber auch schleichend im Lauf der Zeit ohne entsprechende Genehmigungen.

Weinberge

Die braun colorierten Weinberge treten im Kartenblatt 1950 als weitgehend geschlossene Lagen an den Talrändern und den Südseiten der Gipskeuperhöhen sowie am Keuperstufenrand in Erscheinung. In Randlagen ist Obstwiesenland zu sehen – der Rückgang der Weinbergflächen aufgrund von Krankheiten sowie die Konzentration auf bessere, vor allem weitgehend frostsichere Lagen war bekanntlich um die Jahrhundertwende voll im Gang. Das Kartenblatt 1950 zeigt eine um ein Viertel zurückgegangene Rebfläche; die Obstwiesen in den Randlagen haben zugenommen (gut zu sehen z. B. am Wacholderberg bei Höpfigheim). Der Benning bei Kleinbottwar und der Harzberg bei Großbottwar blieben als bessere Lagen in ihrer Ausdehnung bis heute weitgehend unverändert.

Wald

Der Wald, immerhin mit etwa 10 Prozent an der Landnutzung im Kartenblattbereich vertreten, hatte nur ganz vereinzelt Einbußen (z. B. geringfügige Rodungen am Südwesteck des Kälblingswaldes und im Süden des Lembergwaldes, neuerdings durch die Deponie am Lemberg und durch Sportanlagen). Was in den Karten nicht deutlich wird, ist die heute wesentlich verbesserte Erschließung des Waldes durch befestigte Waldwege.

Gewässer

Die Neckarkanalisation hat zwar rein statistisch keine Auswirkungen hinsichtlich der Wasserfläche des Kartenblattbereichs, doch zeigt der Vergleich der Karten 1900 und 1950 die gravierenden Veränderungen des Flußlaufs und der Talauenlandschaft. Bedingt durch den Schiffahrtskanal bei Marbach/Benningen, welcher im Kartenbild 1950 noch nicht dargestellt ist, und etliche Baggerseen (Benningen, Pleidelsheim, Ingersheim) sowie andere neue Gewässer (Werbachsee bei Kleinbottwar, zwei Weiher am Rohrbach) haben sich 2 Prozent Zuwachs an Wasserfläche ergeben.

Die Veränderung der Ortsbilder in Luftbildansichten³⁾

Die eingangs erwähnten Kleinigkeiten, welche maßgeblich den Landschaftswandel bestimmen, vermag der Kartenvergleich nicht zu zeigen. Es bietet sich daher der Vergleich historischen Bildmaterials mit aktuellen Aufnahmen an. Mit etlicher Mühe ließe sich sicher eine aussagekräftige Anzahl treffender Bildvergleiche vom Wandel der Ortschaften und auch von markanten Punkten der Feldflur finden, doch würde das den Rahmen dieser Kartenerläuterung sprengen. Die Heimatbücher verschiedener Gemeinden bieten hier manche interessante Aspekte. Etliche aussagekräftige Bildvergleiche von den Ortschaften des Kartenblattgebietes sollen jedoch hier angeführt werden; von der freien Feldflur gibt es Luftbilder aus den 20er und 30er Jahren leider nicht. Den hochinteressanten historischen Luftbildern sind Bilder aus dem Jahr 1983 gegenübergestellt²⁾. Einer besonderen Erläuterung bedürfen die Bildvergleiche nicht – sie sprechen für sich selbst!

Ausblick

Die Veränderung unserer Ortschaften und unserer Kulturlandschaft geht rasant weiter; vieles wird erst in einigen Jahren objektiv zu werten sein. Beabsichtigt ist mit dieser Dokumentation des Landschaftswandels für einen Ausschnitt der Landschaft des Kreises Ludwigsburg, den Leser zu eigenem Nachdenken über die Veränderungen seiner Umgebung und Umwelt anzuregen. Bewußt wurde auf eine Wertung der Landschaftsveränderungen verzichtet – man hätte über ökologische, natur- und kulturlandschaftliche Gege-

benheiten, über das Verhältnis Mensch – Maschine – Landschaft, über Ästhetik und Ethik allgemein, über den Nutzwert und die Achtung vor dem Eigenwert einer Landschaft sowie über die Kompromißfähigkeit von Tier- und Pflanzengesellschaften, aber auch über die Bevölkerungsentwicklung, über geschichtliche Entwicklungen, gesellschaftspolitische Rahmenbedingungen und über vieles andere mehr etliche Ausführungen machen müssen. Auch über die Tatsache, daß die tiefgreifenden Wandlungen von einer ganzen Generation in den letzten 30 Jahren in der Regel kritiklos und häufig unreflektiert zur Kenntnis genommen wurde, wäre etliches zu bemerken. Dabei wäre zwangsweise ein subjektiv gefärbtes Bild zustande gekommen, das mancher Entwicklung vielleicht nicht gerecht geworden wäre. Möge also der Leser selbst seine Schlüsse aus der Dokumentation ziehen – Anregungen dazu gibt die Karte genug und vielleicht engagiert sich der eine oder andere bei der Gestaltung des Kartenbildes des Jahres 2000!

Anmerkungen

- 1) Herrn Helmut Paetzold, Freudental, danke ich für die Mithilfe bei der Herstellung der Karte.
- 2) Der Versuch, Vergleichs-Luftaufnahmen aus jeweils demselben Blickwinkel aufzunehmen, erbrachte keine befriedigenden Ergebnisse, da wegen baulicher Erweiterungen der Bildausschnitt hätte erweitert werden müssen, was die Vergleichbarkeit stark beeinträchtigt.
- 3) Veröffentlichung der historischen Luftbilder mit Genehmigung der Firma Luftbild-Strähle, Schorndorf; die Wiedergabe der Luftbilder von 1983 erfolgt mit Erlaubnis des Landesvermessungsamtes Baden-Württemberg, Az. 4.47/2092 vom 28.10.85

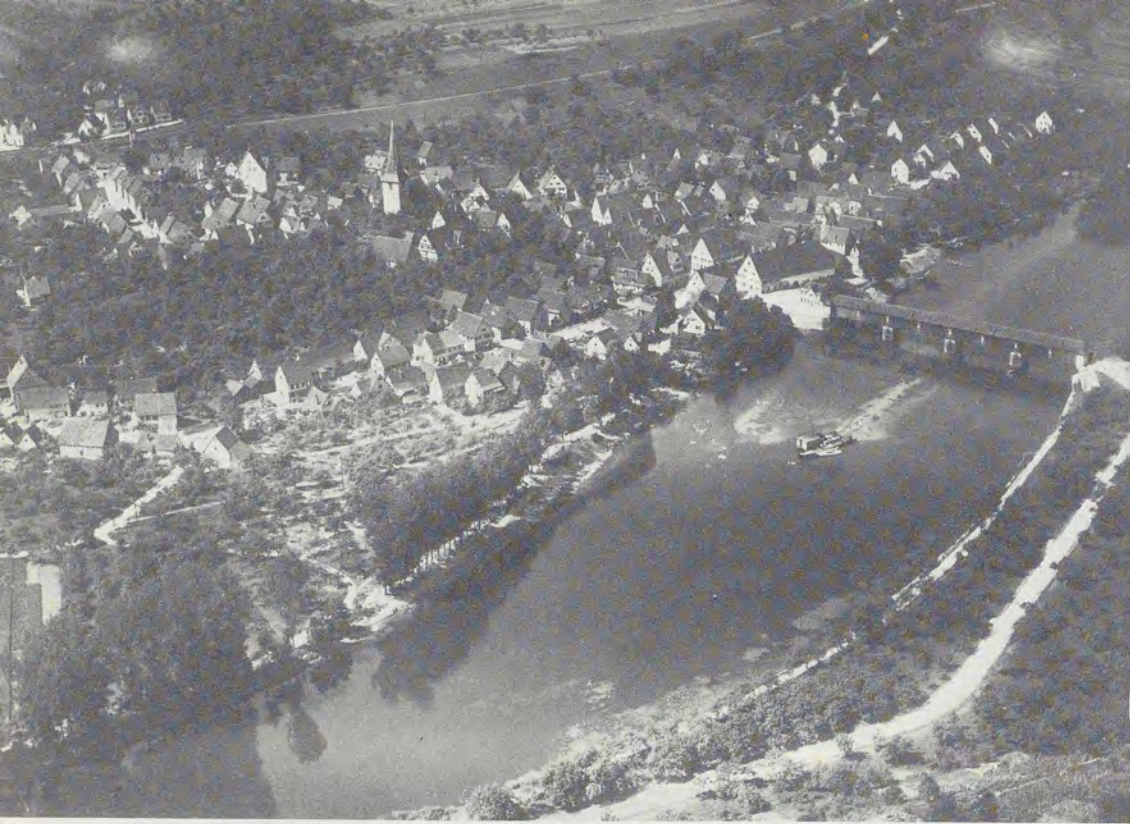
Literaturauswahl

- Borcherdt, Christoph und Pfitzenmayer, Heinz: Remseck am Neckar im Luftbild 1921-1983. Heimatkundliche Schriftenreihe der Gemeinde Remseck am Neckar, Heft 2, 1984, 48 S.
- Bürkle, Fritz: Der Neckar und Ingersheim. In: 1200 Jahre Ingersheim, 1979, S. 1-24.
- Ewald, Klaus: Der Landschaftswandel. Zur Veränderung schweizerischer Kulturlandschaften im 20. Jahrhundert. Tätigkeitsbericht der naturforschenden Gesellschaft Baselland, Bd. 30/1978, S. 55-308.
- Ewald, Klaus: Landschaft im Wandel. Natur 12/1983, S. 48-52.
- Hingst, Klaus und Muuß, Uwe: Landschaftswandel in Schleswig-Holstein, Neumünster 1978, 142 S.
- Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Umwelt Baden-Württemberg: Freiräume in Stadtlandschaften, Stuttgart 1977, 154 S.
- Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Umwelt Baden-Württemberg: Freiräume in Stadtlandschaften – Modellraum Ludwigsburg, Stuttgart 1979, 96 S.
- Müller, Jörg: Alle Jahre wieder saust der Presslufthammer nieder; oder: Die Veränderung der Landschaft; Bildmappe Aarau/Frankfurt 1973.
- Müller, Jörg: Hier fällt ein Haus, dort steht ein Kran und ewig droht der Baggerzahn; oder: Die Veränderung der Stadt; Bildmappe Aarau/Frankfurt 1976.
- Riedel, Wolfgang: Einige grundlegende Gedanken zu einer Behandlung von Landschaftsveränderung und Landschaftswandel im Geographieunterricht, Geographie und Schule, Heft 30/1984, S. 1-6.

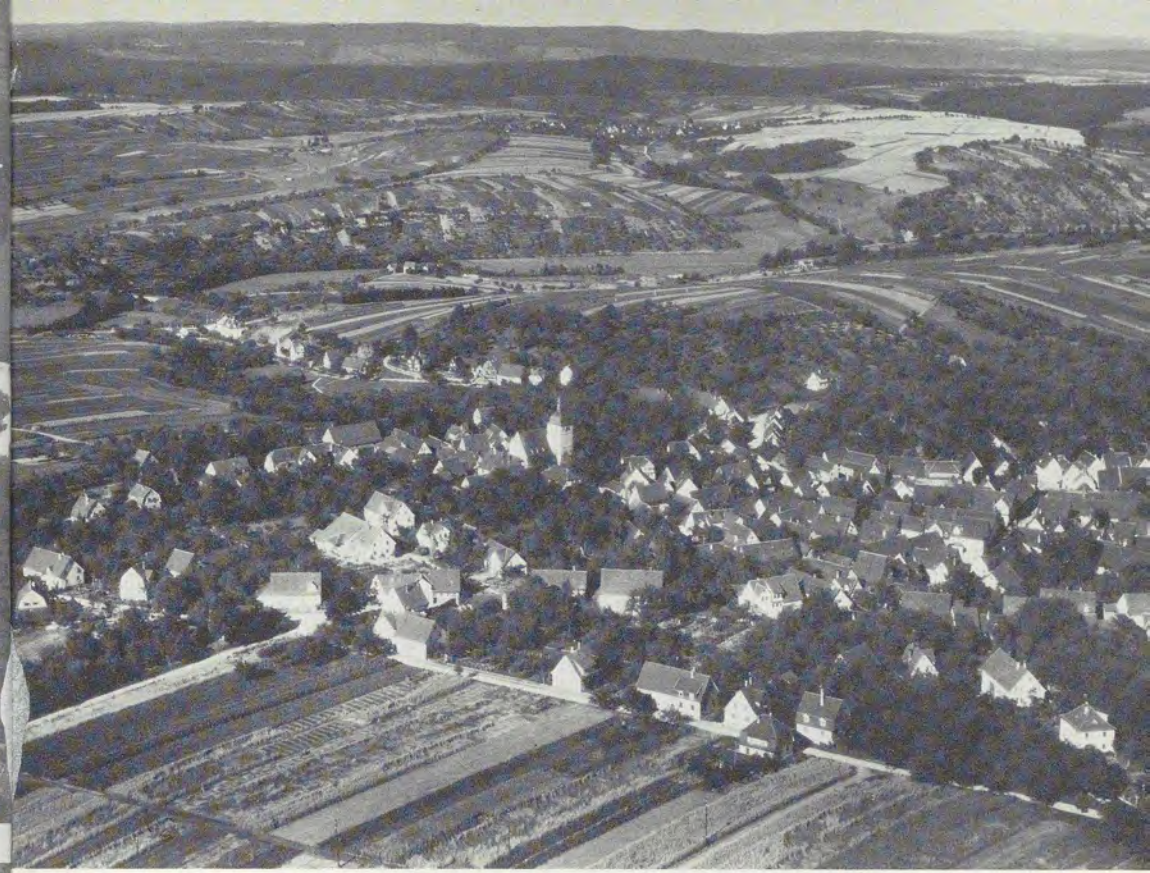


Affalterbach von Osten, 1.7.1930 und 7.6.1983





Benningen von Nordosten, 1923 und 21.7.1983

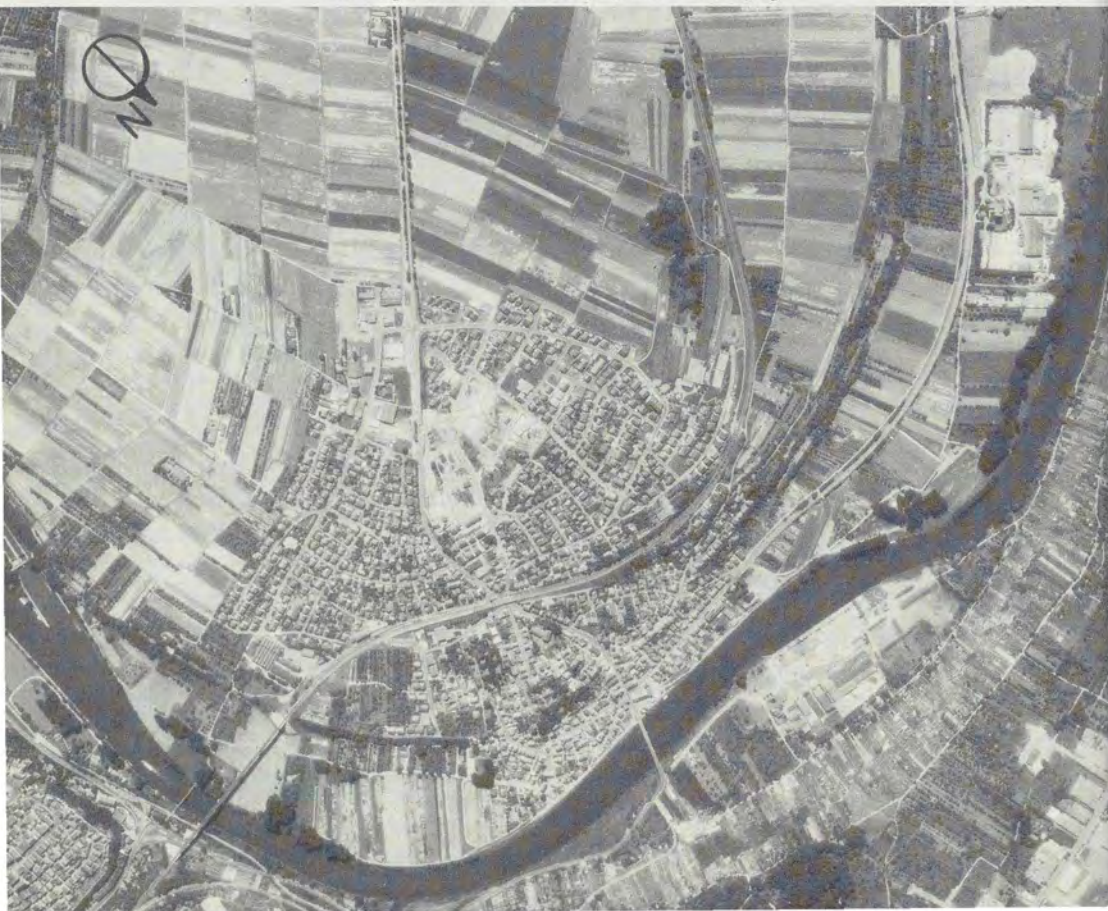


Erdmannshausen von Südwesten, 13.8.1933 und 21.7.1983; auf dem oberen Bild im Hintergrund das Murrthal und Rielingshausen.





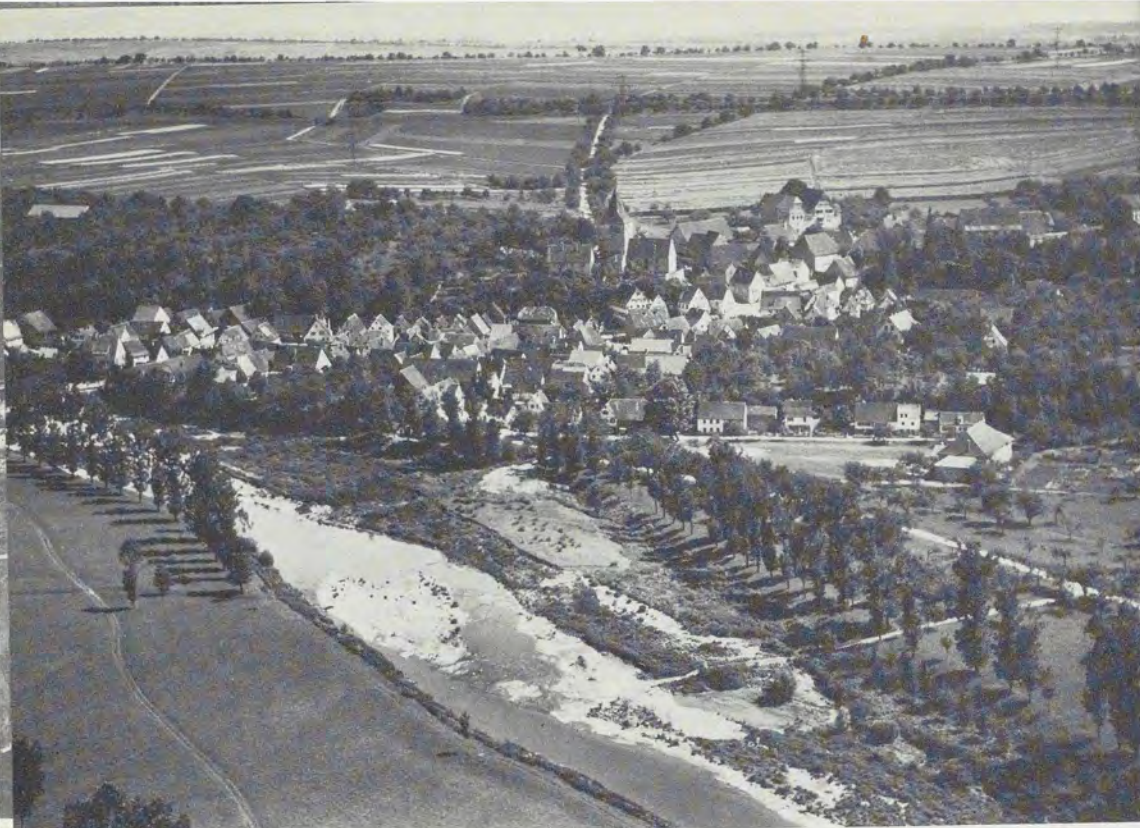
Benningen von Nordosten, 1923 und 21.7.1983





Erdmannshausen von Südwesten, 13.8.1933 und 21.7.1983; auf dem oberen Bild im Hintergrund das Murrthal und Rielingshausen.





Freiberg-Beihingen von Nordwesten; 30.6.1930 und 21.7.1983; beachtenswert der Neckar früher und heute.



Freiberg-Geisingen von Westen, 13.8.1933 und 21.7.1983; im Hintergrund auf dem oberen Bild Beihingen.





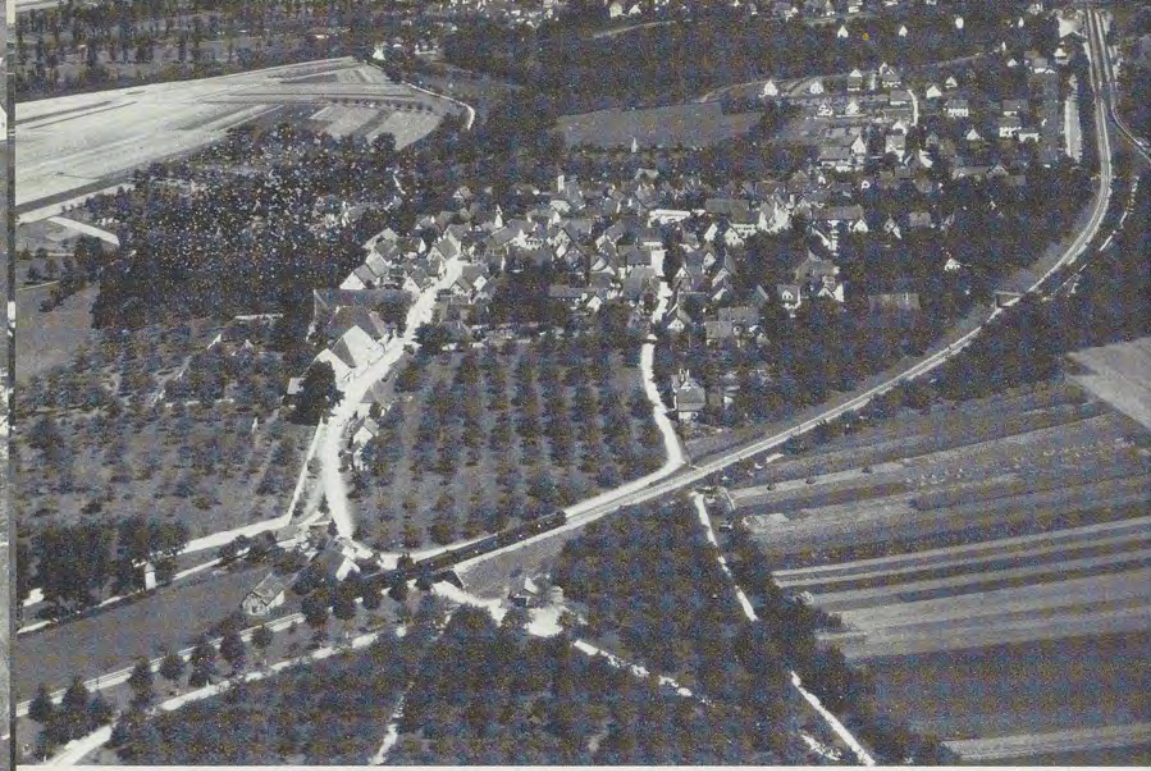
Freiberg-Beibingen von Nordwesten; 30.6.1930 und 21.7.1983; beachtenswert der Neckar früher und heute.





*Freiberg-Geisingen von Westen, 13.8.1933 und 21.7.1983;
im Hintergrund auf dem oberen Bild Beibingen.*





Freiberg-Heutingsheim von Südwesten, 13.8.1933 und 21.7.1983; im Vordergrund auf dem oberen Bild ein Zug auf der heute aufgelassenen Strecke Beibingen-Bietigheim.



Großsingersheim von Nordwesten, 30.6.1930 und 21.7.1983; im Hintergrund oben die Neckarau mit dem damals neuen Neckarkanal.





Freiberg-Heutingsheim von Südwesten, 13.8.1933 und 21.7.1983; im Vordergrund auf dem oberen Bild ein Zug auf der heute aufgelassenen Strecke Beihingen-Bietigheim.





Großingersheim von Nordwesten, 30.6.1930 und 21.7.1983; im Hintergrund oben die Neckaraue mit dem damals neuen Neckarkanal.

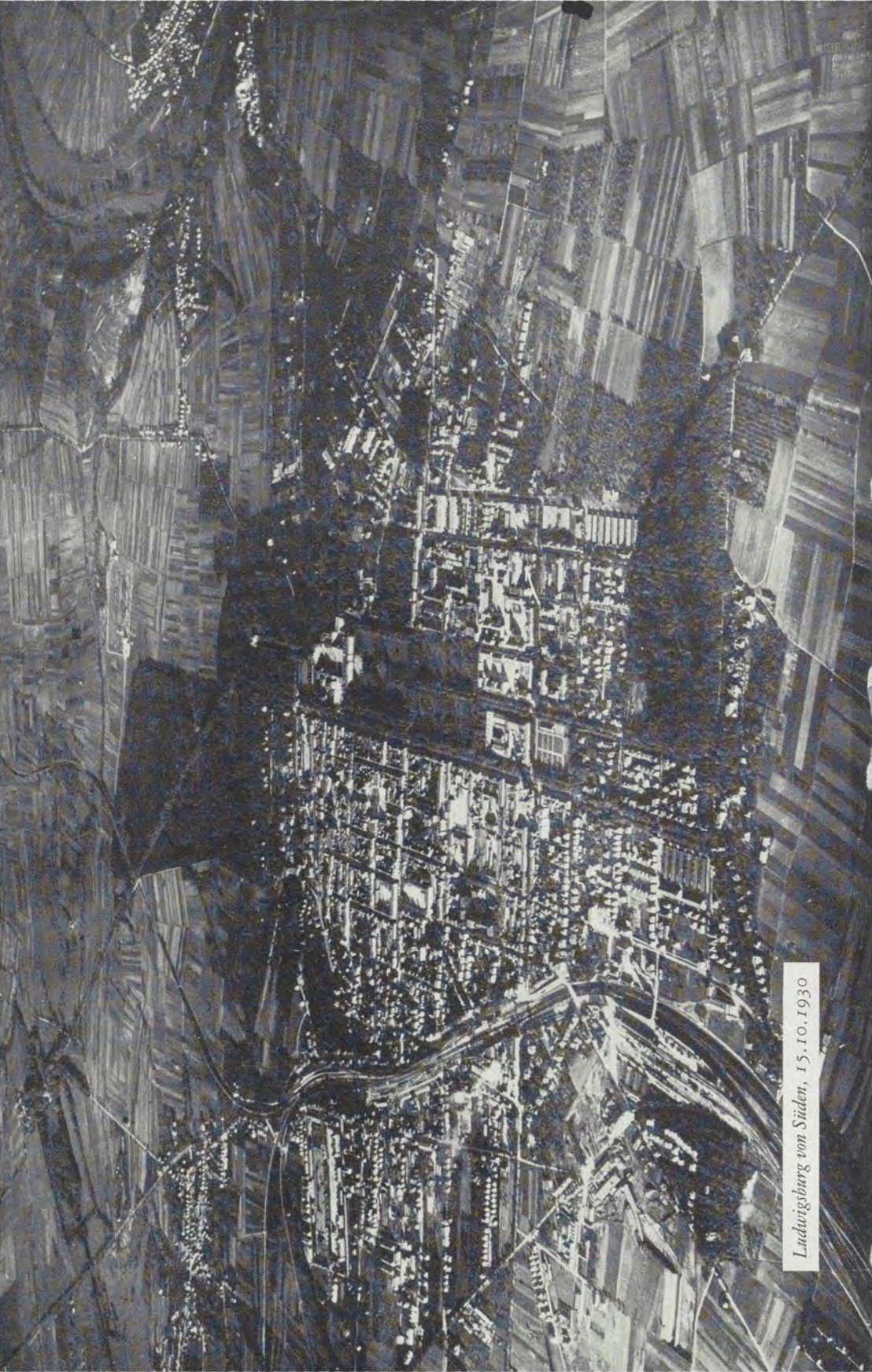




Ludwigsburg von Süden, 15.10.1930



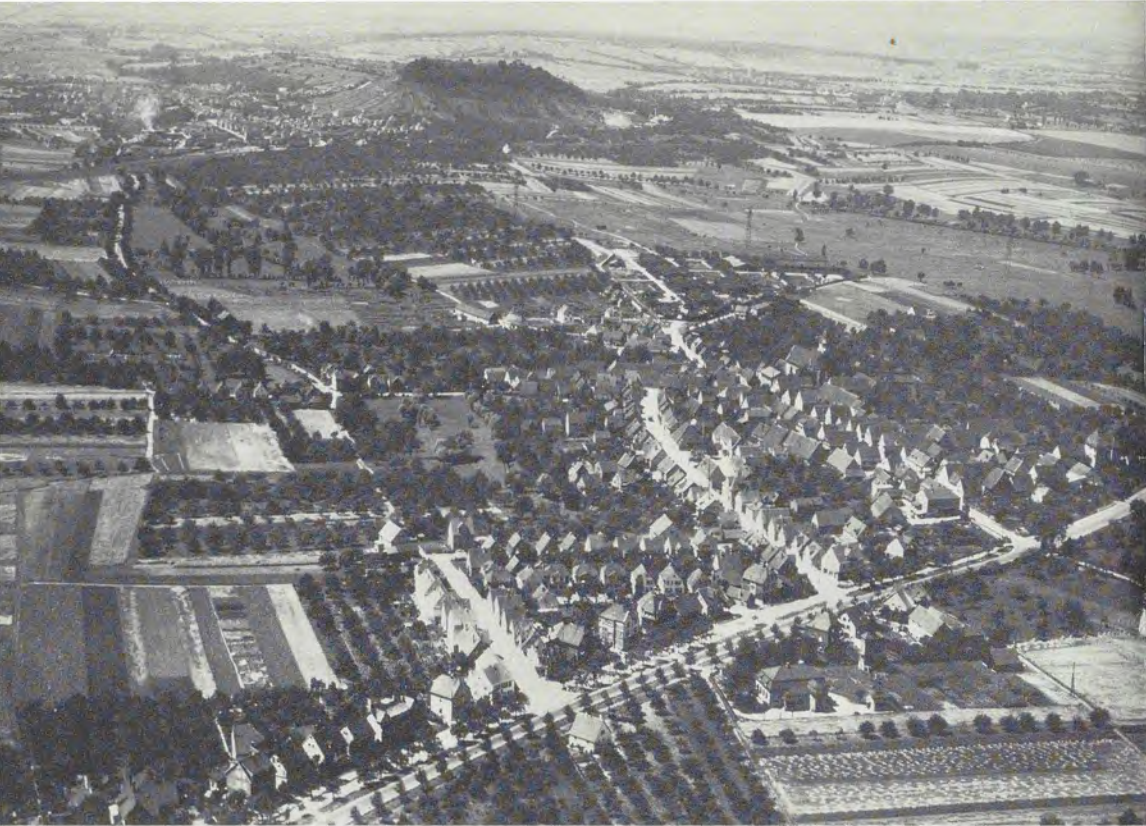
Ludwigsburg 21.7.1983



Ludwigsburg vom Süden, 15.10.1930



Ludwigsgurg 21.7.1983



Ludwigsburg-Eglosheim von Osten, 23.7.1931 und 21.7.1983; im Hintergrund der Hohenasperg.



Poppenweiler von Südwesten, 1924 und 21.7.1983.





Ludwigsburg-Eglosheim von Osten, 23.7.1931 und 21.7.1983; im Hintergrund der Hohenasperg.



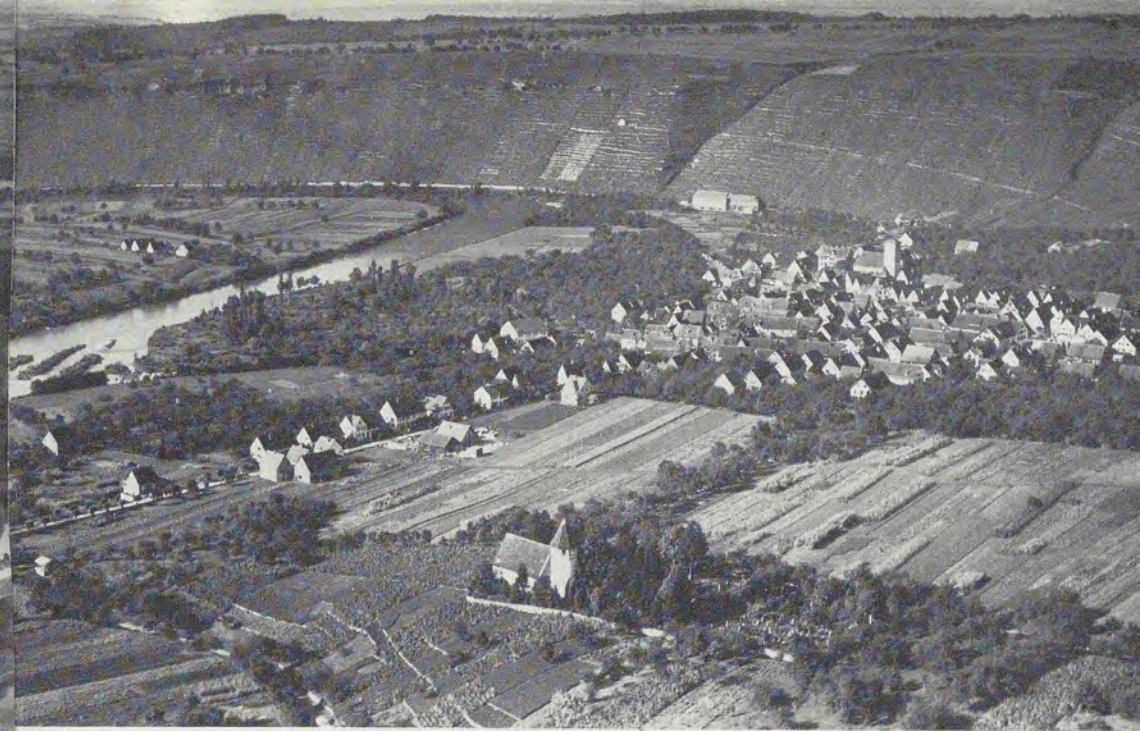


Poppenweiler von Südwesten, 1924 und 21.7.1983.





Marbach von Nordwesten, 1926 und 21.7.1983.



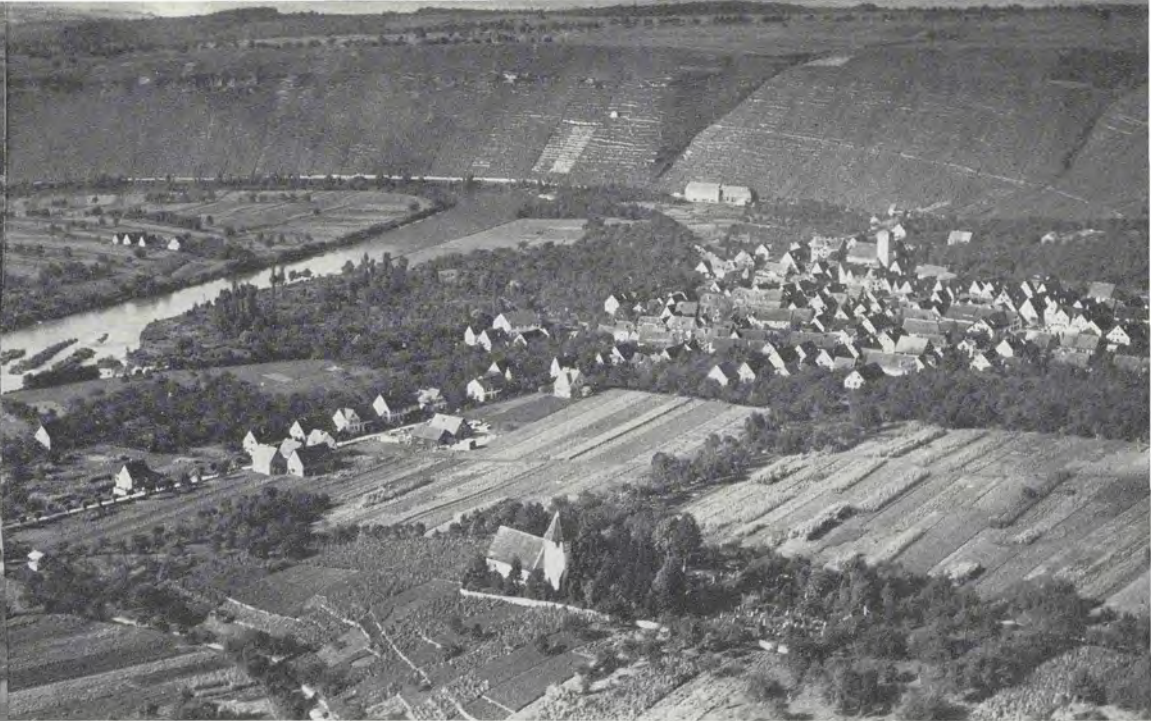
Mundelsheim von Südosten, 1.10.1927 und 21.7.1983





Marbach von Nordwesten, 1926 und 21.7.1983.





Mundelsheim von Südosten, 1.10.1927 und 21.7.1983

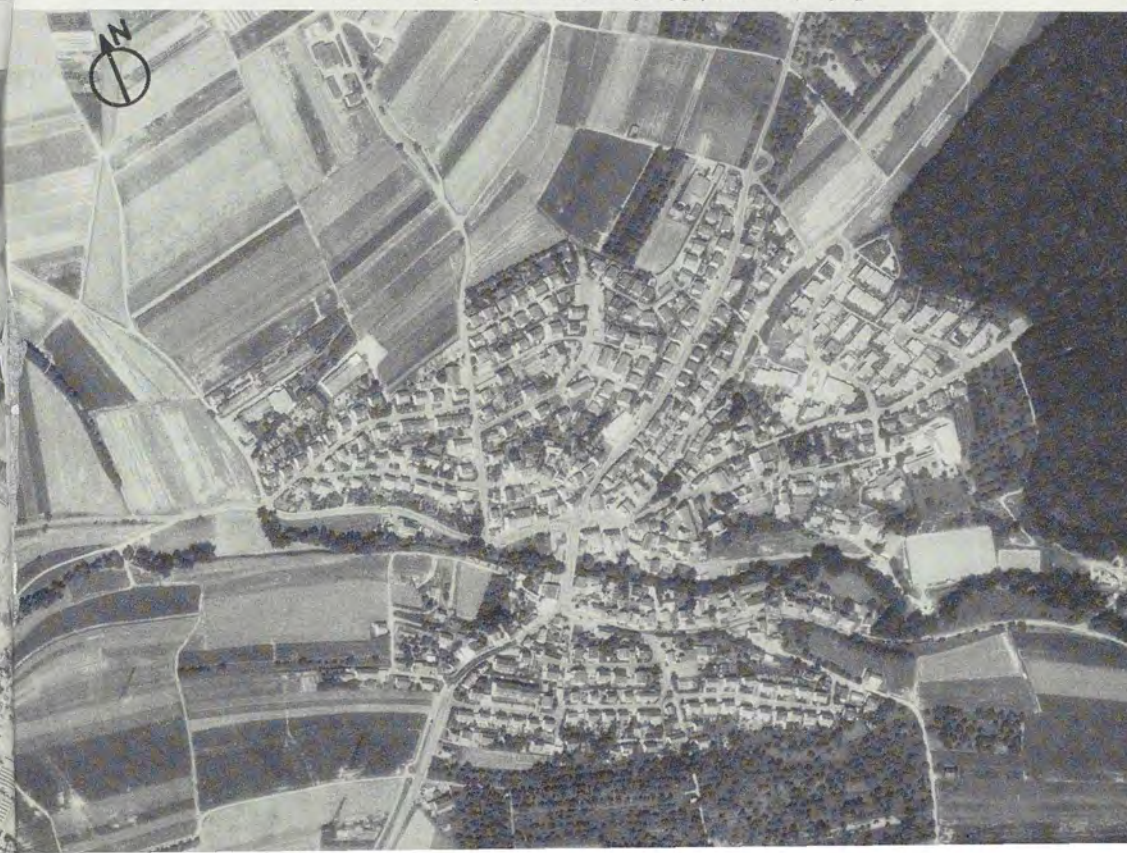




Murr von Südosten, 1926 und 21.7.1983; interessant die frühere Murrschlinge, von der heute noch einige Pappeln zeugen.



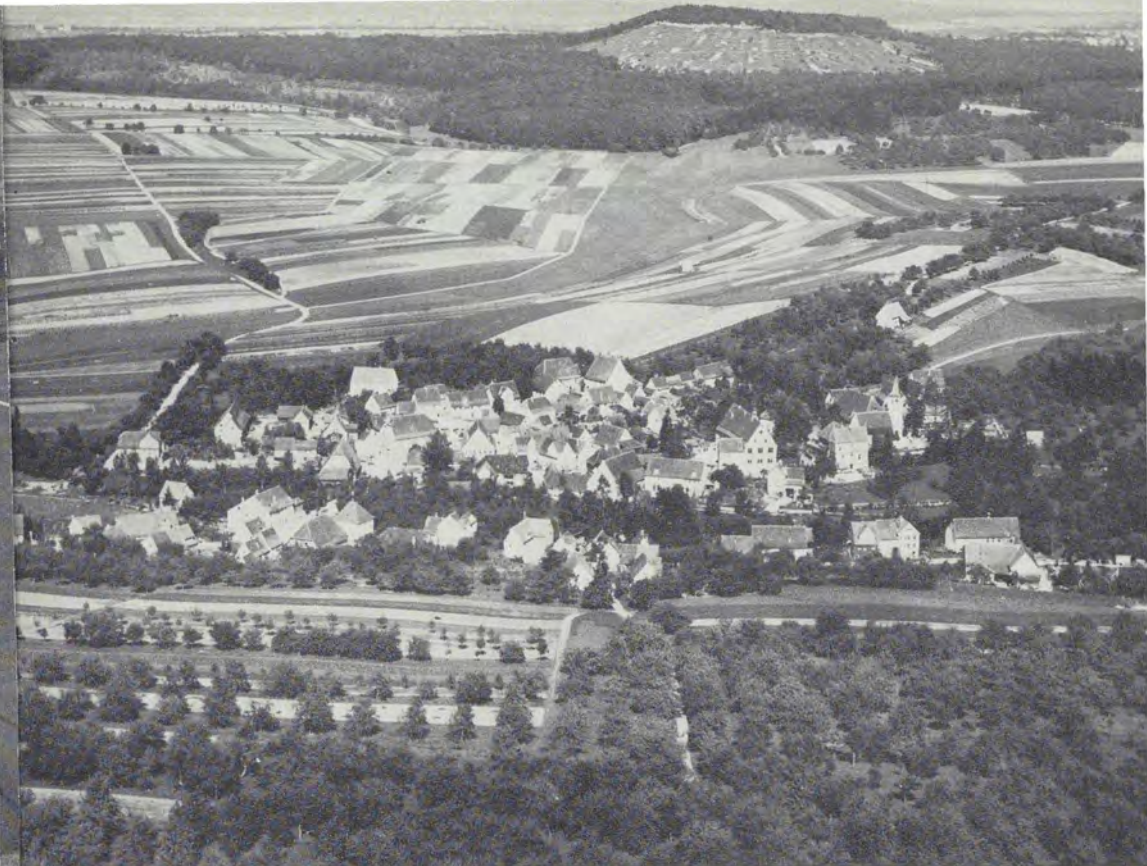
Remseck-Hochdorf von Süden, 18.9.1934 und 21.7.1983.





Murr von Südosten, 1926 und 21.7.1983; interessant die frühere Murrschlinge, von der heute noch einige Pappeln zeugen.



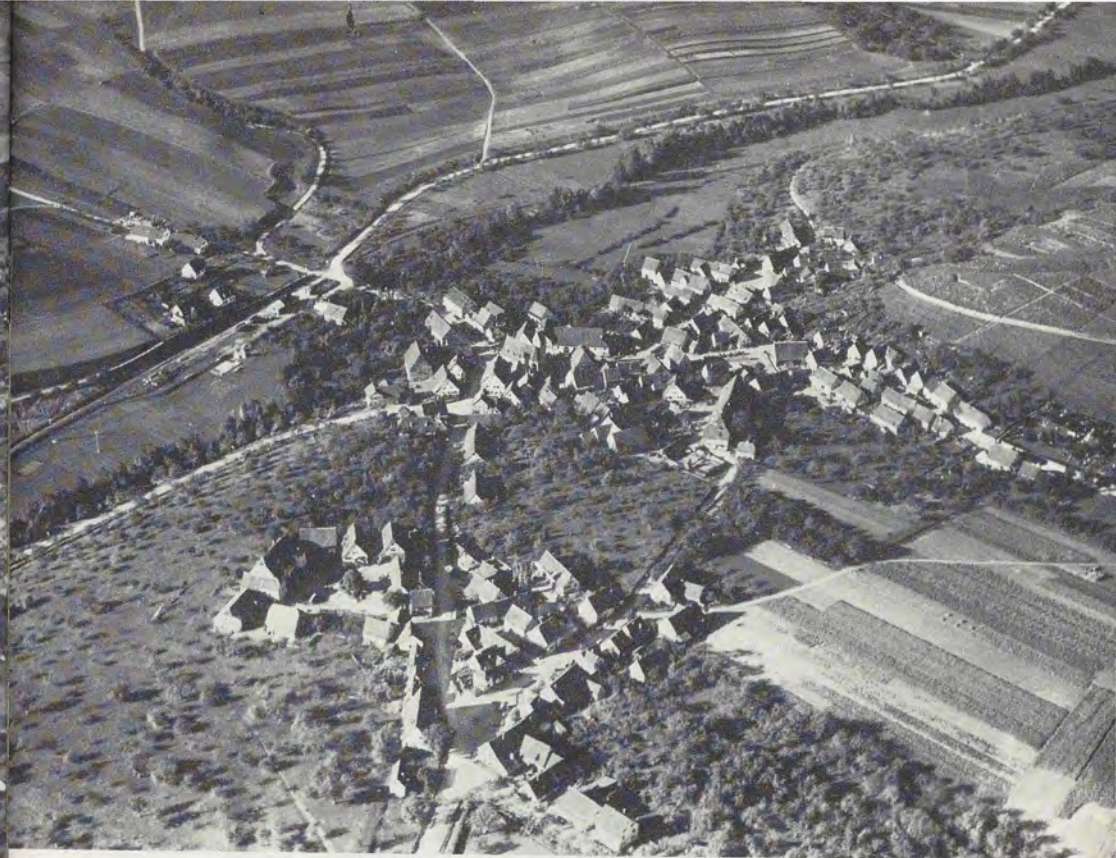


Remseck-Hochdorf von Süden, 18.9.1934 und 21.7.1983.





Steinheim von Südosten, 1921 und 21.7.1983.



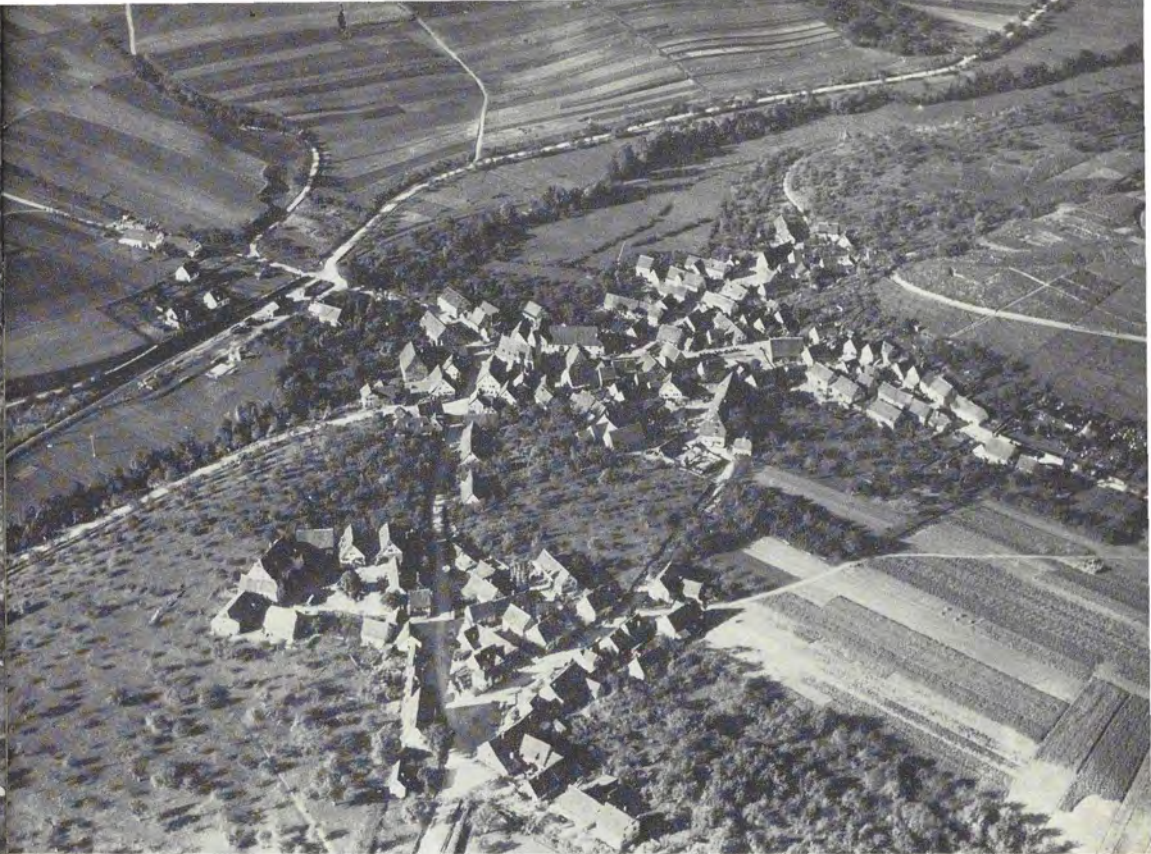
Kleinbottwar von Südosten, 1921 und 21.7.1983.





Steinheim von Südosten, 1921 und 21.7.1983.





Kleinbottwar von Südosten, 1921 und 21.7.1983.



700 Jahre Stadt Bönningheim*

Von Paul Sauer

Bönningheim ist eine der ältesten Siedlungen unserer engeren Heimat. Seine Anfänge reichen in die sogenannte alemannische Landnahmezeit des 3. bis 5. Jahrhunderts zurück. Seit Beginn des 6. Jahrhunderts fränkisch, entwickelte es sich – möglicherweise durch den Zusammenschluß mehrerer Kleinsiedlungen – zu einem ansehnlichen Dorf, dem Landwirtschaft und bald auch Weinbau das Gepräge gaben. 793 wird es im Zusammenhang mit der Schenkung der Nonne Hiltburg, einer Angehörigen des fränkischen Hochadels, an das Kloster Lorsch erstmals urkundlich erwähnt. Das Kaisergeschlecht der Hohenstaufen erkannte die strategische Bedeutung des am Südrand des Zabergäus und im Schnittpunkt zweier Straßen, darunter der wichtigen in die Pfalz führenden Fernstraße Cannstatt – Bietigheim – Brackenheim, gelegenen Orts; es errichtete hier ein



Die Ganerbenburg in der nordwestlichen Ecke der Stadtbefestigung.

»castrum«, eine Burg. Diese wird 1183 unter den Besitzungen Kaiser Friedrich Barbarossas aufgeführt. Vielleicht faßten bereits die Hohenstaufen den Plan, auf Markung Bönningheim eine Stadt anzulegen. Über das Projektstadium kamen sie aber schwerlich hinaus. Am 11. September 1284, also vor nunmehr 700 Jahren, erscheint Bönningheim erstmals als »civitas«, als Stadt. Damals sah sich das hochverschuldete Kloster Hirsau, zwei Jahrhunderte zuvor Mittelpunkt der cluniazensischen Klosterreform in Deutsch-

* Vortrag bei dem von der Stadt Bönningheim am 6. Juli 1984 veranstalteten Festakt »700 Jahre Stadtrecht«.

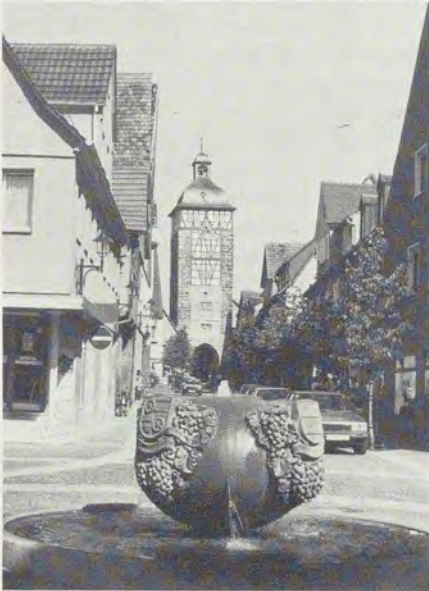
land, gezwungen, seinen offensichtlich nicht unbeträchtlichen Besitz in Bönningheim und Botenheim an das aufstrebende Zisterzienserkloster Bebenhausen, eine Gründung der Pfalzgrafen von Tübingen, zu veräußern. Wir wissen nicht, wer der Stadtgründer Bönningheims war. Einigermaßen sicher scheint, daß die Stadterhebung nicht allzu lange vor 1284 erfolgt war, denn die junge Stadt, eine regelmäßige bauliche Anlage, für die wahrscheinlich ein Standort abseits vom bisherigen Dorf gewählt worden war, machte damals einen noch sehr unfertigen Eindruck. Auch ging sie erst jetzt daran, sich mit einem wesentlichen städtischen Attribut, nämlich dem der Ummauerung, auszustatten. Die wenig zahlreiche und nicht eben wohlhabende Bürgerschaft zeigte sich jedoch außerstande, dieses von ihr begonnene aufwendige Unternehmen zu Ende zu führen. Kloster Bebenhausen sprang ein. Es erklärte sich im April 1286 bereit, innerhalb der nächsten beiden Jahre eine Mauer, 1 Kanne, d.h. eine Meßrute (etwa 2,25 cm), hoch und 400 Kannen lang, zu errichten. Dies entsprach exakt dem Teil der Stadtmauer, deren Bau die Bürgerschaft selbst zuwege gebracht hatte. Das Kloster leistete indessen seine Hilfe keineswegs uneigennützig. Es verlangte von der Stadt nicht nur im Lauf der nächsten drei Jahre vollen finanziellen Ersatz für seinen Aufwand, sondern es setzte auch für seine Besitzungen in Bönningheim die gänzliche Abgabefreiheit durch. Dem damaligen Herrn der Stadt, Graf Albrecht von Hohenberg, blieb nichts anderes übrig, als die Forderungen Bebenhausens anzuerkennen. Dieser Albrecht von Hohenberg gehörte zu den glänzendsten Vertretern des schwäbischen Hochadels seiner Zeit. An seinem Hof in Rottenburg besaß der höfische Minnesang eine Heimstätte, lebte die anderwärts schon dem Niedergang verfallene hohe Kultur der Stauferzeit fort. Doch war Albrecht auch ein hervorragender politischer Kopf und ein tüchtiger Krieger. Sein Schwager, König Rudolf von Habsburg, hatte in ihm einen verlässlichen Sachwalter in Niederschwaben, dessen Reichslandvogtei er ihm übertragen hatte. In harten Kämpfen wußte sich Albrecht der Übergriffe schwäbischer Großer auf Reichsgut zu erwehren. Einen der Streitbarsten unter ihnen, Graf Hartmann von Grüningen, der sich der Reichsstadt Markgröningen bemächtigt hatte und auch im Zabergäu Fuß zu fassen versuchte, besiegte er. Hartmann beschloß 1280 sein Leben in der Gefangenschaft auf dem Hohenasperg. Es spricht einiges dafür, daß der einer Seitenlinie der Grafen von Württemberg angehörende Grüningen beabsichtigt hatte, die Reichsburg Bönningheim in seine Gewalt zu bringen, oder daß ihm dies vorübergehend sogar gelungen war. Albrecht andererseits, mit sicherem Blick für die strategisch vorteilhafte Lage Bönningheims, hielt es offenbar für angezeigt, die Burg um eine befestigte Stadt zu erweitern und dadurch Bönningheim zu einem wehrhaften Stützpunkt der Königsmacht auszubauen. Da uns die Quellen im Stich lassen, können wir dies allerdings nicht mit Bestimmtheit sagen. Doch gehen wir kaum fehl, wenn wir in Graf Albrecht von Hohenberg den Stadtgründer sehen. Hingegen ist wenig wahrscheinlich, daß, wie gelegentlich angenommen worden ist, Bönningheim seine Stadterhebung den Hohenstaufen verdankt. Das große Kaisergeschlecht spielte seit dem Tod Kaiser Friedrichs II. im Jahr 1250 in Südwestdeutschland kaum noch eine Rolle. Auch hatte es seit der Mitte des 13. Jahrhunderts im Bereich des Städtebaus keine nennenswerte Aktivität mehr entfaltet. Daß Bönningheim von Albrecht als Reichsstadt konzipiert war, beweist der Reichsadler, den die Stadt 1285 und 1286 im Wappen führte. Indessen blieb die Reichsstadt Episode. 1288 verkaufte Konrad von Magenheim u.a. die obere Burg Magenheim sowie die Stadt Bönningheim unter Wahrung der Mainzer Lehnrechte an König Rudolf von Habsburg. Lediglich den Bönningheimer Kirchensatz, den er seinem Sohn Zeisolf übertragen hatte, nahm er aus. Von dem Reichsstadtstatus Bönningheims war in der Verkaufsurkunde von 1288 nirgendwo die Rede. Wie aber kamen die Magenheimer in den Besitz der Stadt? Urkunden, die hierüber Aufschluß geben, haben sich bislang nicht auffinden lassen. Wir müssen uns mit Ver-

mutungen begnügen. Durch die Schenkung der Nonne Hiltburg gelangte Bönningheim, wie bereits erwähnt, im Jahr 793 in den Besitz des Klosters Lorsch, das es aber nicht selbst behielt, sondern es als Lehen einer Adelsfamilie überließ. 1232 wurde Lorsch dem Erzstift Mainz einverleibt. Seine Eigentums- und Lehensrechte gingen an das Erzstift über. Als Graf Albrecht von Hohenberg Bönningheim zur Stadt erhob und es an das Reich zu bringen suchte, fühlte sich Mainz in seinen Rechten als Lehensherr verletzt. Der Erzbischof von Mainz aber war der Primas Germaniae, der erste geistliche Fürst Deutschlands. Sein politischer Einfluß als Erzkanzler des Reichs war nicht zu unterschätzen. Für den deutschen König empfahl es sich, ihm möglichst entgegenzukommen. Aller Wahrscheinlichkeit nach vermochte der Erzbischof geltend zu machen, daß die neue Stadt auf Mainzer Grund und Boden errichtet worden war, daß über sie danach nicht der Reichslandvogt zu befinden hatte, sondern daß dies Mainz zustand. Seine Lehensträger, die Herren von Magenheim, hatten über die ihnen verliehenen Besitzungen allerdings eine weitgehende Verfügungsgewalt; sie konnten sie, wenn die Mainzer Lehensrechte gewahrt blieben, auch veräußern. Genau dies tat Konrad von Magenheim im Jahr 1288.

Das weitere Geschick Bönningheims gestaltete sich sehr wechselhaft. Der Reichsadler verschwand aus seinem Wappen. An seine Stelle trat das Mainzer Rad, dem sich später noch ein steigender Mond zugesellte. Der Mond war sehr wahrscheinlich nicht, wie häufig behauptet worden ist, dem Wappen der Herren von Magenheim entnommen, vielmehr dürfte er aus dem Wappen der Herren von Wöllwarth abzuleiten sein; die Wöllwarth hatten lange das Patronatsrecht an der Bönningheimer Kirche inne. Wenn Konrad von Magenheim Bönningheim an König Rudolf verkaufte, dann vielleicht auch deshalb, um den König nach dem Scheitern der ihm ohne Zweifel genehmen Reichsstadtpläne seines Schwagers Albrecht günstig zu stimmen. König Rudolf behielt Bönningheim nicht, sondern überließ die neuerworbenen Besitzungen seinem Sohn Albrecht von Löwenstein. Nach dem frühen Tod Albrechts (1304) heiratete seine Witwe Markgraf Rudolf von Baden, und dieser erwarb von den Vormündern der minderjährigen Söhne Albrechts Bönningheim. Die Markgrafen von Baden besaßen damals eine starke Stellung im mittleren Neckarraum. Einen Eckpfeiler ihrer Herrschaft bildete Besigheim. Doch anders als die Grafen von Württemberg, die ihren Machtbereich zielstrebig ausweiteten und im Lauf des 14. Jahrhunderts zum größten Territorialherrn in unserer Gegend aufrückten, nutzten sie die sich ihnen bietende Chance zum Ausbau ihrer Position nicht, im Gegenteil: durch Verkäufe schwächten sie sie. So auch im Fall von Bönningheim. Statt den Schlüssel zum Zabergäu festzuhalten und ihrer Feste Besigheim eine Art Flankenschutz gegen die andrängenden Württemberger zu verschaffen, gaben sie ihn beinahe leichtfertig aus der Hand. Gewiß, ihr Herrschaftsschwerpunkt hatte sich längst vom Neckargebiet an den Oberrhein verlagert. Aber sehr weitsichtig war ihre Politik nicht. 1338 verkaufte Markgraf Rudolf von Baden Bönningheim an Ritter Friedrich von Sachsenheim. Graf Ulrich III. von Württemberg, der sich Hoffnungen auf die Stadt gemacht hatte, soll darauf sehr verärgert reagiert haben.

Die Veräußerung Bönningheims an das reichbegüterte Rittergeschlecht derer von Sachsenheim leitete eine neue Epoche in der Geschichte der Stadt ein. Es zeigte sich rasch, daß die Behauptung der Herrschaft Bönningheim über die Kräfte der Sachsenheim ging. Sie mußten sich im Einverständnis mit dem Mainzer Lehensherrn zu Teilverkäufen entschließen. Indessen dürfte es vor allem dem Erzstift Mainz zu verdanken gewesen sein, wenn eine Aufsplitterung Bönningheims in mehrere Herrschaftsbereiche und damit eine Zerstörung des städtischen Gemeinwesens vermieden wurde. Die Inhaber der Stadt – und es waren dies seit dem 15. Jahrhundert neben den Sachsenheim, die Gemmingen, die Neipperg und die Liebenstein – wählten eine Rechtsform, die die Einheit Bönningheims auf Dauer gewährleistete: sie machten es zu einer Ganerbschaft. Als Ganerben, als

Miterben, so die Bedeutung des mittelhochdeutschen Worts, oblag ihnen, in allen die Stadt und ihre Bürgerschaft betreffenden Angelegenheiten gemeinschaftlich zu handeln und zu entscheiden. Mit der Rechtsreform der Ganerbschaft oder des Ganerbiats ließen sich Sonderrechte in besitzmäßiger Hinsicht ohne weiteres vereinbaren. So bezeichneten sich die Herren von Sachsenheim, Gemmingen, Neipperg und Liebenstein mit Fug und Recht als Inhaber von jeweils einem Viertel der Stadt. Die Gemmingen, Neipperg und Liebenstein behaupteten ihre durch die Haupt-, die Michaelsberg- und die Kirchstraße eindeutig voneinander geschiedenen Bezirke unverändert und ungeteilt über lange Zeit. Die Sachsenheim beschränkten einen anderen Weg. Entsprechend der ihnen wie den anderen Ganerben eingeräumten Verfügungsgewalt über das ihnen im 15. Jahrhundert verliehene Viertel – die anderen drei Viertel hatten sie, wie wir hörten, schon zuvor veräußert – spalteten sie ihren Stadtbezirk auf und verkauften die Teile an zahlreiche andere Adelsgeschlechter, und diese teilten ihren Besitz bei Verkäufen oder bei Erbteilungen nicht selten noch weiter – bis herunter zu $1/64$ des Stadtareals. Nun wäre es im Rahmen meines Referats ein müßiges, aber auch ein verwirrendes und damit ärgerliches Unterfangen, wollte ich versuchen, die Fäden der Besitzgeschichte des Sachsenheimischen Viertels, des nordwestlichen Viertels unserer Stadt, vor Ihnen aufzudröseln. Überlassen wir dies der Spezialforschung.



*Die Hauptstraße mit dem oberen Torturm, dem Killesturm.
Im Vordergrund der Ganerbenbrunnen mit den Wappen der Hauptganerben, die zu den jeweiligen Vierteln zeigen.*



Das Steinbaus im Maierhof, das älteste Wohnbaus Bönningheims.

Am Anfang des Bönningheimer Ganerbiats steht der Burgfrieden von 1388; es ist zugleich ein wichtiger Meilenstein der Stadtgeschichte. Die damaligen Inhaber Bönningheims, Dieter von Gemmingen, Eberhard von Neipperg, Wilhelm von Sachsenheim und Wernher von Neuhausen, verpflichteten sich, ihre jeweiligen Rechtsansprüche nicht gewaltsam durchzusetzen, sondern sich in allen zwischen ihnen strittigen Fragen der gerichtlichen Entscheidung zu unterwerfen. Auch wollten sie der Niederlassung nur von solchen Personen in der Stadt zustimmen, die den Bürgern und sogenannten armen Leuten »nicht schädlich« waren. Schließlich versprachen sie, die Bewohner wirksam zu schützen und zu fördern, ihre Rechte zu achten. Ein zweiter Burgfriedensvertrag vom Jahr 1390, der sein besonderes Gewicht dadurch erhielt, daß das Erzstift Mainz einer der Vertragspartner war, gestand den hinter den verschiedenen Herrschaften gesessenen »Bürgern und armen Leuten« bei der Wahrnehmung ihrer Interessen in beschränktem Umfang eine eigenständige Rolle zu. Sie sollten, so hieß es in dem Dokument, in allem, was sie miteinander zu schaffen oder voneinander zu gewinnen hätten, »Recht nehmen und geben nach der Stadt Recht zu Bönningheim«. Wer »Zweigung und Ufflauf«, also einen gewaltsamen Streit, vom Zaun brach, den veranlaßte künftig die Obrigkeit, seine Sache vor dem Gericht in Bönningheim auszutragen. Die Bürgerschaft hatte den Burgfrieden zu beschwören, seine Einhaltung eidlich zu geloben. Die ritterschaftlichen Ganerben legten gegenüber dem Erzbischof und Kurfürsten von Mainz das bindende Versprechen ab, die Teile von Burg und Stadt, die sie innehatten, lediglich an einen, der ihr »Genoß«, d.h. der ihnen standesgleich war, zu veräußern. Damit war das stadtpolitische Geschick Bönningheims auf Jahrhunderte hinaus vorprogrammiert. Abgesehen vom Erzbischof von Mainz, dem Lehensherrn, bestimmten es die ritterschaftlichen Ganerben, die sich in seinen Besitz teilten. Dem Expansionsdrang der Grafen, seit 1495 Herzöge von Württemberg, die vom 14. Jahrhundert an im Zabergäu Position um Position erlangten, war im Fall der Stadt Bönningheim und des mit ihr eng verbundenen Dorfes Erligheim ein Riegel vorgeschoben. Bönningheim wurde nach und nach vom Territorium der Württemberger beinahe vollständig eingeschlossen.

Um ihrer Verantwortung für Stadt und Bürgerschaft gerecht zu werden, wählten die Ganerben aus ihrem Kreis jeweils auf drei Jahre einen Baumeister. Ihm kam das entscheidende Wort in städtischen Angelegenheiten zu, deren Erledigung keinen Aufschub duldete. Mit einer beschränkten Strafgewalt ausgestattet, hatte er für Ruhe und Ordnung zu sorgen, Gewalt und Unrecht zu wehren. Einmal im Jahr traten die Ganerben zu einer ordnungsgemäßen Sitzung, dem Ganerbentag, zusammen. Außer zu solchen regelmäßigen Sitzungen konnte der Baumeister, falls es die Umstände erforderten, seine Standesgenossen auch zu außerordentlichen Sitzungen einberufen. Die Ganerbentage bildeten das oberste Beschlußorgan der Stadt; sie entschieden in allen grundsätzlichen oder besonders wichtigen Fragen des bürgerlichen Gemeinwesens und übten die Aufsicht über das Stadtgericht aus.

Daß sich die Interessen und Rechtsauffassungen der einzelnen Ganerben mitunter schwer zur Deckung bringen ließen, liegt auf der Hand. »Unordnungen, Irrung und Gebrechlichkeit« stellten sich, wie wir hören, ein; sie waren der Entwicklung Bönningheims nicht förderlich. Mainz mußte eingreifen. 1452 einigte sich Dietrich, »des heiligen Stuhls zu Mainz Erzbischof«, mit den Ganerben auf eine Stadtordnung. Diese traf Bestimmungen über die Zusammensetzung des Stadtgerichts, die Berufung des Schultheißen, die Erhebung des Ungelts, d.h. der Abgabe beim Weinausschank, die sonstigen Gefälle und Abgaben, die Sicherheit der Stadt, die ordnungsgemäße Bewirtschaftung der Feldmarkung und die Erhaltung der Waldungen. Greifen wir einige Punkte heraus: Die Ganerben benannten aus den einzelnen Stadtvierteln insgesamt vier Richter. Diese wählten weitere acht Richter, aus jedem Viertel zwei. Die lebenslänglichen Richter

ergänzten sich durch Zuwahl. Das Amt des Schultheißen bzw. des gemeinen Amtmanns wechselte jährlich zwischen den Vierteln. Die zum baulichen Unterhalt der Ganerbenburg vom Baumeister angeordneten Arbeiten hatten die Bürger in der Fron zu leisten. Damit der Stadt und den Bürgern stets ausreichend Holz für Bauzwecke zur Verfügung stand, sollten 200 Morgen Wald »gehegt«, d.h. vor Raubbau, also unzeitigem Holzeinschlag, geschützt sein. Die in der Stadt noch zahlreich vorhandenen Strohdächer waren



Innes der Stadtkirche. Als einzige Kirche Württembergs hat sich hier die spätgotische Ausstattung mit Lettner und Hochaltar erhalten.

zur Verminderung der Brandgefahr raschestens durch Ziegeldächer zu ersetzen. Auf die Aufrechterhaltung von Zucht und Ordnung in der Bürgerschaft legte die Obrigkeit besonderen Wert. So verbot sie unter Androhung von Geldstrafen das Würfelspiel.

Wirtschaftlich bedeutsam für Bönningheim war die 1477 mit Erlaubnis von Erzbischof Dieter erfolgte Verlegung der zwei seither in Ruwenclingen (Rauhenklingen) am Fuß des Michaelsberg abgehaltenen Jahrmärkte in die Stadt. Die Verlegung, die damit begründet wurde, es könnte der Bürgerschaft aus den »unbefriedet im Feld« am Michaels- und am Kreuztag stattfindenden Märkten Schaden erwachsen, vermittelte dem städtischen Gewerbe belebende Impulse und verstärkte die zentralörtlichen Funktionen Bönningheims für die nähere Umgebung. Längst hatte sich auch die dem heiligen Cyriacus geweihte Pfarrkirche aus ihrer Abhängigkeit von der Mutterkirche auf dem Michaelsberg gelöst und war zum geistlichen Mittelpunkt der Stadt aufgestiegen. Das mit Pfründen und Altären reich ausgestattete imposante gotische Gotteshaus zeugt vom frommen Sinn, aber auch vom stolzen Selbstbewußtsein der Ganerben wie der Bürgerschaft. Der von Matthias Ensinger aller Wahrscheinlichkeit nach im Auftrag des Mainzer Erzbischofs geschaffene Lettner gehört zu den spätgotischen architektonischen Kostbarkeiten unseres Landes. Ein Schmuckstück ist auch der Anfang des 16. Jahrhunderts entstandene Hochaltar.

Eine bemerkenswerte Aufgeschlossenheit zeigten die Bönningheimer für das Schul- und Bildungswesen. Bereits Ende des 15. Jahrhunderts bestand in der Stadt eine Lateinschule, nach der Einführung der Reformation kam eine deutsche Schule hinzu. 1411 erscheint der erste Studierende aus Bönningheim in den Matrikeln der Universität Leipzig, drei Jahre darauf ist der erste Bönningheimer in Heidelberg immatrikuliert. In Tübingen lassen sich bis 1544 acht, in Heidelberg bis 1657 gar 46 Bönningheimer Studierende nachweisen. Erster Dekan der Artistenfakultät an der neugegründeten Universität Wittenberg wurde 1502 der aus unserer Stadt stammende Sigismund Epp. Maßgeblichen Einfluß auf die Durchführung der Reformation im Herzogtum Württemberg unter Herzog Christoph hatte Bartholomäus Käs, Sohn eines hiesigen Schmieds und erster evangelischer Propst des Klosters Denkendorf. In der gleichen Zeit machte der Bönningheimer Dr. jur. Caspar Beer, Vertrauter Herzog Christophs und Hauptbearbeiter des Württembergischen Landrechts (1552-1554), eine glänzende Beamtenkarriere in Stuttgart. Zu den großen Baumeistern der deutschen Renaissance zählt Georg Beer; er stieg vom Steinmetz zum herzoglich württembergischen Hofbaumeister auf. Der Lehrer des berühmten Heinrich Schickhardt ist der Erbauer des Stuttgarter Lusthauses, des Collegium illustre in Tübingen sowie des Schlosses in Hirsau. Georg Beer hatte um 1527 in Bönningheim das Licht der Welt erblickt.

Mit zunehmendem Widerwillen ertrugen die Bönningheimer das Regiment der Ganerben. Streitpunkte gab es viele, zumal die Stadtordnung von 1452 manche Lücken aufwies. 1517 kam es zur offenen Empörung. Erzbischof Albrecht, um Vermittlung gebeten, ließ die »von Bürgermeister, Gericht und Rat, auch ganzer Gemeind zu Bönningheim« angeprangerten »Gebrechen« untersuchen. In einem Vertrag half er den Beschwerden ab, die sich auf das Ungelt, die Erhebung der Beer (der Steuer), die Strafen bei der Verwendung falscher Maße und Gewichte, die zu Lasten der Stadt gehenden sogenannten Zehrungen des Baumeisters und der Ganerben, die Mitwirkung der Bürgerschaft bei der Annahme städtischer Bediensteter und anderes mehr bezogen. Das finanzielle Gebaren der Ganerben wurde nunmehr durchsichtiger, die Bürgerschaft nicht mehr im Übermaß zur Kasse gebeten. Die Stadt vermochte ihre Selbstverwaltungsbefugnisse auszuweiten. Der Erzbischof nahm den Vertrag zum Anlaß, die Ganerben zu ermahnen, sie sollten »sich gegen ihre Untertanen zu Bönningheim günstiglich halten und beweisen, ihnen rätlich und hilflich sein«. Den Bürgern legte er ans Herz,

sich den Ganerben als ihren Herren untertäniglich und gehorsam zu erzeigen, sich ihnen nicht unbillig zu widersetzen, damit »beiderseits Fried und Einigkeit, auch guter Wille desto stattlicher erhalten werden möge«. Nicht bewährt hatte sich, daß der Schultheiß oder gemeine Amtmann ein Bönningheimer Bürger war und jährlich wechselte. Erzbischof Albrecht und die Ganerben kamen deshalb um 1520 überein, dieses wichtige Amt von jetzt an einem fremden, unparteiischen Mann zu übertragen – es war dies später gewöhnlich ein studierter Jurist. Der gemeine Amtmann sollte im Namen von Baumeister und Ganerben ohne Ansehen der Person »in allen Sachen rechtliche und gütliche Handlung tun«, seine Fürsorge gleichermaßen Armen wie Reichen zuwenden, in schwierigen Angelegenheiten aber den Befehl des Baumeisters einholen.

Von dem gewaltsamen Aufbegehren der bäuerlichen Bevölkerung im Jahr 1525 blieb auch Bönningheim nicht verschont. Die alte Ganerbenburg wurde teilweise zerstört, später jedoch wieder aufgebaut. Trotz des Widerstands des Mainzer Erzstifts setzte sich hier schon früh die Reformation durch. Die Stadt erhielt evangelische Prediger. Der neue Glaube hatte tiefgreifende Veränderungen im Leben der bürgerlichen Gemeinschaft im Gefolge. Die der Lehre Martin Luthers anhängenden Ganerben kümmerten sich um die rechte Verkündigung des göttlichen Worts und übten strenge Kirchenzucht.

Schwer taten sich die Ganerben auch weiterhin, die ihnen zustehenden Steuern, Zehnten und sonstigen Abgaben ungeschmälert zu bekommen. 1543 mußte Erzbischof Sebastian ein Machtwort sprechen. Bei dieser Gelegenheit brachte er den Bönningheimern außerdem in Erinnerung, daß sie keine auf ihrer Markung gelegenen Güter an Fremde oder »Ausländische« verkaufen dürften. Entsprechend den Vorstellungen von Baumeister und Ganerben hatten sie künftig für die Umwandlung von Äckern in Weingärten



*Die alte Ziegelei.
Erbaut 1588 außerhalb der Stadtmauer, ist sie
heute noch ein Zeugnis des Bönningheimer Gewerbes.*



*Stadtkirche Bönningheim
mit Denkmal zum Bau der
Wasserleitung von 1908.*

die Genehmigung der Zehnerherren zu erbitten. Die guten Erträge des Weinbaus hatten anscheinend viele Bürger dazu verleitet, den Ackerbau zugunsten des Weinbaus zu vernachlässigen. Keinen Erfolg hingegen hatten die Ganerben mit ihrer Forderung, Bürger sollten beim Wegzug aus der Stadt in eine fremde Herrschaft oder aber im Erbfall den zehnten Teil ihres Vermögens als Abzug (d.h. Abzugssteuer) entrichten. Die Bönningheimer pochten auf das »Recht des freien Zugs«. Bewegte Klage führten 1549 Baumeister und Ganerben darüber, daß die Bönningheimer Recht und Ordnung in ihrer Stadt gröblich mißachteten. Sie hielten keine Ruggerichte und brächten dadurch Übergriffe und Frevel weder zur Anzeige noch zur Bestrafung. Die Bürger erhoben hiergegen Einspruch. Der Erzbischof legte fest, daß in Zukunft vier Ruggerichte im Jahr stattfinden sollten, bei denen jeder Schöffe, Gerichts- und Gemeinmann bei seinen Pflichten und Eiden schuldig und verbunden sei, alles, was rug- oder strafbar erscheine, anzuzeigen. Manchen Ärger verursachten den Ganerben die Leibeigenen fremder Herrschaften, die sich nach Bönningheim verheirateten und das hiesige Bürgerrecht erlangten. Der Erzbischof entschied: Künftig dürfe, wie im Erzstift allgemein üblich, ein Fremder erst dann ins Bürgerrecht aufgenommen werden, wenn er nachgewiesen habe, daß er keinen Leibherrn besitze, also nicht leibeigen sei. Strittig waren die Frondienstverpflichtungen der Einwohnerschaft. Die Ganerben beharrten auf »ungemessenen« Fronen, die Bürger stritten eine solche Verpflichtung ab. Sie seien stets fronfrei gewesen, behaupteten sie. Mainz schlug einen Kompromiß vor: Die Bürger sollten jeweils auf acht Tage im Jahr begrenzte Frondienste mit der Hand oder mit dem Gespann leisten. Die Ganerben waren damit einverstanden, die Bürgerschaft nicht. 1557 gab das Mainzer Hofgericht der Bürgerschaft recht: Frondienste seien in Bönningheim, abgesehen von der Kelterfron, »nicht hergebracht«.

1599 erhielt Bönningheim eine erneuerte und verbesserte Stadtordnung. Ihr lag das gemeinsame Bestreben der Ganerben und der Bürgerschaft zugrunde, die inneren Verhältnisse der Stadt, ihre Verfassung und Verwaltung, in umfassender Weise zu ordnen und vertraglich abzusichern. Erstmals hatten Ganerben und Bürgerschaft ein Stadtgrundgesetz in direkten Verhandlungen ohne Mitwirkung des Mainzer Erzbischofs zustande gebracht. Dies erscheint bemerkenswert. Der Erzbischof hatte sich auf die Bitte beider Vertragspartner »als Eigentumsherr« Bönningheims, so nannte er sich, damit begnügt, die zwischen Ganerben und Bürgerschaft erzielte Vereinbarung »gnädigst zu konfirmieren und zu bestätigen«. Als hohe und niedere Obrigkeit bekannten sich die Ganerben dazu, der Ehre Gottes und der Fortpflanzung seines heiligen Wortes den Weg zu bereiten, damit im politischen Regiment die Gerechtigkeit gefördert, das Widrige gehindert, den Armen wie den Reichen gleiches Recht zuteil, das Böse bestraft, das Gute belohnt und niemand durch Gewalt beschwert werde. Nur so könnten die Untertanen in geliebter Einigkeit und im Frieden leben. Der gemeine Amtmann, der oberste Sachwalter der Ganerben in der Stadt, hatte sich demgemäß zu verhalten. Die Ordnung bestimmte seine Stellung und beschrieb die ihm obliegenden Aufgabenbereiche. Breiten Raum nahm die Rechtspflege ein. Wie seit alters üblich, sollte jedes Jahr ein Vogtgericht abgehalten und bei diesem Verstöße gegen gemeine Ordnungen und Satzungen zur Sprache gebracht, aber auch alles andere Lasterhafte und Ungebührliche gerügt und bestraft werden. Bei dem jährlich zweimal stattfindenden Ruggericht war den versammelten Bürgern »bei ihrer Pflicht auferlegt«, alles, was strafbar in der Stadt und auf dem Feld geschehen war, vorzubringen. So hatten sie anzuzeigen, wenn jemand unchristlich lebte, die Predigt nicht hörte, seine Kinder oder sein Hausgesinde von ihr abhielt, während des Gottesdienstes zechte, tanzte oder spazierenging, Gott und sein heiliges Evangelium schmähte. Strafbare Handlungen waren sodann Wahrsagen, Teufelsbeschwören, Zaubern, Anzetteln von Schlaghändeln, unehrerbietiges oder böswartiges



Stich der Bönningheimer Familie Schmotzer mit ihren 53 Kindern.

Verhalten von Kindern gegenüber ihren Eltern, mangelnder Arbeits- und Pflichteifer bei Handwerksgesellen und Dienstboten, Schmach- und Schandreden. Angezeigt werden sollten außerdem Eheleute, die ärgerlich, zänkisch oder sonst übel miteinander lebten, Ehebrecher, Spieler, Verschwender, Kuppler, unzüchtige und leichtfertige Personen, Felddiebe, Baumfrevler, Weinpantcher, Marksteinversetzer und sonstige Betrüger. Bereits dieser Katalog strafwürdiger Vergehen macht deutlich, in welcher eng gezogenen Grenzen von Moral und Sittlichkeit sich das Leben des einzelnen Bürgers Ende des 16. Jahrhunderts bewegte. Fügen wir noch einige ergänzende Schlaglichter hinzu, die wir gleichfalls der Stadtordnung entnehmen. Während des Winterhalbjahrs (von Michaelis bis Georgii) durfte sich abends nach 9 Uhr, sobald das Geläut des Rathausglöckchens verklungen war, kein Bürger mehr ohne redliche Ursachen auf der Gasse (Straße) aufhalten. Den Wirten war untersagt, nach 9 Uhr noch Wein auszuschenken oder Gäste bei sich sitzen zu lassen. Für jede Hochzeitsfeier war die Erlaubnis des Baumeisters und des gemeinen Amtmanns erforderlich. Diese bestimmten die Zahl der jeweils mit acht Personen zu besetzenden Tische. Um jedes Übermaß bei Hochzeiten zu vermeiden, legte die Stadtordnung die Zahl der Mahlzeiten und der jeweiligen »Essen« (Gänge) fest, ebenso die zeitliche Begrenzung der Tanzvergnügungen: nachmittags längstens bis 5 Uhr, im Winter bis 4 Uhr. Indessen konnten sich die Bönningheimer damit trösten, daß in manchen anderen evangelischen Territorien, so im Herzogtum Württemberg, das persönliche wie das gesellschaftliche Leben einer noch rigoroseren Reglementierung unterworfen war.

Bei der Wahl der Richter und der Ratsmitglieder sowie des Bürgermeisters besaßen Baumeister und gemeiner Amtmann nach der Stadtordnung von 1599 ein Mitwirkungs- bzw. Mitspracherecht. Richter, Ratsmitglieder, Bürgermeister, aber auch die städtischen Bediensteten wie der Stadtschreiber oder der Geistliche Verwalter (der Verwalter des kirchlichen Vermögens) wurden auf ihre jeweiligen Ämter vereidigt. Die Gerichtsordnung schrieb strenge Unparteilichkeit der Richter vor, regelte das Verhalten der

Parteien vor Gericht und suchte Mißbräuche von vornherein auszuschalten. Unter der Rubrik »Politische Gemeine Sachen« verfügte die Stadtordnung, daß sämtliche über 14 Jahre alten männlichen Bürger und Einwohner den Ganerben die Erbhuldigung zu leisten hatten. Sie versprachen hierbei, Baumeister und gemeinen Ganerben, auch der Stadt »getreu und hold zu sein, ihren und der Stadt Schaden so viel auch möglich zu warnen...«

Der Dreißigjährige Krieg (1618-1648) brachte auch über Bönningheim schlimme Drangsale. 1626 und 1637 wütete die Pest in der Stadt. Im ersten Jahr verzeichnen die Totenbücher 390 Verstorbene, im letzteren gar 1019 (schätzungsweise die halbe Einwohnererschaft). Truppendurchzüge, Einquartierungen, verbunden mit Übergriffen und Gewalttaten der Soldaten, Militärmärschen und -kontributionen setzten den Bürgern hart zu. Fehljahre und anderes mehr steigerten noch Not und Elend. Insgesamt aber kam Bönningheim glimpflicher weg als die württembergischen Städte und Landgemeinden seiner näheren und weiteren Umgebung. Hierbei fiel ins Gewicht, daß es sich gegenüber den protestantischen Mächten auf seine evangelischen Stadtherren, die Ganerben, gegenüber den katholischen Mächten jedoch auf seinen Oberlehensherrn, den Mainzer Erzbischof und Kurfürsten, als Schutzinstanzen berufen konnte. Namentlich nach der für die evangelische Sache verhängnisvollen Schlacht bei Nördlingen am 6. September 1634 kam ihm die Mainzer Protektion in hohem Maß zustatten.

Redlichkeit, unverdrossener Fleiß, ein stark ausgeprägter Gemeinsinn, aber auch eine gewisse Weltoffenheit traten als Charaktereigenschaften der Bönningheimer während der Ganerbenzeit besonders hervor. Zu der damals durchaus nicht selbstverständlichen Weltoffenheit trug sicher zu einem Teil die enge Bindung der Stadt an den Mainzer Erzstuhl bei. Er war zwar weit entfernt, aber doch als Schiedsstelle stets erreichbar und ansprechbar, wenn die Bürgerschaft mit ihrer ganerbschen Obrigkeit Probleme hatte oder wenn sie ihre hergebrachten, teilweise auch ertrotzten Rechte in Gefahr sah. Die tolerante Haltung des Mainzer Erzstifts, sein Bemühen um Gerechtigkeit blieben nicht ohne Einfluß auf das kleine städtische Gemeinwesen und seine Bürger. Bequeme Untertanen freilich waren die Bönningheimer nie. Ein weiterer bemerkenswerter Charakterzug der hiesigen Bürgerschaft bildete die allenthalben zu beobachtende strenge protestantische Kirchlichkeit. Doch war diese oft in äußerlichen Formen erstarrt. Eine Verinnerlichung christlicher Lebens- und Weltansicht bewirkte der Pietismus, der in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts durch Pfarrer Tobias Köstlin hier Eingang fand. Bezeichnenderweise setzte sich in Bönningheim nicht die pietistische Frömmigkeitsbewegung altwürttembergischer Prägung durch, sondern der sächsisch-herrnhutsche Pietismus, der weltoffener, weltzugewandter und sozial-engagierter war. Schon bald gab es in der Stadt mehrere »Stunden« (Versammlungen). Der Geist Herrnhuts wurde im Leben des bürgerlichen Gemeinwesens zu einer Art Sauerteig. Beachtlich war die Zahl der Einwohner, die sich, erfüllt von christlichem Sendungsbewußtsein, in den Dienst der äußeren und der inneren Mission stellten. Etliche dieser Missionare aus Bönningheim haben nicht nur als Glaubensboten, sondern auch als frühe Entwicklungshelfer in Grönland, Nordamerika, Afrika und Indien Hervorragendes geleistet. Einer von ihnen, Johann Jakob Erhardt (1823-1901), hat zudem durch die Erforschung bis dahin weißer Flecken auf der Landkarte Ostafrikas der Wissenschaft unschätzbare Dienste erwiesen. Doch wenden wir nach diesem Exkurs unseren Blick wiederum dem äußeren Gang der Geschichte Bönningheims zu.

Zwischen 1659 und 1750 gelang es dem Erzstift Mainz, nach und nach durch Lehensheimfall und Kauf ganz Bönningheim an sich zu bringen und so dem jahrhundertalten Ganerbiat ein Ende zu bereiten. Das Besteuerungsrecht über die Stadt, in das sich die Kantone Kocher und Kraichgau der Reichsritterschaft teilten, blieb hiervon unberührt.



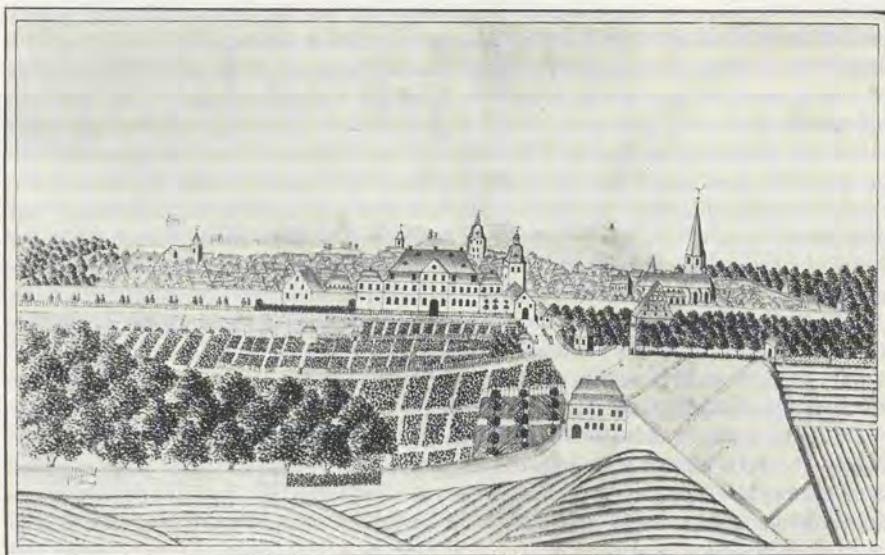
Siegel des Ganerbiates Bönningheim von 1650.

Im Mai 1751 sicherte der Mainzer Kommissar bei der Besitzergreifung des zuletzt erworbenen Gemmingschen Viertels den zum feierlichen Ablegen des Huldigungseids versammelten Bürgern dieses Viertels zu, »Seine Kurfürstliche Gnaden« seien als »ein mildester und gerechtester Herr« bereit und geneigt, »Ihre Untertanen bei den wohlhergebrachten Rechten«, also auch bei der ungehinderten Ausübung ihres evangelischen Glaubens, kräftigst zu schützen, »Höchstieselben würden sich auch ein sorgliches Vergnügen sein lassen, das Wohl und Aufnahme deren Untertanen mehr und mehr zu befördern«, erwarteten jedoch »gnädigst«, daß »sie Untertanen« sich also aufführten, »um diese Kurfürstliche Gnad zu verdienen«. Solche mahnenden Worte kamen nicht von ungefähr, hatte doch der ritterschaftliche Syndikus Saltzmann den bisherigen ganerbschaftlichen Untertanen »einen ziemlich gesalzenen Verweis«, wie in den Akten zu lesen ist, erteilt. Sie hätten sich, so hatte er ihnen vorgeworfen, bald an die Kur Mainz, bald an die Ritterschaft und die Herren von Gemmingen »gehenket« und seien »schier keinem Herrn gehorsam gewesen«. Er hoffe, daß sie »nunmehr Ihr Kurfürstlichen Gnaden getreuer und gehorsamer« seien.

Das Erzstift Mainz verwaltete die von ihm seit 1659 erworbenen Teile der Herrschaft Bönningheim nur wenige Jahre selbst. Von 1666 bis 1727 überließ es sie als Pfandschaft dem Herzogtum Württemberg, danach dem Grafen Philipp von Stadion, dem Schwager des damaligen Erzbischofs Lothar Franz von Schönborn. Von 1751 an war ganz Bönningheim Pfandbesitz der Stadion. Der hochgebildete, kunstsinnige und literarisch vielseitig interessierte Graf Friedrich, der Sohn Philipps und wie dieser Mainzer Großhofmeister, machte die Stadt, in der er sich zeitweise aufhielt, zu einer barocken Kleinresidenz. Durch den Baumeister Antoni Haaf aus Reutte in Tirol ließ er das Neue Schloß errichten sowie das 1945 schwerbeschädigte und später leider abgetragene Rathaus. Der Tod des

auch auf sozialem Gebiet sehr fortschrittlichen Grafen – er zahlte allein seinen Angestellten eine Altersrente – wurde in Bönningheim tief bedauert. An den Trauerfeierlichkeiten im Dezember 1768 nahm die ganze Bevölkerung Anteil. In seinem Testament hatte Friedrich von Stadion seinen Pflegesohn, Freund und Sekretär Georg Michael de la Roche zum Oberamtmann in Bönningheim bestimmt. Zwei Jahre wohnte de la Roche mit seiner Familie im hiesigen neuen Schloß. 1771 folgte er einem Ruf des Erzbischofs von Trier. In jenen Bönningheimer Jahren 1769 bis 1771 schrieb seine Gattin Sophie den ersten deutschen Frauenroman: »Geschichte des Fräuleins von Sternheim«. Sophie war übrigens, wie Sie sich vielleicht erinnern, die Freundin und Jugendgeliebte des Dichters Christoph Martin Wieland; ihr verdankte Wieland auch die Einführung in den ihm so förderlichen Stadionschen »MUSENHOF« in Warthausen bei Biberach.

Die Erben Friedrichs von Stadion hatten nur noch geringes Interesse an der Pfandherrschaft Bönningheim. 1785 gaben sie sie an das Mainzer Erzstift zurück, und dieses verkaufte sie sofort um 463.000 Gulden an Württemberg. Am 29. April jenes Jahres schworen die Bürger der Stadt dem württembergischen Herzog den Treueid. Am 11. Mai erschien Herzog Carl Eugen in höchst eigener Person in Bönningheim, um »das beste, fruchtbarste Land«, um das er Württemberg hatte vergrößern können, in Augenschein zu nehmen. Die Bürgerschaft bereitete ihm einen festlichen Empfang. Stadtschreiber Sußdorf begrüßte den neuen Herren mit überschwenglichen Worten. »Der ewigen Allgüte«, so rief er aus, »sei lebhaftester und unaussprechlicher Dank für diese ohnverdiente Gnade gesagt, welche uns einen Regenten geschenkt hat, dessen höchste Eigenschaften über alles Lob erhaben sind, dessen Ruhm unsterblich ist, ja für dessen Dienst jeder von uns Gut und Blut willig dahinzugeben sich beeifern würde«. Einen Chronisten begeisterte der Besuch Herzog Carl Eugens noch mehr. »Die wohlwollende Güte des Herzens«, schrieb er, »das einem jeden neuen Untertanen mild väterlich entge-



Bönningheim um 1800.

*Im Mittelpunkt das Stadion'sche Schloß und der untere Torturm, der 1812 abgebrochen wurde.
Die Stadtmauer umgibt noch fast vollständig die Stadt.*

genwallte und das wonnetrunkene Auge der jauchzenden Bürger läßt sich ohnmöglich schildern«.

In Wirklichkeit freilich gaben sich die Bönningheimer nüchterner, zurückhaltender. Der Herrschaftswechsel war kein Anlaß zu maßloser Begeisterung. Auch im Herzogtum Württemberg, zumal unter der Regierung des alternden Herzogs Carl Eugen, wuchsen die Bäume nicht in den Himmel. Indessen war die Isolation des Kleinstterritoriums für die Bürgerschaft im Lauf des 17. und 18. Jahrhunderts zunehmend zur schwerlastenden Bürde geworden. Die Einverleibung in ein größeres Staatsgebilde, das die Stadt schon seit langem fest umschloß, eröffnete in wirtschaftlicher verkehrsmäßiger und geistig-kultureller Beziehung vielversprechende Zukunftsperspektiven.

Heute, beinahe 200 Jahre nach dem Kauf der einstigen Ganerbenstadt durch Württemberg, wissen wir, daß sich keineswegs alle Erwartungen von 1785 erfüllt haben. Kriege und Notzeiten, so vor allem der Zweite Weltkrieg, haben Bönningheim schweren Schaden zugefügt und seinen Bewohnern kaum erträgliche Opfer abverlangt. Insgesamt aber, so meine ich, hat die Eingliederung der Stadt in das Herzogtum, seit 1806 Königreich Württemberg eine gedeihliche Entwicklung eingeleitet. Entscheidend hierbei war allerdings, daß die Bürger mit der ihnen eigenen Tatkraft die damalige Chance genutzt und, ungeachtet aller Schwierigkeiten, Hemmnisse und Rückschläge, Bönningheim zu einem blühenden Gemeinwesen gemacht haben, das seinen Bewohnern Heimat im besten Sinne ist.

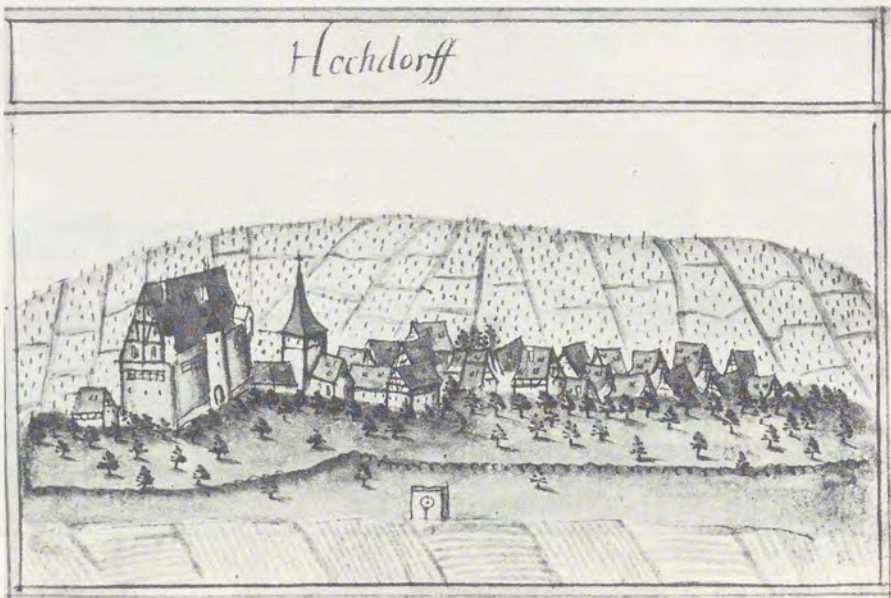


Die Kirche St. Pankraz in Hochdorf, Gemeinde Eberdingen

von Renate Leibfried

Die Auswertung verschiedener schriftlicher Quellen hat es möglich gemacht, Antworten auf bisher offene Fragen zu finden und Vorstellungen zu korrigieren, die die Hochdorfer Kirche und die älteren kirchlichen Verhältnisse des Ortes betreffen, wie z. B. das Patrozinium, die Patronatsübergabe vom Deutschen Orden an die von Münchingen, die Einführung der Reformation. Um eine möglichst umfassende, das Wesentliche wiedergebende Darstellung zu geben, sollen alle bis jetzt bekannten schriftlichen und sonstigen Quellen angeführt werden, wobei sich nicht vermeiden läßt, daß einige schon gesicherte und bekannte Ergebnisse der Forschung nochmals erwähnt werden, so, um gleich mit der Abhandlung des Themas zu beginnen, die frühe urkundliche Nennung der Kirche im Codex Laureshamensis, dem Schenkungsbuch des Klosters Lorsch.¹⁾

Dort heißt es in einer Eintragung, die in den Zeitraum 811/812 datiert wurde, ein Kleriker namens Heinrich habe dem Hl. Nazarius im Kloster Lorsch u. a. auch eine Kirche in Hochdorf geschenkt: »Ego.... Heinrich clericus dono ad s. N. mrem laur.... I basilicam«. Diese »basilica« führte im Heimatschrifttum zu mancher Mißdeutung, hatte aber, wie die folgenden Ausführungen erneut zeigen werden, nie etwas mit einer Basilika, wie sie die heutige Sprache begreift, zu tun. So erbrachte eine archäologische Untersuchung, die 1968/69 vor der großen Renovierung des Kircheninnenraums durchgeführt wurde, keine Fundamentreste, die einer »basilica« hätten zugeordnet werden können; lediglich Spuren kleinerer Vorgängerkirchen konnten entdeckt werden.²⁾



Aus dem Kieserschen Forstlagerbuch

Auch die niedrige romanische Säule im Vorgarten des Hochdorfer Schlosses läßt sich nicht einer Krypta unter der »basilica« zuordnen: sie wurde nämlich von einem Mitglied der Familie von Tessin von einer Italienreise mitgebracht.³⁾

Befragt man außerdem die Ergebnisse der Grundlagenforschung für die Landesgeschichte, so hat Alois Seiler schon 1959 und später danach noch mehrfach darauf hingewiesen, daß Hochdorf aufgrund der frühmittelalterlichen Pfarreiorganisation im Bistum Speyer nie eine »basilica« besessen haben könne, und im Hochdorfer Fall »basilica« bedeutungsgleich mit »Kirche« sein müsse: die Hochdorfer Kirche hatte nämlich bis 1468 den Status einer Filialkirche.⁴⁾

Dazu lassen sich drei Belegstellen anführen, eine Urkunde vom 1.2.1348 und zwei Briefzitate aus dem 16. Jahrhundert.

In der Urkunde vom 1.2.1348⁵⁾ werden Vorgänge bezeugt, die eine Schenkung von Gütern und Rechten der Grafen von Vaihingen an den Deutschen Orden beinhalten sowie deren ordensinternen Weiterverkauf. Zu diesen von den Grafen Conrad d. Ä. und seinem Sohn Johann gestifteten Gütern gehören »sunderlich der kirchensatz un mit dem rehte zu liehene un hernach un ewiglich di kirchen zu wyhingen [= Enzweihingen] und veiHINGEN [= Vaihingen/Enz] mit allen ney nutzen rehten un vellen«.

Die diesen »kirchensatz... zu wyhingen« präzisierende Stelle findet sich in einem Schreiben, das der Hoch- und Deutschmeister Wolfgang Schutzbar gen. Milchling am 16.12.1553 an Werner von Münchingen, dem damaligen Inhaber des württembergischen Lehens Hohenscheid-Hochdorf, richtet, und das eine Antwort auf Werner von Münchingens Bitte ist, die durch den Tod des Pfarrers vakant gewordene Hochdorfer Pfarrstelle neu zu besetzen.⁶⁾ In diesem Brief kommt der Hoch- und Deutschmeister auf die »lehenrechte« und die »Fundation« zu sprechen, die der Deutsche Orden an der Hochdorfer Kirche hat und sagt außerdem, daß »die Cappel zu Hochdorff von der Mutter Kirchen zu Wahingen (= Enzweihingen) Im vierzehnhundert und Achtundt sechzigsten Jar ist beschieden, unnd Zu Ainer Aigen pfarrei gemacht worden«.

In diesem Zusammenhang soll nicht unerwähnt bleiben, daß in der Oberamtsbeschreibung Vaihingen von 1856 Folgendes steht: »Hochdorf war ursprünglich Filial der seit 1348 dem Deutschorden gehörigen Kirche in Vaihingen und wurde erst 1468 von der Mutterkirche getrennt«.⁷⁾ Daß das nicht ganz richtig ist, haben die bisherigen Ausführungen gezeigt. Demnach wurde die Hochdorfer Kirche 1468 zur Pfarre erhoben und löste ihre kirchenorganisatorische Bindung an die Mutterkirche in Enzweihingen, die damals noch weitere Filialkirchen besaß, St. Stefan in Riet, St. Jous in Pulverdingen, Johann Bapista in Leinfelden⁸⁾ und die zwischen Hochdorf und Enzweihingen gelegene, im ausgehenden Mittelalter vielbesuchte Wallfahrtskapelle »unser lieben frowen Cappel zum birenbom«.⁹⁾ Die Enzweihinger Kirche selbst hatte ein Martinspatrozinium, das immer als Beweis für ihr hohes Alter angeführt wird. Von ihren Filialen wurde außer Hochdorf nur noch Riet zur Pfarrkirche erhoben.¹⁰⁾

Nach diesem kleinen Exkurs zurück zur anderen, den kirchenorganisatorischen Stellenwert der Hochdorfer Kirche bezeugenden Briefstelle,¹¹⁾ die aus einem Schreiben Werner von Münchingens an Herzog Christof von Württemberg stammt, das Datum vom 22.7.1557 trägt und zugleich weiterführend aufzeigt, daß auch von der Ausstattung her die Hochdorfer Pfarre unbedeutend war, also nie eine »basilica« besessen haben kann. Werner von Münchingen schreibt, als Hochdorf, das »vor Jaren nit mer den ein villial gehapt, aber uff meiner Voreltern underthenigst anhalten bei einem theitschen meister, welcher das pfrindlehen daselbst hat...«, eine selbständige Pfarre erhielt, waren nicht einmal ein Pfarrhaus, eine Pfarscheuer und größerer Grundbesitz für den Unterhalt der Pfarre vorhanden, wie aus verschiedenen Eintragungen im Pfarrlagerbuch von 1582 zu ersehen ist.¹²⁾ Das Pfarrhaus kam 1496, die Pfarscheuer 1484 und verschiedene Äcker

und Weinberge vor und nach 1500 als Schenkungen an die Kirche. Ob auch das Pfarrhofgut und der Heiligenhof,¹³⁾ deren Abgaben dem Unterhalt von Pfarrer und Kirche dienten, Schenkungen waren, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Ebenso wenig weiß man von der Herkunft des Widdumhofes,¹⁴⁾ der ursprünglich auch zur Ausstattung gehörte, bei der Erhebung der Kirche zur Pfarre von allen grundherrschaftlichen Abgaben befreit und laut des dabei abgeschlossenen Vertrags, den Werner von Münchingen im obigen Brief zitiert, der heute aber nicht mehr auffindbar ist, »nun fuero – hin ein theutscher meister oder der orden zue solcher pfar es sey in bawung der behausung und desselben zuegeher, oder Bessrung der gefel eine Hilff zu thon nit mer schuldig sunder dißem in alweg frei sein sol...«. Bis zu seiner Ablösung am Anfang des letzten Jahrhunderts blieb der Widdumhof in Deutschordensbesitz.

Auch die Einkünfte aus dem Großen Zehnten¹⁵⁾ konnten für die Hochdorfer Pfarre nicht verwendet werden, da sie schon, als Dorf und Kirche noch im Besitz der Vaihinger Grafen waren, als weltliche Zehntlehen an vaihingensche Lehensleute ausgegeben waren, durch verschiedene Hände gingen und schließlich nach und nach von Kloster Herrenalb aufgekauft wurden. 1513 hatte Kloster Herrenalb den gesamten Hochdorfer Großen Zehnten in seinen Besitz gebracht. Deshalb wendet sich auch Werner von Münchingen an Herzog Christof mit der Bitte, den Prälat von Herrenalb zu veranlassen, dem Pfarrer von Hochdorf aus den Zehnteinkünften des Klosters je drei oder vier Malter Roggen, Dinkel und Hafer zur Besserung von dessen Besoldung abzugeben, »dieweil der Pfar einkommens also geschaffen, das sich iest zur Zeit kein Pfarher ertragen mag...«. ¹⁶⁾

Die Hochdorfer Pfarre war nie wohlhabend und sollte es auch nie werden. ¹⁷⁾

Fasst man im Hinblick auf das Patronat das bisher Gesagte noch einmal kurz zusammen, so steht am Anfang eine Kirche, die sich im Besitz eines Klerikers befindet, von diesem Kloster Lorsch geschenkt wird, irgendwann in den Besitz der Vaihinger Grafen kommt und von dort 1348 dem Deutschen Orden gestiftet wird. Der Deutsche Orden hatte das Patronatsrecht auch dann noch besessen, als er nach dem sogenannten Deutschmeisterkrieg, im Vertrag vom 15.3.1553 mit Württemberg »Zu Endtzweyigen die pfarr samt zweyen Caploneien [Pulverdingen und Leinfeldern]...« abgeben mußte¹⁸⁾, und Hochdorf als württembergisches Lehen die neue Lehre angenommen hatte. Denn noch in der Lehensrenovation,¹⁹⁾ die am 31.3.1559 für Werner von Münchingen angefertigt wurde und in einem Schreiben Johann Hornns, des Untervogts von Vaihingen, vom 14.1.1560²⁰⁾ heißt es eindeutig: »Die Pfarre zu Hochdorff zu verleihen, steet dem Teuschen Maister zu. Aber es haben die Junckhern von Münchingen von Allters fürewiglich hergebracht unnd noch in Jebung und brauch, das mit des Heiligen einkommen daselbst zu der Kirchen gebrauch, nach irem Wolgefallen gehandln, pflieger darüber setzt, Rechnung gehört, die Kirchen davon und was deren vonnöten bauen, dem Pfarher zu Irir gelegenheit addieren und sonst selbich einkommen, nach Irem guett ansehen verwalten laßen one Hinderung oder eintrag des hochgemelten Teuschen Maisters«. Es stimmt also auch hier nicht, wenn die Oberamtsbeschreibung von 1856²¹⁾ sagt: »Im Jahr 1549 kam das Patronat und Nominationsrecht von dem Deutschorden an die von Münchingen...«.

Der Übergang des Deutschordenspatronatsrechts an die Münchingen konnte bis heute noch nicht geklärt werden. Bei Durchsicht der bekannten und in Frage kommenden Quellen kommen sogar Zweifel auf, ob diese Übergabe überhaupt stattgefunden hat. Denn man hat schon früh begonnen, zum ersten Mal im Pfarrlagerbuch von 1582,²²⁾ einen Vorgang als eine Art Patronatsübergabe auszudeuten, der nach Lage der Dinge nur eine Verlegenheitslösung des Deutschen Ordens war. Um dies verständlich zu machen, soll noch einmal auf den eingangs zitierten Brief des Hoch- und Deutschmeisters Wolfgang Schutzbar gen. Milchling vom 16.12.1553 an Werner von Münchingen zurückge-

gangen werden. Der alte Pfarrer Hans Kimmich war gestorben, Hochdorf brauchte einen neuen Pfarrer, der Deutsche Orden sollte aufgrund seines Patronatsrechts einen neuen Pfarrer stellen, konnte dies aber nicht wegen akuten Priester mangels, und so schrieb Wolfgang Schutzbar Milchling an Werner von Münchingen Folgendes, »... so mögen wür, doch unß, An unsern lehenrechten und der Fundation da die Cappel zu Hochdorff, von der Mutter Kirchen zu Wahingen Im vierzehenhundert und Achtund sechzigsten Jar ist beschieden, unnd Zu Ainer Aigen pfarrei gemacht worden, Alles Jenes Inhalts unschedlich, dißmahls leiden, daß Ir Eüch umb Ainen taugenlichen priester befragendt und denselben gegen unß zu Ainem pfarrrher befürdert...«. Dieser Brief wurde nun dahingehend interpretiert, daß im gleichen Lagerbuch von 1582, in dem sich die Kopie dieses Briefes findet, unter »Kirchensatz und Jus Patronatus« stehen konnte: »Daß Lehen und collatur dießer Pfarrrh Zuo Hochdorff, hat der Administrator des Hohen maisterthumbs In prussel, Mayster Teutschen ordens Inn teutschen und Welschen landen Probst und Herr zu Elwangen etc. Ist Auch gemelte Pfarrrh Im Papsttumb, Alwegen von Ainin Teütschen Herr, verlihen und Praesentiert worden, biß ungeferlich vor bey dreissig Jarn ist weylundt dem Edlen vesten Wehrnern von und zu Münchingen, obervogten zu Leonberg seeligen, bevolhen und zugelassen, sampt Ainer gemain zu Hochdorff, einen thaugenlichen seelsorger zubewerben und befürdern, Wölches Auch bißhero also gehalten worden, und Lautter Angeschreiben oder bevelch Also...«. Und dann kommt die Abschrift des oben auszugsweise wiedergegebenen Briefs von Wolfgang Schutzbar Milchling.

Auch im Pfarrlagerbuch von 1717²³⁾ findet sich wieder eine Abschrift dieses Briefs, um mit ihr das Eigentum an der Collatur zu belegen. Hier heißt der Text, der »Kirchensatz und Jus Patronatus« beschreibt und sich eng an die Vorgabe des Pfarrlagerbuchs von 1582 anlehnt: »Das Lehen und Collatur dieser Pfarr zu Hochdorf hat vormahlen der administrator deß hohen Meisterthums in Brüßel, Meister Teutschen Ordens in Teutschen und Welschen Landen, Probst und Herr zu Ellwangen etc. allwegen gehabt, und ist auch gemelte Pfarr im Pabsthum jederzeit von einem teutschen Herrn verliehen und präsentiert worden, biß ohngefährlich von hundert acht und sechzig Jahren, Weyl. dem Edlen und Vösten Werner von und zu Münchingen gewesenen Obervogts zu Leonberg seel. befohlen und zugelassen wurde, samt einer Gemeind zu Hochdorf, einen taugenlichen Seel Sorger zu bewerben und zu befördern. Welches auch bißhero also gehalten worden.«

Dieser Pfarrlagerbuchauszug wurde auch deshalb so ausführlich wiedergegeben, weil die in ihm enthaltene Zeitangabe von 168 Jahren, zieht man sie vom Abfassungsjahr dieses Lagerbuchs 1717 ab, die Jahreszahl 1549 ergibt, das Jahr also, in dem laut Oberamtsbeschreibung »Patronat und Nominationsrecht vom Deutschorden an die von Münchingen« übergegangen sein soll. Der Brief des Deutsch- und Hochmeisters Wolfgang Schutzbar Milchling trägt aber die Jahreszahl 1553. Amtmann Franciscus Carolus Eggel, der das Pfarrlagerbuch von 1717 abfasste, hatte sich verrechnet und so wurde das Jahr 1549 fortan für Hochdorf das Jahr der Patronatsübergabe vom Deutschen Orden an die Münchingen und zugleich das Jahr, das die Reformation gebracht haben sollte²⁴⁾.

Was die Frage der Patronatsübergabe weiter verwirrt, ist eine zweite Version, die zum ersten Mal in dem Voranschlag zum Verkauf des Hochdorfer münchingenschen Besitzes an Kammermeister Philipp Heinrich von Tessin vom 19.7.1708 auftaucht.²⁵⁾ Darin steht unter »Kirchansatz«, »Die Colatur der pfarr und die visitation so von dem Teutschen Maister ehemahlen erkaufft worden...«, was dann auch in die Lehensbeschreibung von 1709 übernommen wurde. »Der ganze Kirchensatz zu Hochdorf, die Collatur der Pfarr und die Visitation stehet gnäd. Herrschaft für frei eigen.... allermaßen solches

Recht und Gerechtigkeit vor vielen Jahren von dem Hohen Teutschorden zu Eigentum erkauf worden.«²⁶⁾

Vielleicht ist folgende Bemerkung hilfreich für das Zustandekommen solchen Widerspruchs. Bei der Beschäftigung mit der Geschichte Hochdorfs und seiner älteren Grundherrschaft, den Herren von Münchingen, fällt immer wieder das Fehlen wesentlicher Schriftstücke auf, was einerseits mit den schlimmen Zeiten des 30-jährigen Kriegs und der Franzoseneinfälle erklärt werden kann, andererseits aber sicher unmittelbar damit zusammenhängt, daß fast alle männlichen Mitglieder dieser Familie in herzoglich württembergischen Diensten standen und deshalb fast ständig vom Ort abwesend waren und besonders in den letzten fünfzig Jahren der münchingenschen Grundherrschaft auch noch früh verstarben, so daß Vormundschaften und Verpachtungen das Ihre dazu beitrugen, die Verwaltung des Betritzes immer mehr verkommen zu lassen. »Wie die Münchingenschen Hochdorf. acta in der Registratur gehalten worden«, beschreibt anschaulich Hofgerichtsassessor Johann Gerlach Varnbüler von Hemmingen, als er 1693/94 in vormundschaftlichem Auftrag die Hochdorfer Verhältnisse erkundete: »In der französischen invahsion [seien] alle brieffschaften... vollends distrahiert und zerrißen ja zernichtet worden...« und »... habe die Magd bericht geben daß zu Hn. vorstmeisters [= Eberhard Antonin von Münchingen, Forstmeister in Kirchheim/Teck, gestorben um 1690] zeiten allzeit die Köchin und Magd solche litteralien, in d. oeconomia sich bedient...«.²⁷⁾ So wird man wohl darauf verzichten müssen, eine endgültige Antwort auf die Frage zu finden, wann oder ob überhaupt das Patronat vom Deutschen Orden rechtmäßig an die von Münchingen gekommen ist.

Nun zu einer weiteren ungeklärten Frage: Wann wurde die Reformation in Hochdorf eingeführt, wenn es nicht, wie schon beschrieben, 1549 gewesen sein konnte?

Als Werner von Münchingen im Dezember 1553 vom Hoch- und Deutschmeister Wolfgang Schutzbar Milchling den Auftrag erhielt, selbst »einen thaugenlichen seelsorger« zu suchen, war dies für ihn, einem Lehensmann des evangelisch gewordenen Herzogs von Württemberg, die Gelegenheit, das Dorf dem neuen Glauben zuzuführen. Er baute »innerhalb drey Jaren ... sampt meinen underthanen und Hilff des Heiligen zue Hochtorff, welcher eines ganz geringen vermögens ein new pfarrhauß...«, findet aber »keinen rechtschaffenen Hirt« ... »der geringen underhaltung willen«. So können seine »armen underthanen, welche biß ungefählich drithalb jaren noch dem bapstum angehangt« nicht »mit christlicher ler unterwiesen werden ...«. ²⁸⁾ Diese Zitate stammen aus dem schon weiter oben einmal angeführten Brief Werner von Münchingens an Herzog Christof. Dieser Brief trägt das Datum vom 22.7.1557. Zieht man von diesem Datum die »drithalb« Jahre ab, so muß die Einführung der Reformation in die ersten Monate des Jahres 1555 fallen. 1555 war also das Jahr, in dem in Hochdorf die Reformation eingeführt wurde.

In diesem Zusammenhang bietet es sich an, nach den Pfarrern zu fragen, die an der Hochdorfer Kirche gewirkt haben.

Aus altgläubiger Zeit sind bis jetzt nur Pfarrer Paul Klingler, 1515 zum ersten Mal erwähnt,²⁹⁾ und sein wahrscheinlicher Amtsnachfolger Hans Kimmich³⁰⁾ bekannt, der 1535 zum ersten Mal auftaucht und dessen Tod Ende 1553 die Einführung der Reformation ermöglichte. Wer sein evangelischer Nachfolger war, ist nicht bekannt. Für den kommenden Zeitraum von über hundert Jahren lassen sich nur einige Pfarrer namentlich anführen, die Dauer ihrer Amtszeit ist nicht bekannt. Magister Georg Hesch³¹⁾ wird zum ersten Mal im Pfarrlagerbuch von 1582 erwähnt, seine Witwe starb 1610 in Tübingen. Im sogenannten Hochdorfer Dorfbuch findet sich 1614 anlässlich seiner und seiner zweiten Frau Nachlaßregelung für die Kinder beider Ehegatten aus deren erster Ehe ein Magister Christoph Strich,³²⁾ und 1628 tritt Magister Johannes Saylor³³⁾ dort als Zeuge

in Erscheinung. Letzterer ist laut Generalmagisterbuch noch für das Jahr 1642 als Hochdorfer Pfarrer bezeugt. Die gleiche Quelle nennt für das Jahr 1653 einen Magister Christoph Sapovius.³⁴⁾ Erst mit dem Amtsantritt von Magister Josephus Glockh³⁵⁾ 1661 lassen sich die Pfarrer und ihre Amtsperioden lückenlos belegen. Magister Josephus Glockh amtierte bis 1693. Nach kurzer pfarrerloser Zeit, in der der »Gottesdienst durch den Herrn Pfarher von Hemmingen ad interim versehen« wurde, kam Magister Johann Heinrich Wagner³⁶⁾ nach Hochdorf. Er wurde 1706 von Pfarrer Köstlin³⁷⁾ abgelöst, dem seinerseits 1708 Magister Johann Philipp Elwert³⁸⁾ folgte. Die nachfolgenden Pfarrer finden sich in einer Liste, die Vikarin Ch. Rilk für die Festschrift 1979 zusammenstellte.³⁹⁾

Wenden wir uns nun einer weiteren, bisher unbeantwortet gebliebenen Frage zu: welchem Heiligen war die Hochdorfer Kirche geweiht?



Die Hochdorfer Kirche vom Süd-Westen

In seinem Buch »Kirchenheilige in Württemberg« nahm G. Hoffmann, allerdings unter Vorbehalt, für Hochdorf ein St. Barbara-Patrozinium an; Hoffmann ging von lagerbüchlichen Aufzeichnungen aus, in denen bis ins 19. Jahrhundert immer wieder der St. Barbarahof und seine Flurstücke aufgeführt sind. Der St. Barbarahof ist aber zu seinem Namen gekommen, weil seine Abgaben für den St. Barbara-Altar in der Heimerdinger Kirche bestimmt waren.⁴⁰⁾

Den anderen Versuch, das Patrozinium der Hochdorfer Kirche zu bestimmen, unternahm J. Duwe, von 1968-72 Pfarrer in Hochdorf; er glaubte den Kirchenpatron im Hl. Michael gefunden zu haben.⁴¹⁾

Wer war nun der Heilige wirklich?

Angeleitet von einem Hinweis im Pfarrlagerbuch von 1717,⁴²⁾ wo unter Pfarrereinkünften »Zwei Pfund sechzehn Schilling« aufgeführt sind, die »des Heyligen St. Pangratii zu Hochdorf jedesmal geordnete Pfleger ... Jährlich Einem Pfarrer al hier ...« geben, erbrachte eine genaue Durchsicht des leider völlig unzureichend geordneten Hochdorfer Pfarrarchivs den Beweis. Der lange gesuchte Heilige ist der Hl. Pankraz.

Zweimal wird er in einer im Original erhaltenen Renovation der Pfarrereinkünfte von 1535⁴³⁾ zitiert. Unter jährlichen Hellergülden findet sich folgende Eintragung: »sant pangratzen pfleger gebe Jörlichen dem pfarther Xß« und an anderer Stelle zinst Albrecht Schmid, zu jener Zeit Pfarrhofmaier, aus »anderthalben morgen ackers Im Hegenach« »zu vor dem lieben Hailgen Sant pangratzen ain halb symerin rocken«.

Sucht man in lagerbüchlichen Aufzeichnungen nach St. Pankraz, so findet man ihn nicht, wenn die Eintragungen den Heiligenhof, die Heiligenhofacker, den Heiligenmaier nennen. Nur ein einziges Mal ist er bis jetzt, fast wie aus Versehen genannt worden. Ein Herrenalber Pfleg Lagerbuch von 1594 führt einen Acker auf »hinderm Büll, zwischen deß Heiligen St. Pangratz Hofacker«.⁴⁴⁾ Nachdem die Frage des Patroziniums geklärt ist, bleibt zum Abschluß dieser kleinen Abhandlung zur Hochdorfer Kirche und den älteren kirchlichen Verhältnissen des Orts nur noch, Einiges zum Kirchenbau selbst zu sagen.

In seiner äußeren Gestalt geht er hauptsächlich auf die spätgotische Kirche und ihren Erweiterungsbau von 1582 zurück, sowie auf die gründlichen Reparatur- und Ausbaurbeiten von 1712/13. Aufgrund der verschiedenen Steinmetzzeichen am Choranbau und an der Kirchenschifferweiterung nach Westen kann angenommen werden, daß, der Choranbau im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts errichtet wurde, wohl nach der Erhebung der Kirche zur Pfarrkirche. Das heute nur noch im einzigen originalen Fenster aus jener Zeit, dem mittleren Chorfenster, erhaltene Steinmetzzeichen findet sich auch an der Johanneskirche in Münchingen, die bekanntlich ab 1488 erneuert wurde; zu welchem Steinmetz es gehörte, ist bis jetzt ungeklärt.⁴⁵⁾ Ebenso wenig können die beiden noch erhaltenen Steinmetzzeichen vom 1582 errichteten Erweiterungsbau des Kirchenschiffs nach Westen einem bestimmten Meister zugeschrieben werden.⁴⁶⁾ Jerg Haß aus Beutelsbach⁴⁷⁾ ist nicht, wie bisher angenommen, der Baumeister, er war nur Keller Annas von Münchingen und hat sich ebenso, allerdings nicht auf der Schauseite des Inschriftensteins verewigt wie Amtmann Anstett Mauch und die beiden Heiligenpfleger Veitt Weis und Conradt Hetler.⁴⁸⁾

Auch kann man nicht länger Anna von Münchingen geb. von Rietheim als Bauherrin des Erweiterungsbaus von 1582 ansprechen.⁴⁹⁾

1544 mit Hans Jakob von Münchingen, dem Bruder des schon öfter erwähnten Werner von Münchingen, verheiratet, wurde sie schon 1547 Witwe. Sie nahm ihren Wohnsitz in Hochdorf, von dessen Gefälle sie als Wittum ein Drittel erhielt, daher auch ihre finanzielle Beteiligung am Kirchenbau. Man kann aber davon ausgehen, daß sie zusätzlichen Anteil am Kirchnerweiterungsbau genommen hat. Der in der Kirche heute noch aufgestellte Kenotaph für ihren Mann und sich und ein Allianzwappen Münchingen-Rietheim können dahin gedeutet und nicht nur als Ausdruck adeliger Repräsentationsbedürfnisses gesehen werden.⁵⁰⁾

Auf Veranlassung des neuen Lehensinhabers Kammermeister Philipp Heinrich von Tessin erfolgte 1712/13 der zweite, das heutige Aussehen der Kirche bestimmende Umbau, als die Folgen der Vernachlässigung durch den Niedergang der münchingen-

schen Grundherrschaft und der Franzoseneinfälle, worunter besonders verhängnisvoll der von 1707 war, die Kirche in einen solch desolaten Zustand versetzt hatten, »daß deren stündlicher Einfall befürchtet« wurde. Nachdem ein herzogliches Sammelpatent die nötigen Gelder eingebracht hatte – es waren 1914 Gulden und 54 Kreuzer – wurde mit der Reparatur und dem Umbau begonnen.⁵¹⁾ Wie aus Kostenvoranschlägen und Bauaufträgen zu ersehen ist, mußte Maurer Christoff Schmid⁵²⁾ und seine Gesellen das als sehr niedrig empfundene Kreuzgewölbe und den Chorbogen abbrechen, letzteren wieder aufrichten, die Kirchenschiffwände höher mauern, neue Fenster einsetzen, alte zumauern, das ganze Kirchen- und Sakristeiinnere ausbessern und verputzen. Zugleich hatte Zimmermann Ursus Höri,⁵³⁾ manchmal auch Herre geschrieben, den Auftrag erhalten, einen neuen Dachstuhl und achteckigen Stock auf den Kirchturm zu setzen, einen neuen Glockenstuhl für neue Glocken – denn die alten hatten alle die Franzosen mitgenommen – sowie ein Uhrenhäuschen zu zimmern, die alten Emporen, hölzernen Einbauten und Treppen herauszureißen und durch neue zu ersetzen. So entstand damals das auch heute noch bestehende schlichte, doch sympathische äußere Erscheinungsbild der Hochdorfer Kirche; die von der Kirche nicht mehr wegzudenkende Sommerlinde, wurde allerdings erst vor rund hundert Jahren gepflanzt. Im Kircheninnern jedoch hat die Renovierung von 1968/70 vieles verändert. Im Zuge dieser letzten Kirchenrenovierung wurde auch im Süden ein Gemeindehaus an die Kirche gebaut, das, zusammen mit dem Platz davor, dem kirchlichen Gebäudekomplex eine gewisse Großzügigkeit verleiht, die die alte Kirche nie besessen hat. In älteren Zeiten war sie von allen Seiten, mit Ausnahme der Westseite, von landwirtschaftlichen Anwesen umgeben und beengt. Im Osten befand sich, »zum neuen Schloß gefangen«, das sogenannte Reischacher Höflein und die herrschaftliche Kelter, die den heutigen Vorgarten des Schloßes, von Ost nach West verlaufend, abschloß. Im Süden, dem Bereich, wo heute Gemeindehaus und Vorplatz liegen, war ein bäuerliches Anwesen und im Norden eine herrschaftliche »Scheuer mit einem steinernen Stockh und zwei steinernen Gibeln, zwey Tenn und zwey Bahren«, und irgendwo dazwischen, vielleicht sogar noch an die Kirche gebaut, das münchingersche Zuchthäuslein; letzteres wurde unter Philipp Heinrich von Tessin an eine andere Stelle verlegt.⁵⁴⁾

Eine bauliche Einheit von Kirche, Friedhof, Pfarrhaus mit Nebengebäuden, ein häufig in anderen Orten anzutreffendes Ensemble, war in älteren Zeiten nie vorhanden. Kleriker Heinrich hat Kloster Lorsch keine »basilica«, sondern eine bescheidene Kirche geschenkt, die ihm persönlich gehörte und die ihn als Angehörigen einer mehr oder weniger begüterten Adelsfamilie der näheren oder weiteren Umgebung ausweist; denn gerade in unserem Raum ist, wie die Forschung lehrt, das Eigenkirchenwesen sehr stark ausgeprägt gewesen.⁵⁵⁾ Die im Anschluß an die fränkische Besitznahme unseres Landes erfolgte Christianisierung ließ vielerorts Kirchen entstehen, die die Adligen für sich und ihre Leute auf ihrem Hofplatz oder in unmittelbarer Nähe ihres Herrensitzes erbauen ließen. Die Hochdorfer Kirche bietet das lehrreiche Beispiel einer solchen Kirche. Vielleicht sollte noch festgehalten werden, daß sich bis jetzt nirgends auf Hochdorfer Markung so viele römische Scherben, konzentriert auf einer Stelle, gefunden haben wie 1969 in dem quadratmetergroßen Stück, durch Gräbereinbauten ungestört gebliebenen Kirchenfußbodens im südlichen Bereich, ungefähr da, wo heute der Taufstein steht.⁵⁶⁾ Vielleicht lassen sich eines Tages Beweise für eine unmittelbare Siedlungskontinuität finden, die von einem römischen Gutshof zu einem alamannischen oder fränkischen Hofgut führen, auf dessen Boden die Hochdorfer Kirche erbaut wurde.

Ob diese Kirche damals, als Kleriker Heinrich sie Kloster Lorsch schenkte, schon dem Hl. Pankraz geweiht war oder erst später im Spätmittelalter diesen Schutzpatron erhielt, wird wohl nicht mehr geklärt werden können.

Was war nun dieser Pankraz für ein Heiliger? Folgt man der *vita* und *passio* »von sant Pangraccio«, wie sie in »Der heiligē leben« beschrieben sind, einer 1517 gedruckten Sammlung von Heiligenlegenden,³⁷⁾ die den Gläubigen Trost und Erbauung spenden und sie zugleich ermuntern sollten, »hie menschē [zu] werden nach gottes lob unnd nach disem leben besitzen das ewig leben«, so war der Heilige »eines rychen Edelmans sune ... un̄ starb im sein vatter gar bald. Nun hat Pangracious einen gūten vatter [=Vetter] der was ein christ/ der füert das kind mit im zū dē bapst/ da volget im das kind Pangracious gern/ und begerten des tauffs/ Da tauffet sie der bapst ... Da starb dem kind Pangracious sein vatter Dionysius d es den glaubé leret ... Da gefiel groß gūtt uff Pangracious zū Rom/ das teylet er armen leütē miltigklich mit. Zū den zeyten was Diocletianus Keyser, der aechtet die christen seer, un̄ fieng sie und hieß sie toedte/ wo man sie an kam/ dem ward gesagt das Pangracious ein christē waer und das er den armé vil durch got gaebe das thet dem Keyser gar zorn/ und sendet nach im. Unnd da er für in kame/ da was er viertzehen iar alt/ da nam er des knaben war/ da er sahe das er als schoen und iung was, da sach er in gütlich an und sprach. Eya liebes kindt laß deinen glauben/ wañ er ist falsch un ungerech und du bist damit betrogē. Du bist doch gar schoen/ und gedenck daran das dein vatter edel was/ un̄ mein gutter freünd was. Und ich bett die abgoetter an/ das solt du auch thūn, und solt dein kindtlich sitten lassen/ und ich wil dich auch zū einem freünd haben. Da sprach sant Pancratius. Wie ich ein kind bin, so weiß ich doch das ich eins altē menschē hertz hab voller weyßheit, wañ ich bekeñ, das Jesus Christus war gott und mensch ist/ un̄ ich glaub an in, unnd dein glaub ist mir nur ein spott, un̄ gefelt mit nit«. Diokletian droht »so müßt du vil pein un marter darumb leyden/ und an dē letsten schentlich darüb sterben«. Pankraz aber läßt sich nicht beirren und erregt mit seinem Widerspruch den Zorn des Kaisers. Der »hieß im vor zorn das haupt abschlahe, da für sein seel zū den ewigen freüden«. »Da begabt d almechtig gott sant Pangracious damit. Wer einē falschen eyd uff seinem grab schworet/ dem widerfert ein grosses ee er vō dem grab kompt/ das ist offt erzeygt wordē ...«.

So wurde der Hl. Pankraz zum Schützer des Eides und Rächer des Meineides und während des Mittelalters im ganzen Abendland verehrt. Manche Kirche ist ihm geweiht; in unserer Gegend hat Möglingen das nächste Pankrazpatrozinium. Im Spätmittelalter aber blühte sein Kult besonders auf, als er, inzwischen einer der 14 Nothelfer geworden, den Menschen nicht nur als Eideshelfer beistand, sondern auch als Schützer der jungen Saaten und Blüten – in dieser Funktion ist er uns heut noch als einer der Eisheiligen (12. Mai) vertraut – und Helfer bei Krankheiten wie Krämpfen, Ausschlägen und Migräne galt. Bedenkt man noch, daß er außerdem Patron der Ritter war, so sprach er alle im Dorf an, tröstete, spendete Hoffnung, war Fürbitter und Vorbild, »der liebe Hailge«, wie er im Pfarrlagerbuch von 1535 genannt wird, bis 1555 die Einführung der Reformation neue Glaubensinhalte brachte, und die religiöse Umerziehung den Hl. Pankratz im Bewußtsein der Menschen auslöschte.

Quellenangaben

Für die Abfassung dieser Arbeit wurden Bestände aus folgenden Archiven herangezogen:
 Hauptstaatsarchiv Stuttgart: HStAS
 Staatsarchiv Ludwigsburg: StAL
 Landeskirchliches Archiv Stuttgart: LKA
 Pfarrarchiv im Pfarrhaus Hochdorf (unverzeichnet, die Archivalien sind willkürlich in verschiedene Büschel geteilt).


Anmerkungen

- 1 Codex Laureshamensis 2347, ed. Karl Glöckner, 1929, Nachdruck 1963
- 2 Fundberichte aus Baden Württemberg, Bd. 2, 1975, S. 288 f.; J. Duwe, »Die Michaelskirche in Hochdorf bei Vaihingen/Enz« in Ludwigsburger Geschichtsblätter 29/1977, S. 111 ff.
- 3 Vaihinger Kreiszeitung vom 2.3.1958, »Rätsel um Hochdorfer Säule«, signiert mit F.W. Mündliche Mitteilung von Alice Freifrau von Tessin, 1969. In der mündlichen Überlieferung des Dorfs hält sich beharrlich die Vorstellung, unter der Kirche befände sich eine Krypta. Es gibt keine Krypta: bei der schon erwähnten archäologischen Untersuchung des Fußbodens von Chor und Kirchenschiff konnten nur die aus dem 18. Jh. stammenden gemauerten Gräber der Familie von Tessin und anderer adeliger Familien gefunden werden.
- 4 A. Seiler, Studien zu den Anfängen der Pfarrei- und Landdekanatsorganisation in den rechtsrheinischen Archidiakonaten des Bistums Speyer, Veröff. d. Komm. f. gesch. Landeskunde in B.-W., Reihe B, Bd. 10, 1959, S. 139 ff und A. Seiler, die Anfänge der mittelalterlichen Kirchenorganisation im mittleren Neckarraum in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 31/1979, S. 16
- 5 HStAS A 602, WR 14202-14205
- 6 Pfarrarchiv Hochdorf, Bü 111, Pfarrlagerbuch von 1582, S. 3. Ob das in Württ. Geschichtsquellen Bd. 2 unter Württembergisches aus römischen Archiven, I aus vatikanischen Registern 1316-1378, S. 462 in einer Urkunde vom 6.5.1364 erwähnte »Hochdorf, Speier Diözese« unser Hochdorf meint, ist fraglich, denn ins Bistum Speyer gehörte damals noch ein weiteres Hochdorf, das südwestlich von Ludwigsburg liegt. s. Histor. Atlas Bad. Württ. 1972 f VIII, 5 und bes. IX, 4 und A. Seiler, Studien..., S. 139 und ders., Anfänge d. mittelalterl. Kirchenorganisation, S. 16. Die acht, alle in Südwestdeutschland zu findenden Dörfer mit dem Namen Hochdorf bringen es mit sich, daß gelegentlich bei der Zuordnung Fehler unterlaufen. So ist auch die bei Max Schefold, Alte Ansichten aus Württemberg Bd. II unter 3090 aufgeführte »Gottesackerkirche in Hochdorf«, ein Aquarell von C. Finckh, Nov. 1851, nicht unsere Kirche; welche Kirche das bei Max Schefold unter 3091 verzeichnete Aquarell von Heinrich Bach, 1860, meint, kann, weil nicht öffentlich zugänglich, nicht gesagt werden.
- 7 OAB Vaihingen 1856, S. 163, ihr folgend G. Hoffmann, Kirchenheilige in Württemberg, 1932, S. 65
- 8 Zitert nach A. Seiler, Studien, S. 140
- 9 HStAS A 602, WR 14 329; HStAS A 63, Bü 23; OAB Vaihingen 1856, S. 136 f. Die Kapelle wurde auf Befehl Herzog Christofs abgebrochen, an ihrer Stelle steht heute eine mehrhundertjährige, unter Naturschutz gestellt Winterlinde, als »Liebfrauenlinde« in »Naturschutz im Kreis Ludwigsburg« (Führer durch Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württemberg Nr. 4) 1981, S. 106 bezeichnet.
- 10 HStAS A 602, WR 14 326; A 602, WR 14 336
- 11 HStAS A 415, 45; StAL B 581, 578; Pfarrarchiv Hochdorf Bü 103
- 12 Pfarrarchiv Hochdorf, Bü 111, Pfarrlagerbuch von 1582, S. 4r und S. 4v: Pfarrhaus wurde von Gertruda Fliderin am »Sonntag nach Letare 1496« gestiftet, die Pfarrscheuer von Jerg von Münchingen und seiner Frau Barbara geb. von Bettendorff am »Mittwoch nach Invocavit 1484«. Das heutige Pfarrhaus steht noch an der gleichen Stelle wie das von Gertruda Fliderin gestiftete, Pfarrstr. 9. Die Pfarrscheuer ist heute nicht mehr in kirchlichem Besitz; sie stand da, wo sich heute Gebäude Pfarrstr. 6 befindet.
- 13 Pfarrhofgut: Pfarrarchiv Hochdorf, Bü 101, Pu vom »Zinßtag nach dem Sontag Letare halp Fasten« 1515. Der Pfarrhofmaier mußte laut Pfarrhofbrief »ailff malter Rocken ailff malter dinckel und ailff malter haber gruoninger mess« dem Pfarrer abliefern. Wo der Pfarrhof stand ist nicht bekannt. Heiligenhof: laut einer »Consignation« (StAL B 139 d, o. D. wahrscheinlich um 1780) müssen die in den Heiligenhof gehörenden Äcker je 6 Scheffel Dinkel, Roggen und Hafer an den Heiligen geben. 1712 waren es noch je 5 Scheffel Roggen, Dinkel und Hafer (Pfarrarchiv Bü 103, Kaufbrief für Bernhard Hetzel, September 1712). – Wo der Heiligenhof stand, ist nicht genau festzustellen, »beim oberen Bronnen, neben dem herrschaftlichen Schafhaus«, s. Lagerbuch von 1832, Rathaus Hochdorf, S. 116. Folgt man einer im Hochdorfer Schloß aufbewahrten Pergamenturkunde von 1571, die Ursula von Münchingens Kauf »eines gefreyten Halbentheil Hofs« (heute Hauptstraße 6) von Augustin und Anna Schimmel zum Inhalt hat, so spricht vieles dafür, daß das heutige Haus Bäckerstraße 4 der Heiligenhof war.
- 14 Widdumhof, heute Pulverdingerstr. 21, rechte Gebäudehälfte. StAL Lagerbücher des D.O. B 235, 519 ff; B 270/9; B 270/19; B 314/12; F 92/176
- 15 HStAS A 489, 398; A 489, 399; A 489, 399 a; H 14/140S. 160; A 489, 391; A 489, 392; A 489, 394; A 489, 395; A 489, 396
- 16 HStAS A 415, 45; StAL B 581, 578; Pfarrarchiv Hochdorf Bü 103


- 17 StAL B 139d. In Johann Gerlach Varnbülers Bericht über die Hochdorfer Verhältnisse in den Jahren 1693/94 steht, daß »das Pfarr- und Hailigen Hövlein ... verkauft« worden seien, wobei deren Gült auf die Hälfte herabgesetzt wurde, »zu höchsten schaden dieser 2. piorum corporum.« Auch noch im Vergleichsrezess vom 4.3.1720 wird von der schlechten Pfarrbesoldung gesprochen, s. Lagerbuch 1832, Rathaus Hochdorf, S. 372 r.
- 18 StAL B 296, Pu 13
- 19 HStAS H 129, Pu 739
- 20 LKA Ortsakten Kleinglattbach I 1,5
- 21 OAB Vaihingen 1856, S. 163
- 22 Pfarrarchiv Hochdorf, Bü 111, Pfarrlagerbuch von 1582, S. 2
- 23 StAL B 139d
- 24 auch der Histor. Atlas B.-W. 1972f, VIII, 7 gibt es ein falsches Jahr an. Vgl. J. Duwe, a.a.O.S. 112; Der Kreis Ludwigsburg, 1977 S. 100; Das Land Baden-Württemberg, 1974, Bd. III S. 468; Alfred Klemm, Württemb. Baumeister und Bildhauer bis ins Jahr 1750, S. 165
- 25 StAL B 139 d
- 26 Rathaus Hochdorf, Lagerbuch von 1832, S. 175 r und S. 175 v
- 27 StAL B 139d
- 28 s. Anm. 11 und 16
- 29 Pfarrarchiv Hochdorf, Bü 101, Pfarrhofbrief ausgestellt »am Zinstag nach dem Sonntag Letare halp Fasten« 1515, Pu
Noch 1529 wird Pfarrer Paul Klingler erwähnt, s. HStAS H 120/13 S. 257
- 30 Pfarrarchiv Hochdorf, Bü 103, Pfarrlagerbuch von 1535 o. S., hier wird als Zeuge genannt »Hanssen Kymich Pfarrhers«.
- 31 Pfarrarchiv Hochdorf, Bü 111 S. 20v und LKA Generalmagisterbuch 509, 1
- 32 StAL B 139 d »Dorfbuch« o.S. Eintragung vom 9.6.1614
- 33 StAL B 139 d »Dorfbuch« o.S. Eintragung vom 4.5.1628 und LKA Generalmagisterbuch 509, 1a. Vielleicht war es auch Magister Johannes Saylor, der von 1636-44 Riet seelsorgerlich betreute denn Binder, »Württembergs Kirchen und Lehraemter«, 1799, Bd.2, S. 995, bezeichnet für diese Jahre Riet als Filiale von Hochdorf, vor und nach dieser Zeit war Riet Filiale von Enzweihingen.
- 34 LKA Generalmagisterbuch 509, 1
- 35 LKA Generalmagisterbuch 327,12 und Ortsakten Freudenstein I, 21 und StAL B 139 d Bericht Johann Gerlach Varnbüblers, s. Anm. 17 und 27
- 36 StAL B 139d Bericht Johann Gerlach Varnbüblers, s. Anmerkungen 17,27,35
- 37 und
- 38 Durch Schriftvergleiche in den Eintragungen der Tauf-, Hochzeits- und Sterberegister gefunden. Beim Franzoseneinfall von 1693 gingen alle Kirchenbücher verloren, die heute noch vorhandenen Eintragungen stammen ab dem Jahr 1696; ob aber alle Personenstandsveränderungen im Dorf niedergeschrieben worden sind, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. – M. Duncker, »Verzeichnis der württ. Kirchenbücher«, 1938, S. 98, muß in Bezug auf Hochdorf folgendermaßen berichtet werden: Das älteste erhaltene Taufbuch, dessen erste Seiten herausgerissen sind, beginnt mit einem vorne eingelegten Blattfragment, auf dem Eintragungen von 1696, 1697 und 1698 vorhanden sind. Vom 9.4.1698 bis 1724 sind die Eintragungen lückenlos. In diesem Taufbuch, das ohne Seitenzählung gehalten wurde, befinden sich ein Heiratsregister, auch mit sehr vielen »fremden Hochzeiten«, von 1706-1724, wobei das Jahr 1723 an anderer Stelle, also nicht zwischen 1722 und 1724 zu finden ist, ein Sterberegister von 1706 bis 1724 und Abendmahlslisten von 1706 bis 1723.
- 39 1200 Jahre Hochdorf an der Enz, 1979, S. 72
- 40 G. Hoffmann, Kirchenheilige in Württemberg, 1932, S. 32 und S. 65, St. Barbarahof: HStAS A 602, WR 10560; H 102/42 BD. 8; StAL F 92, 175. Wo sich der St. Barbarahof befand, kann auch nur ungefähr angegeben werden, im Bereich Hintere Weingartenstr. 2, 4 und Pulverdingerstr. 11, 13, 15, 17
- 41 J. Duwe, Die Michaelskirche in Hochdorf bei Vaihingen/Enz, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 29/1977 S. 111ff, 118. Auch die Steinfigur eines kreuztragenden Engels, die bei den Renovierungsarbeiten 1968/69 über dem Kirchenportal eingemauert aufgefunden worden war, stellt keinen Heiligen dar. Herr Dr. Strobel vom Landesdenkmalamt Stuttgart und Herr Dr. Meurer vom Württ. Landesmuseum Stuttgart weisen sie einem Hl. Grab Komplex zu und datieren sie in die Zeit von 1510 bis 1520.
- 42 StAL B 139 d, S. 11
- 43 Pfarrarchiv Bü 103. Im Hochdorfer Pfarrarchiv findet sich immer wieder verstreut in Schriftstücken späteren Datums der Hinweis, daß der »Heilige« zu Hochdorf »St. Pancratius

genannt« wird, z. B. auch in der sogenannten Ausscheidungsurkunde von 1905/06, die sich außerdem in LKA unter A 29, 2049/4 findet.

44 HStAS H 102/31, BD. 129, S. 364

45  Steinmetzzeichen am Choranbau der Hochdorfer Kirche, Mittelfenster, links außen, oberhalb der Mitte.

Das gleiche Zeichen findet sich in der Johanneskirche, Münchingen, und ist als Steinmetzzeichen Nr. 7 im Heimatbuch Münchingen von 1973, S. 253 abgebildet.


46  Steinmetzzeichen vom Erweiterungsbau nach Westen

1. im Inschriftenstein der Nordwestecke, außen

2. am Kirchenportal unten rechts, außen

47 Der Inschriftenstein außen in der Nordwestecke der Kirche trägt auf der nach Norden zeigenden Seite folgenden Text: »Jerg · haß zu Beitel · spach der edln · Fraw · keler«. Jerg Haß aus Beutelsbach wird zweifelsfrei als Keller, d. h. Verwalter bezeichnet. Insofern sind Klemm, Paulus u. a. zu berichtigen. Alfred Klemm, Württ. Baumeister und Bildhauer bis ums Jahr 1750, S. 165; Eduard Paulus, Die Kunst- und Altertums-Denkmale im Königreich Württemberg, Neckarkreis, 1889, S. 475; Der Kreis Ludwigsburg, 1977, S. 154; J. Duwe, a.a.O. S. 116; Fundberichte Bad. Württ. Bd. 2, 1975, S. 289.

In der schriftlichen Überlieferung Hochdorfs findet sich Jerg Haß nicht, mehrfach aber ein Hanß Haß und sein Sohn Wernher Haß (StAL B 139d, »Dorfbuch«, o.S. in einer Gläubigerliste der Margarethe von Anweil und einer weiteren Eintragung vom 18.?. 1581). Ein Hanß Haß hat sich auch bei den dilettantischen Schwarzmalereien in der Südwestecke innen im Kirchenschiff verewigt.


48 Der nach Westen weisende Teil des Inschriftensteins trägt diesen Text: ein · Amtmann · Bin · ich · Anstert · Mauch · haiß ich · den Airsten · stain · Lait · Ich · mitt gott · und · den · hailgpfler · Veitt · Weis · und · Conradt · hetler \diamond 1 · 5 · 8 · 2 · 

Amtmann Anstert Mauch und die beiden Heiligenpfler Veitt Weis und Conradt Hetler erscheinen oft in Zinslisten und lagerbüchlichen Aufzeichnungen dieser Zeit.

49 s. J. Duwe, a.a.O. S. 116 und ihm folgend R. Leibfried, Festschrift 1200 Jahre Hochdorf, S. 33. Ob die im Inschriftenstein genannte »edln Fraw« Anna von Münchingen meint, kann nur angenommen werden, ist aber auf Grund ihrer Lebensumstände sehr wahrscheinlich.

50 HStAS A 157, II, I 454 Pu 3248. – Fleischhauer, Renaissance im Herzogtum Württemberg, S. 131, weist diesen Kenotaph dem Bildhauer Leonard Baumhauer oder einem seiner Gesellen zu und datiert ihn in die Zeit um 1570. Anna von Münchingen ist mit ihrem Mann in der Familiengrablege der Münchingen in der Johanneskirche in Münchingen begraben; ihr schlecht erhaltener und falsch ergänzter Grabstein ist dort noch vorhanden (veröff. in »Heimatbuch Münchingen«, 1973, S. 271). – In diesem Zusammenhang muß noch kurz erwähnt werden, daß nach einer Durchsicht der im Münchinger Pfarrhaus vorhandenen Sterbebücher die seit dem Teilungslibell von 1631 existierende Hochdorfer münchingsche Linie ihre Toten nicht in der Familiengrablege in Münchingen bestattet hat. Vieles spricht dafür, daß die Toten dieser Linie dort beerdigt wurden, wo sie starben, so natürlich auch in Hochdorf. S. Totenregister im 1. Taufbuch, 1696 ff, o. S. mit einer Eintragung vom 20. 12. 1708: »Das Hochadeliche Fräulein Christina Dorothea von Münchingen auff Hochdorff ... den 25. darauff Adelic zur Erden bestattet worden.« Das »adelich zur Erde« Bestattetwerden heißt, in der Kirche bestattet werden. Eine Sterberegistereintrag vom 7. 3. 1709 für »Fräulein Catharina Elisabetha von Franken, Ihres Alters 10. Jahr ...« hat ebenfalls den ausdrücklichen Zusatz »adelich zur Erde bestattet« und ihr Grab wurde mit einer steinernen Grabplatte abgedeckt, der einzigen übrigens, die in der Hochdorfer Kirche vorhanden ist. Heutiger Aufbewahrungsort dieser Grabplatte ist die örtliche Außenmauer des Gemeindehauses. Man kann für Hochdorf sicher davon ausgehen, daß auch hier die damals zeitübliche Bestattung adelicher Personen in der Kirche praktiziert wurde, auch wenn dies nicht ausdrücklich, wie bei den oben zitierten Todesfällen, vom Pfarrer vermerkt wurde. Daß 1968/69 in der Hochdorfer Kirche relativ wenige adelige Begräbnisse nachgewiesen werden konnten, hängt von der durch Platzmangel diktierten und bis 1800 auch in Hochdorf geübten Bestattungspraxis ab, wonach ältere auch gemauerte Gräber ausgeräumt und abgebrochen wurden, um neuen Platz zu machen. Die Familie von Tessin hat während des ganzen 18. Jh. ihre Toten in der Hochdorfer Kirche bestattet.

51 Pfarrarchiv Hochdorf Bü 102 und Bü 106. Die heutige Sakristei wurde erst zu Beginn unseres Jh. erstellt (StAL Oberamt Vaihingen 622. 11 Bauakten 1900, Nr. 31-53; Pfarrarchiv Hochdorf, Pfarrgemeinderatsprotokolle, S. 129 und S. 152)

52  StAL B 139 d. Die Scheuer Pulverdingenstr. 28 gehörte ehemals den Tessin. Wie eine in ihrer NW-Ecke angebrachte steinerne Tafel aussagt, wurde sie 1728 auf Veranlassung Philipp Heinrich von Tessin durch einen Maurer und Steinmetzen mit dem

- Monogramm CS und dem nebenstehenden Steinmetzzeichen errichtet. Vielleicht ist dieser CS mit dem Maurer Christof Schmid identisch, der für die Kirchenreparation 1712/13 verantwortlich war.
- 53 Pfarrarchiv Hochdorf Bü 106
- 54 »Reischacher Höflein« auch »Höfinger Gütlein« genannt HStAS H 120/15 S. 425; A 602 WR 8815 und 10529; Rathaus Hochdorf, Lagerbuch 1832 S. 321 v und S. 322 r. Das Grundstück im Süden der Kirche, heute Gemeindehaus und Vorplatz: Pfarrarchiv Hochdorf, Bü 103, Pfarrlagerbuch von 1535, o. S. ... »Hat die pfarr Hauss und Hoff ... liegt zwischen Hanß Grötzinger [= heute Gemeindehaus und Platz davor] und Juncker Michel von Ryschach [= heute der ganze Bereich Schloß, Schloßvorgarten]. Dieser »Juncker Michel von Ryschach« gehörende Besitz wurde kurze Zeit darauf d. h. nach 1535 von den Münchingen erworben, eine Hälfte erhielt Werner von Münchingen von Herzog Christof als frei eigen geschenkt – heute steht das Schloß darauf (HStAS H 129, 739; A 157, B 455), der andere Teil bildete das »Reischacher Höflein«. Weiter auch Lagerbuch 1832, S. 196 v, Rathaus Hochdorf. Dasselbe Lagerbuch S. 167 r für die herrschaftliche Scheuer und S. 364 r für das münchingensche Zuchthäuslein. Sehr schön lassen sich die beengenden Verhältnisse um die Kirche noch auf den alten Karten des Oberamts Vaihingen sehen: StAL 3 L 570, Karten NW XXXVI.4
- 55 A. Seiler, Studien S. 169 f und ders., Anfänge der mittelalterlichen Kirchenorganisation, S. 16 und S. 19
- 56 Fundberichte aus Bad. Württ. Bd. 2, 1975, S. 163. Diese Fundbeschreibung muß dahingehend ergänzt werden, daß damals mehr römische Scherben als im Fundbericht erwähnt von mir geborgen wurden. Außer dem erwähnten Sigillatastück befanden sich unter den Bruchstücken römischer Alltagsware, das Fragment eines rhätischen Bechers und eines Terra Nigra Gefäßes. über den Verbleib dieser Fundstücke ist mir nichts bekannt.
- 57 Württ. Landesbibliothek, Kirch. Gofol. 433, S XL und unter »Pankratius« im Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 8

Der »Schlafende Johannes« in der Kirche von Hochdorf, Gemeinde Eberdingen

von Renate Leibfried

Am 8. September 1911 wurde im Kirchenschiff unter der Kanzel die Steinfigur des Schlafenden Johannes aufgestellt, nachdem sie der ortsansässige Steinhauer [Wilhelm] Ansel nach den Anweisungen des Landeskonservatoriums gründlich von ihrem Schmutz gereinigt hatte¹⁾. Wie lange die Figur fast vergessen im Hochdorfer Rathaus herumgestanden hatte, konnte bis jetzt nicht ermittelt werden, ebenso bleiben die Umstände im Dunkeln, wie sie ins Rathaus kam, und wo sie einmal ursprünglich gestanden hatte.

Sicher ist, daß der Schlafende Johannes Teil eines Ölbergs war, der in den Jahren zwischen 1510 und 1520 entstand²⁾. Da kaum anzunehmen ist, daß eine so schwere Statue von plündernden Soldaten im 30-jährigen Krieg oder während der Franzosenkriege nach Hochdorf geschleppt und dort zurückgelassen wurde, wie die mündliche Überlieferung



Der »Schlafende Johannes«

des Orts verschiedentlich behauptet, kann man davon ausgehen, der Ölberg hat sich immer in Hochdorf befunden, ist also speziell für eine Aufstellung hier im Ort angefertigt worden. Vielleicht wurde er an der Südfassade der Kirche aufgestellt, da, wo noch die alte Karte des Oberamts Vaihingen³⁾ ein völlig unmotiviert in das südliche Nachbargrundstück hineinreichendes Stückchen Land als zum Kirchengut gehörig bezeichnet.

Wie aus verschiedenen Eintragungen in den Pfarrgemeinderatsprotokollen zu entnehmen ist – bis jetzt übrigens die einzige schriftliche Quelle zum Schlafenden Johannes – tauchte die Frage, was mit der Statue geschehen sollte, zum ersten Mal im Jahr 1909 auf, als sich Kaufliebhaber für sie gefunden hatten. Der damalige Kirchengemeinderat wandte sich vorsichtshalber an die königliche Altertümersammlung mit der Bitte, sie möge raten, was zu tun sei. Darauf kam die Antwort, die Steinfigur solle nach Stuttgart »zur näheren Einsichtnahme gesandt« werden. Da die Figur sehr schwer ist, hatte der Kirchengemeinderat Bedenken wegen der Kosten für Fracht und Versicherung, und so wurde nichts dergleichen unternommen. Zwei Jahre später trat ein neuer Kaufinteressent auf, es war der Stuttgarter Antiquitätenhändler K. Sauter, der die Apostelfigur für 80 Mark kaufen wollte. Nun aber wollte der Kirchengemeinderat nicht mehr und beschloß, »dieses Erzeugnis gediegener alter heimischer Steinhauerkunst der Gemeinde zu erhalten«, und den Apostel nach gründlicher Reinigung in der hiesigen Kirche aufzustellen. Seitdem schläft nun Johannes seinen von Seelennot und Lebenslast beschwerten Schlaf an verschiedenen Stellen im Innern der Hochdorfer Kirche.

Der schlafende Johannes ist eine qualitätvolle Steinmetzarbeit, die es verdient, endlich publiziert und einer kunsthistorischen Betrachtung zugeführt zu werden.

Anmerkungen:

- 1 Diese und alle weiteren Angaben zur Statue sind den Pfarrgemeinderatsprotokollen, Pfarrhaus Hochdorf, entnommen: Bd. I S. 144, 146, 187, 189, 192
- 2 Die Datierung wurde in dankenswerter Weise gemeinsam von den Herren Dr. R. Strobel, Landesdenkmalamt Stuttgart und Dr. Meurer, Württ. Landesmuseum Stuttgart vorgenommen.
- 3 StAL, JI 570, NW XXXVI 4

Musik und Theater im Ludwigsburg des 18. und 19. Jahrhunderts*

von Norbert Stein

Das europäische Jahr der Musik bietet uns genügend Anlaß, einen Blick auf den Platz zu werfen, den die Stadt Ludwigsburg in der deutschen, im 18. Jahrhundert sogar in der europäischen Musik- und Theatergeschichte einnahm bzw. einnimmt. Blättern wir in der Stadtchronik auf jenen Seiten nach, die uns von großen Hoffestlichkeiten, von den heute zum Teil verschwundenen Theater- und Festinbauten, von glanzvollen, dort stattgehabten Opern- und Schauspielaufführungen berichten; lassen wir Zeugen der Zeit Revue passieren und zu Worte kommen!

Noch bevor Ludwigsburg im Zuge des Schloßbaus im Jahre 1718 durch Herzog Eberhard Ludwig zur Stadt erhoben wurde, und lange noch vor Vollendung des Schlosses regten sich erste Keime des späteren Theaterlebens. Schon 1713 wurde für die damals bevorzugten französischen Komödiantentruppen, die – jeweils zeitlich befristet – vertraglich an den Hof verpflichtet wurden¹⁾, ein kleines, wohl provisorisches Theater errichtet, dessen Lage heute nicht mehr bekannt ist²⁾. Auch war wohl anfänglich die 1719 begonnene spätere Ordenskapelle – zunächst »conseil aulique« bezeichnet – als fürstliches Familientheater bestimmt, bis im Jahre 1722 ein bescheidenes Komödienthaus gegenüber dem 1710 von Johann Friedrich Nette, dem herzoglichen Oberbaudirektor des Ludwigsburger Schlosses, erbauten ersten Privathaus (Sternenfelssches Gebäude) in der Hinteren Schloßstraße (heute: Mömpelgardstraße) Nr. 24 errichtet wurde, das bis zur Fertigstellung des Schloßtheaters im Jahre 1728 in Betrieb blieb und dann zum Abbruch verkauft wurde.

Mit dem Herzog wanderte im Jahre 1718 auch die gesamte Hofmusik, die am württembergischen Hofe seit etwa Mitte des 16. Jahrhunderts institutionalisiert war³⁾, in die neue, nunmehr ständige Residenzstadt, wo ihre nahezu 50 Mitglieder wenige Jahre später fest ansässig werden mußten⁴⁾. Als »directeur de la musique« und »maitre des concerts« fungierte damals der 1716 berufene Italiener Giuseppe Antonio Brescianello. Bezeichnend für dessen Ansehen ist, daß ihn der Herzog am 1. Februar 1721 zum Oberkapellmeister ernannte und ihm damit vor dem berühmten Kirchenmusiker und Opernkomponisten Reinhard Keiser (ca. 1673 bis 1739), den vor allem die deutschen Musiker und die evangelische Geistlichkeit favorisierten, den Vorzug gab. Nachdem Keiser lange Jahre in Hamburg segensreich gewirkt hatte, gelangte er mit dem Titel eines mecklenburgischen Hofkapellmeisters im Jahre 1719 nach Stuttgart und stellte sich hier wie in Ludwigsburg dem Herzog mit einigen Proben seines Könnens vor⁵⁾. So wurde unter anderem – offenbar als Freilichtaufführung vor dem noch nicht fertiggestellten Favoriteschloß – ein »Serenata« betiteltes Singspiel gegeben, das Keiser aus Anlaß des Ludwigsfestes (25. August) komponiert und zuvor schon am Landsitz der Wilhelmine v. Grävenitz, verh. Gräfin von Würben, der berühmten Mätresse des Herzogs, zu Stetten uraufgeführt hatte. Dessen voller Titel lautete »Der zur angenehmen Mayen-Zeit in Ludwigs-Auen entstandene Lust-Streit zu unterthänigsten Ehren des Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Eberhard Ludwigs etc. In einer Serenata in der Hoch-Fürstl. Württembergischen Residenz Ludwigsburg vorgestellt und aufgeführt durch Reinhard Keisern Hoch-Fürstl. Mecklenburgischen Ober-Capell-Meistern«. Die Lokalitäten wurden wie folgt beschrieben: »Der Auftritt ist in einer unvergleichlichen und angeneh-

* Vortrag beim Historischen Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg, 14.11.1985.

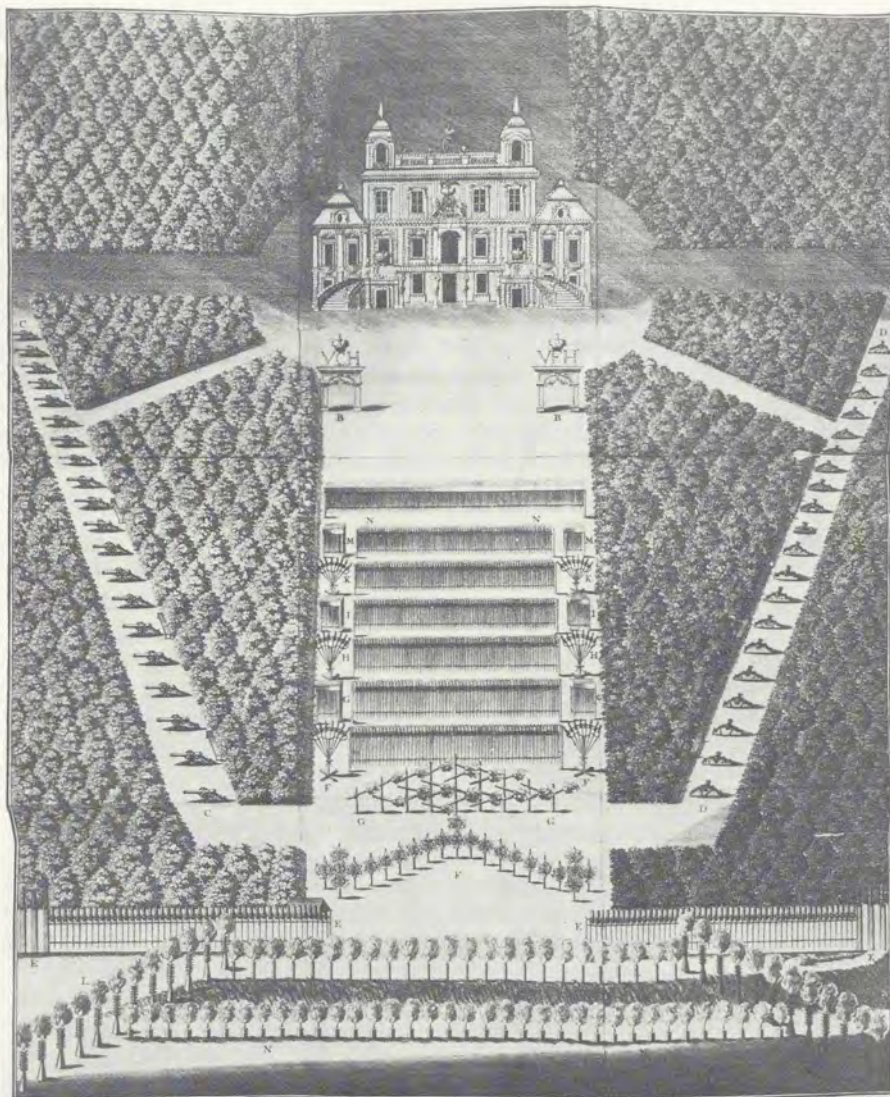
men Gegend von Bergen, Thälern, Gärten, Wiesen, Wäldern, Jägereyen, Fasanerien und einer Favorita bey Ludwigsburg.«⁶⁾ Wenn Kaiser auch – ständig auf eine definitive Entscheidung hoffend – bis 1721 am württembergischen Hofe als (mehr oder weniger) wohlgeleitener Gast verblieb, so trug doch schließlich die starke italienische Partei mit Brescianello an der Spitze den Sieg davon. Mit einer siebenjährigen Unterbrechung (1737-1744) blieb Brescianello bis weit in die Regierungszeit Herzog Carl Eugens als Oberkapellmeister im Amt. Aufführungen von Opern – vorwiegend aus dem italienischen Repertoire – konnten nun in dem im Januar 1728 eröffneten, von Donato Giuseppe Frisoni erbauten Schloßtheater, dem ersten Rangtheater nach italienischer Art in Württemberg, stattfinden⁷⁾, doch blieben sie vorläufig noch festliche Ausnahmen.

Häufiger waren zu dieser Zeit noch Schauspielaufführungen französischer, gelegentlich auch deutscher Komödiantentruppen und jegliche Arten anderer Lustbarkeiten, wie sie das Barockzeitalter kannte: Redouten, Maskeraden, Feuerwerke, Illuminationen, Schlittenfahrten, Wasserfeste, Jagdfeste, Festmähler⁸⁾. Feuerwerke und Jagdfeste wurden schon lange vor Vollendung des Schlosses für hohe Gäste gegeben, wie etwa im Frühjahr 1714 zu Ehren des auf Besuch weilenden Prinzen Eugen von Savoyen. Auch der Aufenthalt König Friedrich Wilhelms I. von Preußen und seines Sohnes, des nachmaligen Friedrichs des Großen, im August 1730 gab Anlaß zu Festlichkeiten verschiedenster Art wie etwa zu prunkvollen Festmählern und sogenannten »Maskierten Wirtschaften«, in denen hohe und höchste Herrschaften in Verkleidung ländliches Volksleben und Bauernhochzeiten durch Spiel und Gesang darstellten (die Gräfin von Würben erschien hier selbst als »Wirtin«).⁹⁾

Für solche und ähnliche Festlichkeiten war dem Theaterbau – korrespondierend in der Gesamtanlage des Schlosses – an der Westseite des Innenhofes bzw. Nordseite des vorderen Hofes ein sogenannter Festinbau gegenübergestellt worden¹⁰⁾. Das nach den ursprünglichen Planungen Frisonis 1725 zunächst für die Schloßküche bestimmte, im Jahre 1727 begonnene Gebäude erhielt auf Weisung des Herzogs 1728 einen zweigeschossigen, von Galerien umgebenen Saal »zu Festins«. Im Innern wurde der Bau im darauffolgenden Jahre mit Wasserzuleitungen versehen, um auch hier Wasserspiele und Wasserkünste einrichten zu können, 1731 stattete der Theatermaler Baroffio den Festinsaal mit einer Prachtarchitektur vortäuschenden Scheinmalerei aus, und im Jahre 1732 fanden die Arbeiten im Festinbau mit dem zusätzlichen Einbau eines kleinen Logentheaters, über dessen Fortbestand sonst keine Nachrichten vorliegen, ihren Abschluß.

Mit dem Tode Herzog Eberhard Ludwigs (1733) verlor Ludwigsburg zunächst wieder den Charakter einer ständigen Residenzstadt, wenn es auch nach wie vor sommerliche Residenz und Schauplatz mancher Hoffestlichkeiten blieb. Vor allem nach dem Regierungsantritt Herzog Carl Eugens im Jahre 1744 sollte sich die künstlerische Szenerie in Ludwigsburg bald neu beleben. Dies zeigte sich schon anlässlich der Feierlichkeiten zur Vermählung des Herzogs mit der Prinzessin Friederike von Brandenburg-Bayreuth im Oktober 1748, wo unter anderem ein paradisisches Feuerwerk aus 3600 Raketen vor dem Favoriteschlößchen, prunkvolle Festmähler, Illuminationen in der Stadt und Theateraufführungen im Schloßtheater – so Racines »Andromache« – gegeben wurden¹¹⁾. Gerade hier erwies es sich, daß das Theaterwesen längst noch nicht voll ausgereift war, mußten doch vom kurpfälzischen Hofe zu Mannheim eigens 40 Komödianten entliehen werden, war man doch – zur Enttäuschung der in Bayreuth kunstverwöhnten jungen Herzogin – nicht in der Lage, eine festliche Opernaufführung zu ermöglichen.

Diesen Mißständen sollte indes bald Abhilfe geschaffen werden. Nachdem schon das Stuttgarter Lusthaus 1750 innerlich zum Opernhause umgebaut, hervorragende Gesangssolisten wie etwa Marianne Pirker, die später der herzoglichen Ungnade zum



LUSTFEWERWERK SO ZU LUDWIGSBURG
 A. 1748 (DEN 9. OCTOBR) GEMACHTEN WURDEN

Die Aufbauten für das Feuerwerk vor dem Lustschloß Favorite aus Anlaß der Vermählung Herzog Carl Eugens mit Friederike von Brandenburg-Bayreuth (8. Oktober 1748)

Opfer fallen sollte, engagiert worden waren,¹²⁾ wurde auch das Ludwigsburger Schloßtheater 1752 einer inneren Umgestaltung und Erweiterung unterzogen, wozu vermutlich der herzogliche Besuch des erst im Jahre 1747 im Versailler Schloß eingeweihten »Théâtre des petis cabinets« angeregt haben dürfte.¹³⁾ Namentlich das Musiktheater



Niccolò Jommelli (1714-1774).
Anonyme Radierung.



Jean-Georges Noverre (1727-1810).
Radierung von Barthélémy Roger (1767-
1841) nach Christophe Guérin (1758-1831).

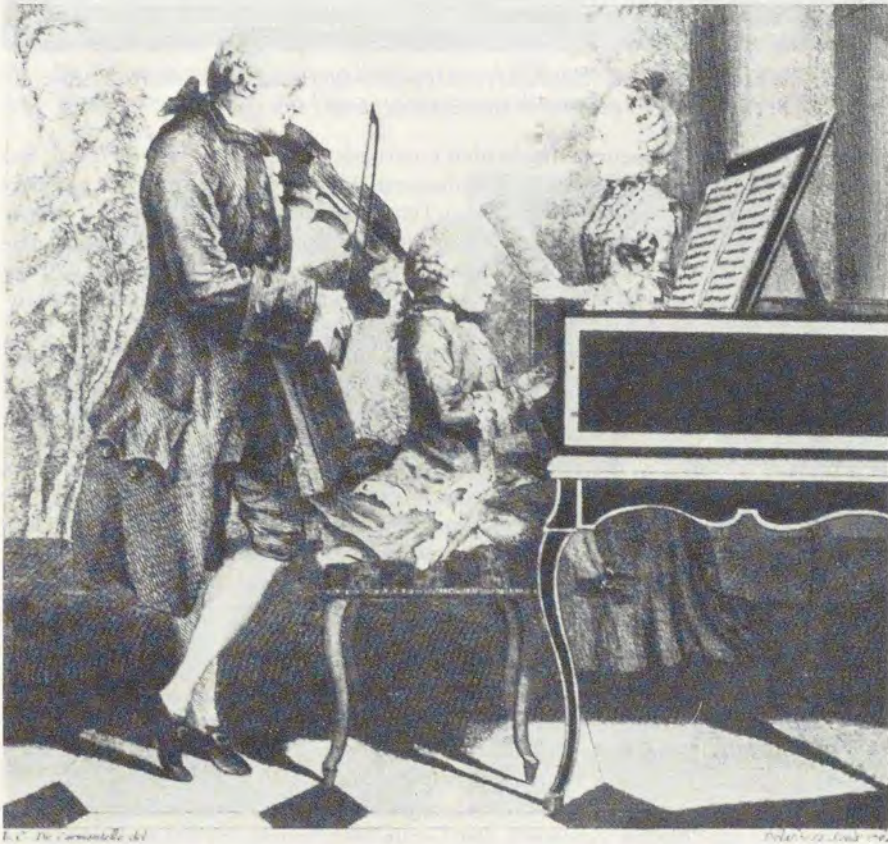
erreichte nach der Berufung des berühmten neapolitanischen Komponisten Niccolò Jommelli (1714-1774) zum Oberkapellmeister (1753) einen Höhepunkt, der europäischen Rang einnahm.¹⁴⁾ Seit Ende der fünfziger Jahre gab es auch wieder glanzvolle Aufführungen durch französische Schauspieltruppen und die seinerzeit unerreichten Ballettschöpfungen des Pariser Jean Georges Noverre (1727-1810). In nahezu allen Bereichen der Hofmusik, des Schauspiels und des Balletts betätigten sich anerkannte Virtuosen ihres Faches, wie der Komponist Florian Deller, der berühmte Sänger Giuseppe Aprile und der Pariser »Tanzgott« Gaëtano Vestris.¹⁵⁾ Daneben wurden sämtliche Arten sonstiger Festlichkeiten in zunehmendem Maße und zudem immer prunkvoller und verschwendungssüchtiger – vor allem alljährlich zu Zeiten des Geburtstages des Herzogs (11. Februar), der ja in die Faschingszeit fiel – in Ludwigsburg begangen; so auch im Jahre 1763, wo neben einem spektakulären Feuerwerk, das 14000 Raketen in die Luft entsteigen ließ, und prächtiger Illumination des Parks und der Orangerie auf einem eigens zu diesem Zweck im inneren Schloßhof errichteten Schaugerüst das musikalische Schäfergedicht »Il trionfo d'Amore« von Jommelli und ein Noverre'sches Ballett zur Aufführung gelangten (16. Februar 1763).¹⁶⁾

In ganz Europa begann man auf den württembergischen Hof, auf seine prachtvolle, kaum zu überbietende Hofhaltung aufmerksam zu werden. Seiner damaligen magnetischen Ausstrahlungskraft erlag auch der berühmte Giacomo Casanova, der im Frühjahr 1760 in Ludwigsburg weilte und über Carl Eugen in folgender Weise urteilte:

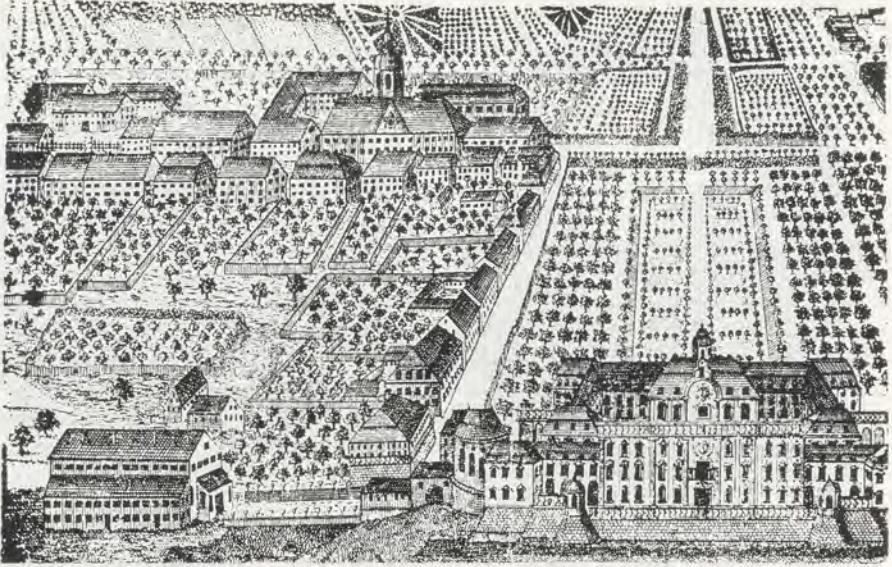
»Der Herzog war seiner Anlage nach prachtliebend: herrliche Gebäude, ein großartiger Marstall, eine glänzende Jägerei, Launen aller Art kosteten ihn viel Geld; ungeheure Summen aber gab er für hohe Besoldungen aus und noch größere für sein Theater und seine Mätressen. Er unterhielt französische Komödie, ernste und komische italienische Oper und zwanzig italienische Tänzer.... Alle Tänzerinnen waren hübsch und alle rühmten sich, den gnädigen Herrn zum mindesten einmal glücklich gemacht zu haben.... Ich bemerkte bald, daß die Haupteigenschaft dieses Fürsten war, von sich sprechen zu machen. Er wünschte, daß die Welt von ihm sage, kein Fürst habe mehr

Geist, mehr Geschmack, mehr Anlage zum Erfinden der Vergnügungen, mehr Fähigkeiten zum Herrschen; außerdem sollte man glauben, er sei ein zweiter Herkules in den Arbeiten des Bacchus und des Amor, ohne daß jedoch die Augenblicke, die er der Sinnelust widmete, die Sorgfalt beeinträchtigten, womit er alle Pflichten seines Herrscheramtes erfüllte.«¹⁷⁾

Noch im Jahre 1763 zog es eine andere werdende Berühmtheit in die Ludwigsburger Residenz: Wolfgang Amadeus Mozart. Im Zuge der großen »Konzerttournee« von Leopold Mozart und seinen beiden Kindern war es des Vaters Wunsch, den erst siebenjährigen Wolfgang Amadeus auch dem Herzog Carl Eugen vorspielen zu lassen.¹⁸⁾ Am 9. Juli traf die Familie, von Ulm kommend, zu später Abendstunde in Ludwigsburg ein, wo man im »Goldenen Waldhorn« (gegenüber dem Schloß) Quartier nahm. Nachdem Leopold Mozart zu vorgerückter Zeit noch das Ende einer französischen Komödie im Schloßtheater miterlebt hatte, bat er am nächsten Morgen beim Oberkapellmeister Jommelli um eine Audienz beim Herzog, die – was Mozart auf Intrigen Jommellis zurückführte – nicht gewährt wurde. Immerhin gelang ein Vorspiel im Hause Jommellis (Stuttgarter Straße 16), das zwar beeindruckte, aber letztlich erfolglos blieb, zumal der Herzog



Leopold Mozart mit seinen Kindern Wolfgang und Nannerl. Kupferstich (1764), gezeichnet von Louis Carrogis de Carmontelle (1717-1806), gestochen von J.B. Delafosse (1721-1775).



Ansicht von Ludwigsburg mit Schloß und (links) großem Opernhaus. (Ausschnitt). Radierung um 1770 von Johann Heinrich Kretschmer (1723-1790).

gerade im Aufbruch zu seinem Jagdschloß Grafeneck (auf der Alb) begriffen war, wo man ihm soeben ein weiteres kleines Opernhaus errichtet hatte.¹⁹⁾ Die brieflich geäußerten Worte Leopold Mozarts, »Wenn ich zum Fenster stand, so glaubte ich nichts als Soldaten zu sehen, die bereit wären, eine Person auf einer Comoedie oder Opera vorzustellen«,²⁰⁾ sollten – ohne daß er es damals ahnen konnte, als er mit seiner Familie zwei Tage später zum Kurpfälzischen Hof nach Schwetzingen und Mannheim aufbrach – tatsächlich bald in Erfüllung gehen.

Im Zerwürfnis mit Stuttgart verlegte Herzog Carl Eugen im darauffolgenden Jahre seine ständige Residenz nach Ludwigsburg, so daß das kürzlich erst wieder renovierte Stuttgarter Opernhaus für die nächsten Jahre verödete.²¹⁾ Da aber das intime Schloßtheater zu Ludwigsburg für die großangelegten, prunkvoll auszustartenden Opern Jommellis und Ballette Noverres nicht geeignet schien, entschloß sich der Herzog, noch im Spätherbst 1764 ein gewaltiges Opernhaus in den hinteren Anlagen des Schloßparks, wo sich heute der sogenannte Schüsseles-See befindet, errichten zu lassen.²²⁾ Unter großem materiellen und finanziellen Aufwand wurde das Gebäude innerhalb kürzester Zeit durch zahllose Handwerker aus dem ganzen Lande – freilich nur in Holzbauweise – fertiggestellt, damit es bereits zum nächsten Geburtstag des Herzogs bespielt werden konnte. Wenn auch äußerlich schlicht – einem dreischiffigen Kirchenbau vergleichbar –, beeindruckten doch sowohl seine Größe, die immensen Größenverhältnisse seiner Bühne, die sich nach hinten öffnen ließ, als auch die prachtvolle Innenausstattung des Zuschauerraumes mit seinen vier Galerien, spiegelverkleideten Wänden und fünf großen Kronleuchtern, die das Haus in hellstem Glanze erstrahlen ließen. Goethe schrieb anläßlich seines Besuches am 29. August 1797:

»Das große Operntheater ist ein merkwürdiges Gebäude, aus Holz und leichten Brettern zusammengeschlagen, Zeuge von dem Geiste des Erbauers, der viel und hohe Gäste würdig und bequem unterhalten wollte. Das Theater ist achtzehn Schritte breit, auch ungeheuer hoch, indem das Haus vier Logen enthält. In seiner möglichen Länge hält es

sechundsiebzig Schritt. Das Proszenium ist sehr groß, sowie auch das Orchester, so daß beide zusammen sich gleichfalls in der Mitte des Saals befinden, das Parterre dagegen ist sehr klein, man konnte überall sehr gut sehen und höchst wahrscheinlich auch sehr gut hören ... «²³⁾

Und Justinus Kerner, einer der großen Söhne der Stadt Ludwigsburg, erinnerte sich später:

»Es ist bekannt, daß dieses wohl das größte Opernhaus in Deutschland war. Es war in seinem ganzen Innern völlig mit Spiegelgläsern ausgekleidet, alle Wände, alle Logen mit ihren Säulen waren von Spiegelgläsern. Man kann sich den Effekt eines solchen Hauses im Glanze der vielen hundert Lichter wohl kaum denken. Ich sah es natürlich nie in seiner Beleuchtung, sondern geradezu immer nur bei verschlossenen Türen und Läden, wo aber seine Wirkung für die Phantasie eines Knaben gewiß noch viel wunderbarer und zauberhafter war.«²⁴⁾

Am 11. Februar 1765 ging hier zum ersten Male die schon in Stuttgart uraufgeführte Oper »Demofonte« von Niccolo Jommelli in Szene,²⁵⁾ die Bühnentechnik lag in den Händen des Maschinisten Christian Keim, die künstlerische Ausstattung bei dem hervorragenden Theatermaler und Bühnenarchitekten Innocente Colomba. Unter der großen Bühne, die 1768 durch einen Anbau mit zwei Rampen zum bequemen Hinaufführen von Pferden erweitert wurde, waren Ankleideräume für Soldaten eingerichtet worden, die man in der Folgezeit häufig für die große Statisterie heranzog. So wirkten etwa bei der Uraufführung der Jommelli'schen Oper »Il Vologeso« am 11. Februar 1766 ca. 550 Komparsen mit; für die Premiere der ebenfalls von Jommelli komponierten Oper



Giovanni Battista Innocente Colomba
(1717-1774). Radierung von
Johann Rudolf Schellenberg (1740-1806).



Christian Friedrich Daniel Schubart
(1739-1791). Radierung von Säckler nach
Zeichnung von Kleemann.

»Fetonte« am 11. Februar 1768 benötigte man neben 341 Soldaten gar 86 Pferde. Als vier Jahre später der berühmte Tenor Anton Raaff in derselben Oper gastierte – mittlerweile war der aus Rom gebürtige Antonio Boroni (1738-1797) herzoglicher Oberkapellmeister –, vermerkte ein Augenzeuge: »Es läßt sich nicht beschreiben, mit welchem Glanz der Mohrenkönig, der zu dieser Rolle von Mannheim verschriebene Tenorist Raaff, im Gefolge von 300 berittenen Mohren unter einem kriegerischen Marsch auf der Bühne aus weiter Ferne erschien.«²⁶⁾ Die nach dem im Jahre 1769 (= nach sechzehnjährigem erfolgreichen Wirken am württembergischen Hofe –)erfolgten Weggang Jommellis uraufgeführte Oper »Calliroe« des Neapolitaners Antonio Sacchini, der im Frühjahr 1770 für drei Monate die Operndirektion innehatte, erforderte besonderen Aufwand: Bei der Eroberung einer Festung hatten 16 Unteroffiziere und 470 Gemeine – darunter dreißig zu Pferde – mitzuwirken.²⁷⁾

Ogleich den seit 1767 vom Herzog endlich eingeleiteten Einsparungsmaßnahmen das französische Schauspiel zur Gänze, das berühmte Ballett zu großen Teilen zum Opfer fielen und daraufhin Noverre (1767), Colomba (1768) und Jommelli (1769) für die herzogliche Bühne verloren gingen, konnten doch Sacchini und Boroni, jedenfalls solange der Hof in Ludwigsburg verblieb, die Oper auf beachtlichem Niveau erhalten.²⁸⁾ Der junge Schiller, der von 1766 bis 1773 in Ludwigsburg weilte, hier die Lateinschule besuchte und bisweilen in Begleitung seines Vaters Vorstellungen der Oper beiwohnen durfte, entdeckte in Ludwigsburg seine Vorliebe für das Theater.²⁹⁾ Auch der geniale Schubart zeigte sich anlässlich eines Besuches in Ludwigsburg derartig beeindruckt, daß er beschloß, die nächste Gelegenheit wahrzunehmen, um der Enge Geislingens zu entkommen und sich in Ludwigsburg um eine Stellung zu bewerben. Schubart selbst erinnerte sich an seinen hiesigen ersten Aufenthalt im Februar 1769 wie folgt:

»Ich besuchte nebst meiner Frau meinen Schwager in Eßlingen, und reißte in seiner Gesellschaft nach Ludwigsburg, um die neue Oper Fetonte, am Geburtstage des Herzogs [= 11. Februar], aufführen zu sehen. Man stelle sich einen so feuerfangenden Menschen vor, als ich war, dessen Haupthang die schönen Künste, sonderlich die Tonkunst gewesen, und der noch nie ein treffliches Orchester gehört, noch nie eine Oper gesehen hatte, diesen Menschen stelle man sich vor – wie er schwimmt in tausendfachen Wonnen, indem er hier den Triumph der Dichtkunst, Malerei, Tonkunst und Mimik vor sich sah.

Jomelli stand noch an der Spitze des gebildetsten Orchesters in der Welt, Aprili sang, und Bonani und Cesari. Der Geist der Musik war groß und himmelhebend, und wurde so ausgedrückt, als wäre jeder Tonkünstler eine Nerve von Jomelli. Tanz, Dekorazion, Flugwerk, alles war im kühnsten, neusten, besten Stile – und nun gute Nacht Geißlingen mit deiner Einfalt, deinen Bergen, deiner Armut, deiner Geschmaklosigkeit, deinem Kirchhof und deinem Schulkerker!! – Mit diesem festen Entschlusse reißt' ich nach Geißlingen zurück, das ich nun viel düstrer, als jemals kolorirt fand.«³⁰⁾

Im Herbst desselben Jahres gelang Schubart der ersehnte Sprung nach Ludwigsburg, wo er Erster Organist und Musikdirektor an der Stadtkirche wurde, sich indes ungleich stärker zur Hofmusik hingezogen fühlte.³¹⁾ Er freundete sich mit dem ihm wesensverwandten Florian Deller, dem ehemaligen Komponisten der Noverre'schen Ballette, an und hatte so gelegentlich die Möglichkeit, im Hoforchester als Accompagnist auf dem Cembalo aushelfen zu können. Hochgestellten Damen der Hofgesellschaft erteilte er zeitweise Klavierunterricht, so auch der nachmaligen Franziska von Hohenheim. Den strengen moralischen Maßstäben, die seine kirchlichen Vorgesetzten anlegten, waren indes weder seine Virtuosität beim Orgelspiel, das letztlich wohl doch als zu weltlich galt, noch jene am Wirtshaustisch (namentlich im »Waldhorn«), wo er wie sein Freund Deller manche Inspirationen holte, förderlich.

Schubart selbst bemerkte: »In Ludwigsburg gränzte damals die Hölle sehr nah' ans Paradies. Es war also eben so leicht, ein gottseliges Leben daselbst zu führen, als ein ruchloses.«³²⁾

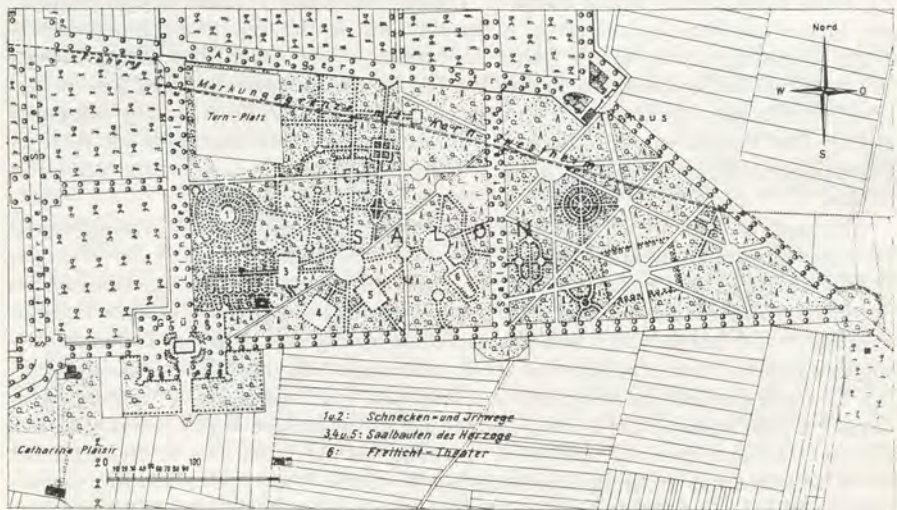
Intrigen, belastende Vorwürfe taten ihr übriges, daß er im Jahre 1773 nicht nur Ludwigsburg, sondern ganz Württemberg verlassen mußte, wohin er erst 1777 – höchst unfreiwillig – zurückkehrte. Dennoch blieben auch die Jahre auf dem Hohenasperg mit der Ludwigsburger Musikgeschichte unverbrüchlich verknüpft, fand doch dort ein Wettstreit auf der Orgel zwischen Schubart und Abbé Vogler statt, dem späteren Lehrer Giacomo Meyerbeers und Carl Marias von Weber, welch letzterer uns viele Jahre später in Ludwigsburg wiederbegegnen wird, und hat doch Schubart dort im Jahre 1783 für eine seiner Klavierschülerinnen eine Liederhandschrift angelegt, die im direkten Erbwege nach Ludwigsburg gelangte und durch den Begründer der »Ludwigsburger Schloßkonzerte«, Wilhelm Krämer, in die Forschung als »Ludwigsburger Handschrift« eingeführt wurde.³³⁾

Blenden wir jedoch nochmals in die glanzvollsten Tage der Stadt zwischen 1764 und 1775 zurück, die nicht bloß Höhepunkte der Oper, des Balletts und (bis 1767) der französischen Komödie kannten, sondern ebenso andere glänzende Festlichkeiten, an denen nun auch zunehmend die Bürgerschaft, nicht mehr bloß der immerhin fast 1800 Personen zählende Hofstaat und die vielen hochgestellten Gäste Anteil hatten. Nennen wir hier zunächst das Fest zur Einweihung des neuen Opernhauses im Februar 1765, als im Schloßhofe für die Bevölkerung auf einem eigens für diesen Zweck erbauten Herd zwei Ochsen gebraten und des weiteren roter und weißer Wein ausgegeben wurden.³⁴⁾ Nennen wir ferner im Jahre 1767, wo wir in Ludwigsburg auch Casanova wiederbegegnen (»Ich stieg in dem sehr guten Gasthof 'Zur Post' ab«),³⁵⁾ die festliche Rückkehr des Herzogs von seiner Venedig-Reise [11. Juli], die die Bevölkerung mit aufwendiger Illumination und Ausschmückung ihrer Häuser feierte, und die von eben jenem Venedig-Aufenthalt inspirierten, ab 1769 auf dem von Arkaden umschlossenen Marktplatz abgehaltenen Venezianischen Messen.³⁶⁾ Bei solchen Gelegenheiten wurde quer über die Mitte des Platzes ein von Zelttuch bedeckter Gang gezogen, der mehrere herrschaftliche Boutiquen enthielt, wo maskierte Damen und Herren der Hofgesellschaft verschiedenartigste, meist südländische Waren feilboten, Lotterielose verkauften oder sich als Wahrsager, Magier und Gaukler betätigten. In den rings um den Marktplatz gelegenen ebenerdigen Wohnungen, die für die Dauer der Messen geräumt werden mußten, wurden Wirtschaften und Spielbanken eingerichtet. Mit Sicherheit haben der junge Schiller und vor allem Schubart sich hier inspirieren lassen, und noch gegen Ende der Regierungszeit Herzog Carl Eugens war als direkter Anwohner im alten Oberamteigebäude Justinus Kerner in seinen jüngsten Jahren unmittelbarer Zeuge dieser berausenden Veranstaltungen.³⁷⁾

Aber auch im Schlosse selbst wurde nach wie vor gefeiert, so etwa der Geburtstag der Herzogin Friederike Sophie Dorothea, der Frau des jüngsten Bruders des Herzogs, Friedrich Eugens, am 18. Dezember 1768. Nach einer Vorstellung im Opernhause, das übrigens oft auch für Redouten genutzt wurde, begab man sich in den uns schon bekannten, seit 1732 fertiggestellten Festinbau und dort in den, wie der Generaladjutant Herzog Carl Eugens, Alexander Maximilian von Buwinghamen, mitteilt, »ehemaligen großen Commoediensaal, das heißt den Festinsaal [...] an die daselbst zubereitete Tafel. Gedachter Saal wurde auf Sr. Herzogl. Drchl. Befehl in wenigen Tagen dergestalten eingerichtet und decoriret, daß selbiger einen vollkommenen Lustgarten vorstellte. In der Mitte desselben war ein großes Bassin mit springendem Wasser. Die Parterres, in welchen die Namen Ihrer Hoheit zierlich angebracht und mit verschiedenen Farben ausgezeichnet, waren mit natürlichen Blumen besteckt und dem Dessen nach mit Ampeln

stark beleuchtet. Zu beiden Seiten des Saals, der Länge nach, waren Berceaux von grünem Bindwerck mit Festonen geziert, auch inn- und auswendig illuminirt und mit Michen, die allerhand gemahlte Garten-Prospecte vorstellten, decorirt...³⁸⁾ – (Nachdem über 50 Jahre später, in der Zeit vom 13. Juli bis 23. September 1819, in diesem Saale die erste Verfassung des Königreichs Württemberg von der Ständeversammlung beraten und einstimmig angenommen worden war, blieb der ganze Festinbau in den folgenden Jahrzehnten ungenutzt, bis er dann ab 1868 dem soeben begründeten Staatsfiliararchiv, das unter der Bezeichnung Staatsarchiv Ludwigsburg noch heute hier beheimatet ist, als Magazinbau zugewiesen und in der Folgezeit mehrfachen inneren Umgestaltungen unterworfen wurde, die die ursprüngliche Zweckbestimmung heute nicht mehr erkennen lassen.)³⁹⁾

In der Sommerzeit bedurfte es natürlich nicht der Velegung von Lustgärten ins Innere des Schlosses, hatte doch Carl Eugen schon nach 1748 damit begonnen, das von Herzog Eberhard Ludwig im Süden des Schlosses angelegte und durch Alleen mit diesem verbundene Lustwäldchen um ein Beträchtliches zu vergrößern und zu verschönern, indem er zahlreiche neue geradlinige Wege und Alleen, Schnecken- und Irrwege, verschiedene Rondelle, Terrassen, ein aus Buschwerk zugeschnittenes Hecken-Theater mit lebenden Kulissen, Vogelhäuser, Pavillons und einige Saalbauten oder Salons – woher sich der Name »Salonwald« ableitet – anlegen bzw. errichten ließ.⁴⁰⁾ Seit dem Jahre 1749 wurden auch hier häufig die verschiedensten Festlichkeiten wie Illuminationen, Theateraufführungen und festliche Bankette in den »Salons« veranstaltet. Nachdem Ludwigsburg seinen ständigen Residenzcharakter im Jahre 1775 verloren hatte, verödete auch der bald so genannte Salonwald immer mehr. Kurfürst Friedrich, der spätere König, ließ ihn im Februar 1805 noch neu vermessen,⁴¹⁾ König Wilhelm I. von Württemberg verfügte schließlich am 22. Mai 1817, daß künftig von Seiten des Hofes nichts mehr zur weiteren Unterhaltung des Salonwaldes unternommen werden sollte,⁴²⁾ und ließ im Februar 1818 den Küchenbau, die Eremitage und die Saalgebäude – alles Bauten im Salonwald, die, wie wir aus einer Bestandsaufnahme wissen,⁴³⁾ im März 1817 noch vorhanden waren – auf Abbruch versteigern.⁴⁴⁾ Anderes verfiel nach und nach, der Wald begann zu verwil-



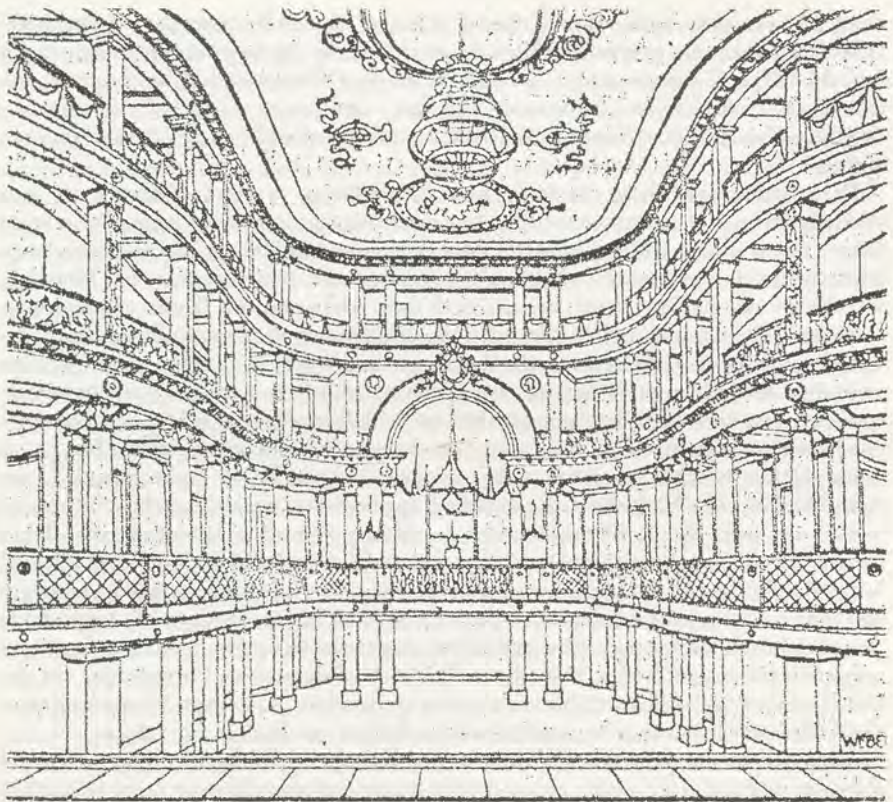
Salonwald um 1805.

dern, und nur selten noch erinnerte man sich seiner früheren Bestimmung als Ort glanzvoller Festlichkeiten, so etwa anlässlich der Rückkehr der aus dem Felde heimkehrenden Ludwigsburger Garnison am 30. Juni 1871, als die Offiziere und Militärbeamten von der Stadt mittags im Salonwald bewirtet und sogar – wohl letztmals – drei Frei-Theater-Vorstellungen in der damals noch vorhandenen Spiel-Allee gegeben wurden.⁴⁵⁾

Die langsame Verödung der Stadt, für die Carl Eugen so vieles geleistet hatte, war aber allgemein, als er 1775 seine Residenz nach Stuttgart zurückverlegte. Die erst im Jahre 1769 eröffnete Ballettschule, die bald durch die vom Herzog ins Leben gerufenen höheren Erziehungsanstalten überflüssig geworden war, schloß ebenso ihre Pforten⁴⁶⁾ wie das prunkvolle Opernhaus, das nur noch dann und wann, im Jahre 1782 letztmals wohl für Redouten anlässlich des Besuches des Großfürsten Paul von Rußland, des nachmaligen, im Jahre 1801 ermordeten Zaren, genutzt wurde.⁴⁷⁾ Freilich, noch wurden weiterhin die berühmten Venezianischen Messen abgehalten, noch war das Hoftheaterensemble bisweilen über den Sommer Gast im Schloßtheater – auch Schubart begegnet uns in seiner neuen Stellung als Direktor des Schauspiels und der deutschen Oper nach seiner Haftentlassung im Jahre 1787 gelegentlich wieder in Ludwigsburg,⁴⁸⁾ wo Agostino Poli, ein Nachfolger Boronis als Kapellmeister, weiterhin seinen Wohnsitz behielt und sich – wie Kerner uns berichtet – mit den Worten zu erkennen gab: »Ik bin die große Poli, Kapellmeister vom Herzog Carle.«⁴⁹⁾ – Doch die großen Tage Ludwigsburgs als Musik- und Theaterzentrum von europäischem Ruf waren unwiederbringlich vergangen. Dies sollte nach dem Tode des Herzogs Carl Eugen und erst recht gegen Ende des 18. Jahrhunderts noch deutlicher werden, als sich der Hof gezwungen sah, den Theaterbetrieb für einige Zeit zu verpachten.⁵⁰⁾ Welche Folgen diese Entwicklung für das Ludwigsburger Schloßtheater hatte, wie sehr es sich jetzt von einem Musentempel in eine Zirkusarena verwandelte, weiß wiederum Kerner anschaulich zu erzählen:

»Der Aufenthalt vieler reicher Emigré's zog damals auch manche Schauspieler und Künstler, wie z. B. auch Seiltänzer, englische Reiter und einen Besitzer comödienspieler Hunde herbei. Diesem Manne wurde das Theater im Schlosse eingeräumt, und wir Kinder vergnügten uns am Spiele dieser Thiere natürlich viel mehr, als an dem der belobtesten Schauspieler. [...] Auch Aventuriers versuchten in jener Zeit in dieser Stadt ihr Glück und es ist jetzt unbegreiflich, aber gewiß, daß einmal ein solcher mit der Annonce erschien: er werde auf den Abend im Schloßtheater ein Kanonenconcert geben. So viel ich mich erinnere, spiegelte er vor: durch Losschießen kleiner Kanonen von verschiedenem Kaliber Melodien hervorzubringen. Alles strömte in das Theater, und der Künstler sammelte ein gutes Entrée ein. Als man in's Parterre und in die Logen trat, war natürlich der Vorhang noch gefallen, allein er zog sich nie auf; der Betrüger war mit der Casse bereits über die Mauern der Stadt, bevor die Menge einsah, daß sie wirklich betrogen worden. Ein redlicherer Unterhalter des Publikums war damals ein Herr Enslin, welcher seine kunstreichen Automaten aufs Theater brachte und in dem Schloßgarten Ritter auf Rossen und eine ganze wilde Jagd von Thieren und Jägern sich in die Luft erheben und unter den Wolken verschwinden ließ.«⁵¹⁾

Der spätere König Friedrich, der sich im Spätherbst 1801 veranlaßt sah, das Hoftheater wieder in die unmittelbare Verwaltung des Hofes zurückzunehmen,⁵²⁾ ließ zwar um dieselbe Zeit das durchaus noch nicht baufällige Opernhaus, da es der Umgestaltung des Gartens im Wege stand, abbrechen, belebte aber doch noch einmal recht nachhaltig die Musik- und Theaterszene Ludwigsburgs, wo er regelmäßig während des Sommers zu residieren pflegte. Vorstellungen, die ja seit der Einführung von Eintrittsgeldern und Abonnements im Jahre 1777 nicht mehr nur der Hofgesellschaft vorbehalten waren,⁵³⁾ fanden in der Regel jeden Sommer zwei- bis dreimal, vorwiegend mittwochs im Schloß-

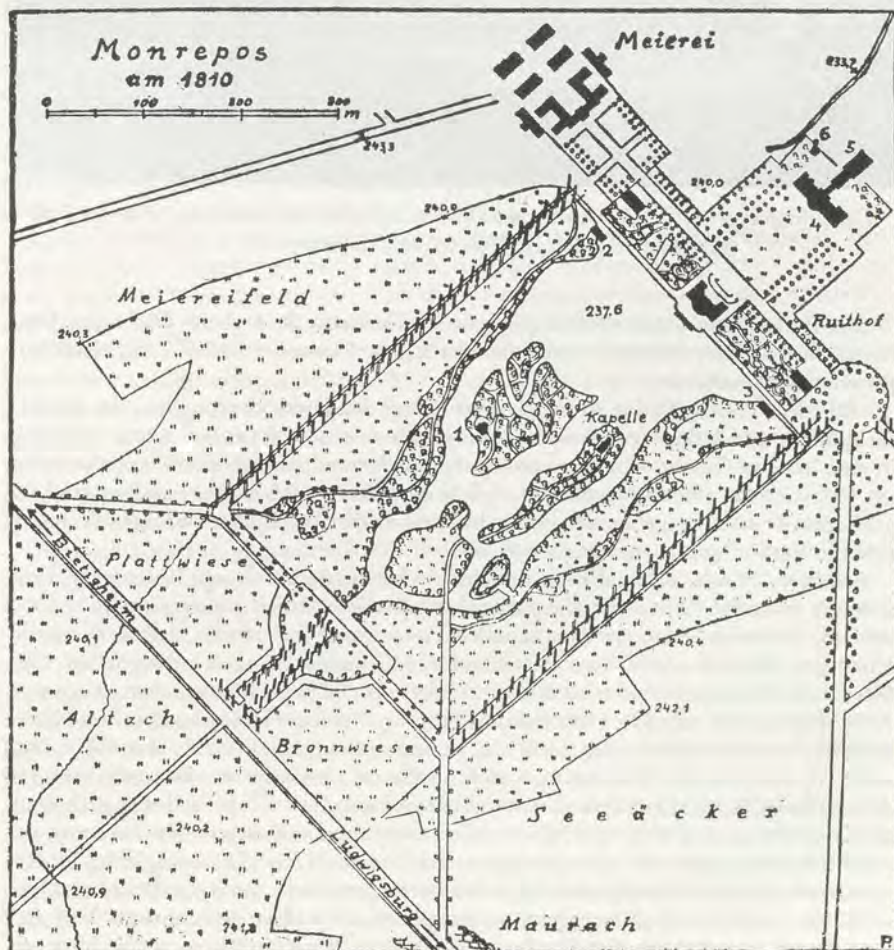


Inneres des Ludwigsburger Schloßtheaters nach 1810. Zeichnung von Walter Weber.

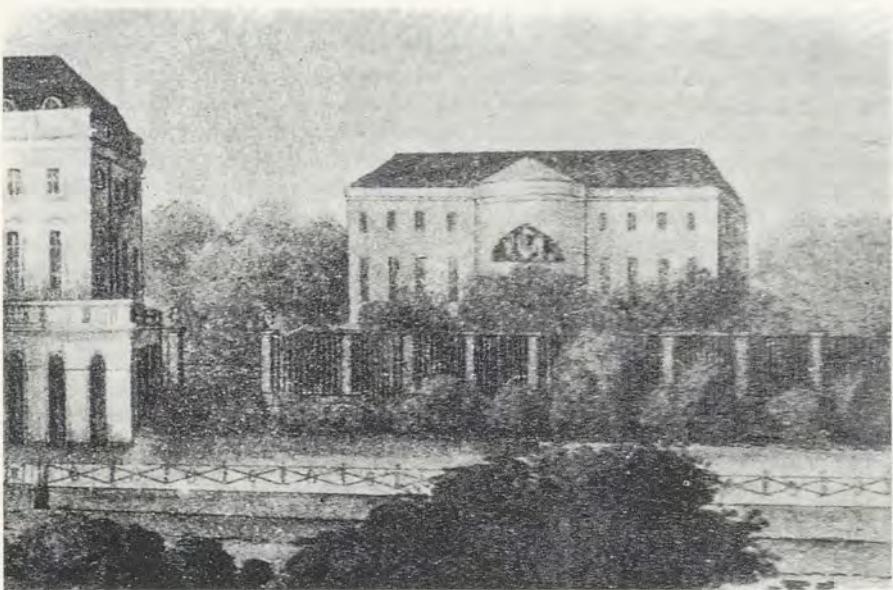
theater statt,⁵⁴⁾ das noch einmal ruhmreiche Tage erleben sollte. So stand im August 1804 August Wilhelm Iffland einige Male – unter anderem als »Nathan der Weise« – hier auf der Bühne;⁵⁵⁾ ein Festspiel besonderer Art, galt doch der damalige Direktor des Berliner Nationaltheaters als der berühmteste Schauspieler seiner Zeit. – Einen hohen Gast – diesmal unter den Zuschauern – galt es im Herbst 1805 zu begrüßen: Am 4. Oktober wurde im Schloßtheater vor Napoleon anlässlich seines Besuches am württembergischen Hofe Mozarts »Don Giovanni« aufgeführt.⁵⁶⁾ Bald nach diesem festlichen Ereignis ließ König Friedrich in den Jahren nach 1810 durch seinen Hofbaumeister Nikolaus Thouret das Schloßtheater innerlich in der uns noch heute bekannten, prachtvollen Art ausgestalten, so daß es für die festliche Aufführung der Oper »Télémaque« von François Adrien Boiëldieu am 3. Juni 1815 unter Anwesenheit des Kaisers Franz I. von Österreich und des Zaren Alexander I. von Rußland einen würdigen Rahmen bot.⁵⁷⁾

Zuvor schon hatte aber König Friedrich das bereits unter Herzog Carl Eugen begonnene Seeschloßchen bei Eglosheim durch Thouret gänzlich umbauen lassen und ihm den Namen »Monrepos« verliehen. Im Zuge der Umbauten vom Schloß, der gänzlichen Umgestaltung der Seeanlage und des Parks waren aber auch neue Gebäude aufgeführt worden, denen allerdings nur eine kurze Lebensdauer beschieden sein sollte. Der im Jahre 1804 gegenüber vom Schlosse errichtete Festinbau, der uns in einer bildlichen Darstellung überliefert ist,⁵⁸⁾ wird von Johann David Memminger, der die Anlagen um 1816 besucht hatte, wie folgt beschrieben:

»Rückwärts von dem Schlosse, und mit demselben durch zwey Alleen verbunden, liegt das Festingebäude, das wie Alles, was wir nun noch zu betrachten haben, sein Daseyn gänzlich dem König dankt. Es dient, wie sein Name ausweist, zu großen Festen, und hat in einer Länge von 275 Fuß zu ebener Erde drey Säle, wovon der mittlere zum Versammlungssaale, der zur Rechten zum Tanzsaale und der zur Linken zum Speisesaale bestimmt ist. Der Versammlungssaal ist rund um mit einem schönen Gewölbe bedeckt, das auf freystehenden Säulen ruht, zwischen welchen Opferpriesterinnen mit Candelabern stehen. Die Verhältnisse sind groß, die Verzierungen in egyptischem Geschmack, und die gemalten Glasscheiben, ein Werk des Zinngießers Bühler in Urach, der als einer der Wiederfinder der verlorenen Kunst der Glasmalerey betrachtet werden kann, machen eine besondere Wirkung. Die beyden Seitensäle sind ungefähr in demselben Geschmack gebaut, wie der Hauptsaal, aber wegen der über denselben hinlaufenden Zimmern für ihre Größe etwas niedrig. Auf den Rückseiten stoßen noch Zimmer zum Aufenthalt für die Königliche Familie an.«⁵⁹⁾



Monrepos um 1810. Rekonstruierter Grundriß der Gesamtanlage mit Festinbau (4) und Theaterbau (5) im Nordosten von Oscar Paret.



Der Festinbau bei Schloß Monrepos. Ausschnitt aus: Ansicht von Monrepos, gezeichnet und gestochen von Friedrich Weber, Umrißradierung um 1810.

Aus Teilen des im Jahre 1808 abgebrochenen Theatergebäudes beim Jagdschloß Grafeneck wurde hinter diesem Festinbau 1808/1809 ein Theater errichtet⁶⁰⁾, das Memminger wie folgt beschreibt:

»Mit dem Festingebäude ist durch einen Gang das Theater verbunden, das amphitheatralisch und äußerst geschmackvoll eingerichtet und, da es früher schon – freylich in ganz anderer Gestalt – zu Graveneck auf der Alb stand, auch historisch merkwürdig ist. Obgleich dasselbe nicht groß ist – es faßt ungefähr 200 Menschen – so können doch große Stücke darauf gegeben werden, indem es nach hinten geöffnet und mit dem freien Felde in Verbindung gesetzt werden kann...«⁶¹⁾

Als dieses Theater eröffnet wurde, hielten sich zwei nachmals sehr bedeutende Ton- schöpfer in Ludwigsburg auf, die sicher auch die Gelegenheit wahrgenommen haben werden, in einem Hause, in dem zunächst Franz Danzi (bis 1812),⁶²⁾ dann Konradin Kreuzer (1812 bis 1816)⁶³⁾ am Pult standen, Operaufführungen mitzuerleben: Carl Maria von Weber und Friedrich Silcher. Weber, ein Schüler des uns schon bekannten Abbé Vogler, war vom Juli 1807 bis zum Februar 1810 bei Herzog Ludwig von Württemberg, einem Bruder König Friedrichs, der im sogenannten Prinzenpalais (Wilhelmstraße 13), im heutigen Ratskellergebäude residierte, als »Geheimer Sekretär« und (vor allem musikalischer) Erzieher von dessen Töchtern angestellt.⁶⁴⁾ Er fand aber auch Zeit, als Klaviervirtuose in Hof- und Privatkreisen aufzutreten und sich seinem kompositorischen Schaffen zu widmen. So entstanden teils in Stuttgart, teils in Ludwigsburg Lieder, Klavierstücke, eine Schauspielmusik zu Schillers »Turandot« sowie die dreiaktige Oper »Silvana«, um deren Aufführung am württembergischen Hoftheater er unter Vermittlung des im befreundeten Kapellmeisters Franz Danzi vergeblich verhandelte. Unregelmäßigkeiten in seiner offiziellen Tätigkeit, an denen ihn jedoch die geringste Schuld traf, führten im Februar 1810 – mitten während einer Theatervorstellung – zu einer vor-

übergehenden Verhaftung, gerichtlichen Untersuchung und schließlichen Abschiebung über die Grenze nach Baden.⁶⁵⁾

Auch blieb König Friedrich unerbittlich, als Weber es im Sommer des folgenden Jahres wagte, seinen Fuß nochmals auf württembergischen Boden zu setzen. Nachdem doch Webers »Abu Hassan« mittlerweile erfolgreich über die Bühne des Stuttgarter Hoftheaters gegangen war,⁶⁶⁾ bestand Friedrich darauf, Weber ein Protokoll über die neuerlich zu vollziehende Ausweisung und über sein Versprechen, niemals wieder württembergischen Boden zu betreten, unterschreiben zu lassen – ein beredtes Zeugnis für die durch nichts zu beirrende Konsequenz und Prinzipientreue, die sich König Friedrich stets angelegen sein ließ, ein Zeugnis, das erst kürzlich im Bestand »Residenzpolizeiministerium« des Staatsarchivs Ludwigsburg entdeckt wurde.⁶⁷⁾

Zwei Jahre zuvor war auch Friedrich Silcher als Schullehrer von Schorndorf nach Ludwigsburg übersiedelt, wo er mit Weber noch bekannt wurde und sich im Musikkreis um den Stadtpfarrer Jonathan Friedrich Bahnmaier als Tenorist, gewandter Begleiter am Klavier und Liedkomponist bald allgemeiner Beliebtheit erfreute.⁶⁸⁾ Er komponierte hier Klavier-Variationen über das damals vielgesungene Volkslied »Gib mir die Blumen« und faßte in Ludwigsburg – vielleicht auch unter dem Eindruck glänzender Opernaufführungen, die nun größtenteils unter der Leitung Konradin Kreuzers standen – den endgültigen Entschluß, den Schuldienst zu quittieren und sich ganz der Musik zu verschreiben. Im Jahre 1815 verließ er Ludwigsburg, um zunächst in Stuttgart, dann aber vor allem in Tübingen als Leiter der von ihm gegründeten Akademischen Liedertafel jahrzehntelang segensreich zu wirken.

Im Schloßtheater zu Monrepos war inzwischen am 28.9.1812 Boiëldieu's damals vielgespielte Oper »Johann von Paris« zum ersten Male in deutscher Sprache – und zwar noch vor der Stuttgarter Premiere – über die Bühne gegangen und hinterließ nachhaltigen Eindruck.⁶⁹⁾ Am 2.6.1815 wurde vor den anwesenden Kaisern von Österreich und Rußland, für die in Monrepos auch andere Festlichkeiten veranstaltet wurden, Gasparo Spontini's Ausstattungsoper »Fernando Cortez« in einer spektakulären Inszenierung gegeben. Als man die Bühne nach hinten öffnete, war die brennende Stadt Mexico (Tenochtitlan) zu sehen, die von den Azteken gegen die Spanier des Cortez verteidigt wurde. Ganze Kompanien Infanterie, einige Schwadronen Kavallerie und Artillerie-Batterien wurden hier zur Massenkomparserie herangezogen und tummelten sich in bunten Kostümen auf dem (z. T. heute verbauten) Freigelände hinter dem Theater.⁷⁰⁾

Mit dem Tode König Friedrichs endete auch diese zweite bedeutende Periode in der Ludwigsburger Theater- und Musikgeschichte. König Wilhelm I., der fast ausschließlich in Stuttgart residierte, ließ im Jahre 1819, nachdem noch 1817 Anbauten geplant waren,⁷¹⁾ den Festin- und den Theaterbau in Monrepos abbrechen und das Material für die Erbauung eines zu militärischen Zwecken bestimmten (heute nicht mehr vorhandenen) Reithauses in der Karlstraße 20 verwenden,⁷²⁾ fast ein Symbol dafür, wie sich die Stadt vom »Schwäbischen Versailles« zum »Schwäbischen Potsdam« stetig fortentwickelte. – Noch blieb zwar das Schloßtheater bis zum Jahre 1853, solange Königin Pauline in Ludwigsburg ihre Sommerresidenz nahm, in Benutzung, doch wurde es von der Hoftheaterintendanz für wandernde Schauspieltruppen und andere Unterhaltungskünstler mit leider sehr unterschiedlichem Niveau im Pachtssystem freigegeben.⁷³⁾ So wurde hier etwa im November 1844 ein »Großer Zweikampf« veranstaltet, »arrangiert und unter persönlicher Mitwirkung des Herrn Andreas Siegrist ausgeführt von sechs anerkannt kräftigen Männern hiesiger Stadt«. Ferner gab es zu sehen »Napoleons Biwak vor Moskau, arrangiert von Herrn Stella, große Schlacht-Szene mit Tableaux und Gefecht«. Neben Possen und Gelegenheitsware finden sich aber auch immer wieder anspruchsvollere Opern wie etwa Webers »Preziosa« oder Donizetti's »Regimentstochter«. Neben

Als der Spielbetrieb im Schloßtheater gänzlich zum Erliegen kam, standen den Ludwigsburgern vorerst nur einige wenige Säle, die auch schon bisher für Veranstaltungen verschiedenster Art genutzt wurden, zur Verfügung, so die Säle im »Bären« (Schloßstraße 9) und im »Waldhorn« (Schloßstraße 33).

Der »Bären«-Saal wurde für Theateraufführungen offensichtlich schon zu einer Zeit genutzt, als das Schloßtheater noch regulär bespielt wurde, wie wir folgendem Bericht des Ludwigsburger Polizeihauptmanns von Storr an das Residenzpolizeiministerium vom 26. November 1812 entnehmen können:

»Dem unterthänig Unterzeichneten hat die Ehefrau des entwichenen Schauspiel-Directors Weinstötter, welche gegenwärtig mit ihrer Gesellschaft zu Marbach sich aufhält, das anliegende Exhibitum übergeben, worin dieselbe um die allergnädigste Erlaubniß bittet, einige theatralische Vorstellungen in der hiesigen Residenz-Stadt geben zu dürfen. Der unterthänig Unterzeichnete soll dieses Gesuch zur höheren Entscheidung mit der unterthänigen Bemerkung vorlegen, das das Locale zu dem Theater in dem Gasthof zum Bären dahier ausgemittelt werden solle, allwo ein ziemlich geräumiger Saal sich befindet.«⁷⁵⁾

Blieb der »Bären«-Saal das ganze 19. Jahrhundert über und bis ins 20. Jahrhundert hinein ein gesellige Begegnungsstätte, wozu er gelegentlich noch heute – lange nach Schließung des eigentlichen Gasthofes – genutzt wird, hatte der »Waldhorn«-Saal als Theaterstätte im Jahre 1861 vorläufig ausgedient, da er sodann der Methodisten-Gemeinde zur Verfügung gestellt wurde.⁷⁶⁾ – Auch die alte Turnhalle hinter dem Rathaus diente lange Zeit als Unterhaltungs- und Begegnungsstätte. Hier wurde zum Beispiel noch zur Feier des neunzigsten Geburtstages Kaiser Wilhelms I. im Jahre 1887



Veranstaltung in St. Marien
DAS LIEDERFEST IN LUDWIGSBURG
den 25. Mai 1841.

Das Sängerfest von 1841. Zeitgenössischer Stich.

mit Laienschauspielern ein Festspiel aufgeführt, das namentlich die Reichsgründung des Jahres 1871 zum Thema hatte, wie erhaltene Photographien es veranschaulichen.⁷⁷⁾

Ludwigsburg blieb im 19. Jahrhundert Schauplatz größerer, nun von Bürgern – nicht mehr vom Hofe – ausgerichteter Festlichkeiten, wie der Sängerkonferte von 1841 und 1856, wo wir Friedrich Silcher wiederum in der Stadt begegnen, oder des großen Schillerfestes im Jahre 1859.⁷⁸⁾

Neben den nicht wenigen Bühnen-Provisorien der Stadt entstand nun endlich im Jahre 1865 im sog. Belz'schen Garten auf dem Gelände der späteren Musikhalle ein erster bürgerlicher Zweckbau, ein »Sommertheater«, in Form eines hölzernen, einstöckigen Gebäudes, das bis zu seinem Abriß im Jahre 1889 für kleinere Theaterveranstaltungen und Possen zur Verfügung stand.⁷⁹⁾ Unter Leitung des Theaterdirektors Rupert Schmid wurde dieses Haus am Sonntag, dem 2. Juli 1865, mit der Lustspielposse »Doctor und Friseur oder die Sucht nach Abenteuern« von Fr. Kaiser eröffnet.⁸⁰⁾

Daß auch dieses Theater – längerfristig gesehen – nicht mehr als ein Provisorium sein konnte, verdeutlichen nicht zuletzt auch folgende Jugend-Erinnerungen eines alten, ungenannten Ludwigsburger aus dem Jahre 1935: »... Wo heute das Bahn-Hotel steht, war damals, ebenfalls ganz allein, die Bahnhofswirtschaft von Waibel. Etwas rechts vom heutigen Hoteleingang führte eine eiserne Treppe von etwa zwanzig Stufen hinunter zum »Sommertheater«. Das war ein besserer Schuppen auf Freipfosten und auf etwa 2½ Meter Höhe mit Brettern verschalt. Von der Verschalung bis hinauf zum Dach waren die Öffnungen mit Sackleinwand verkleidet. Die einzelnen Teile der Verspannung waren so groß wie Wagenplane, aber wo die Teile zusammenstießen, bot sich für uns Buben eine herrliche Gelegenheit, die Nähte etwas zu öffnen und hindurchzuspicken, um auf diese billige Art und Weise das Theaterstück mitanzusehen. Zu diesem Zweck mußte man allerdings an der Verschalung erst hinaufklettern; da Zaunbilletts nicht ausgegeben wurden, ging es nicht immer ohne Prügel vom Theaterdiener ab, und meist konnte man das Theaterstück nur mit Unterbrechungen genießen. Wir hatten eine Art Aufpasserdienst organisiert, so daß wir nur abwechselungsweise beim Zuschauen an die Reihe kamen. Aber auch dann mußte man immer auf der Hut sein, um sich eventuell durch

Ludwigsburg.
Eröffnung des neuerbauten
Sommer-Theaters
im Belz'schen Garten beim Bahnhof.
Heute Sonntag den 2. Juli:
Doctor und Friseur.
oder:
Die Sucht nach Abenteuern.
Lustspiel-Posse mit Gesang in 3 Abteilungen und
4 Bildern von Fr. Kaiser.
Preise der Plätze an der Kasse:
Nummerierte Sitze 30 kr. Erster Platz 24 kr. Zweiter
Platz 12 kr. Dritter Platz 6 kr.
Kassaöffnung 4½ Uhr. — Anfang 5 Uhr.
Ende gegen 7 Uhr.
Montag den 3. Juli
Moderne Ehen,
oder:
So sesselt man die Ehemänner.
Lustspiel in 3 Akten von Vogel.
**Kassaöffnung ¼ 6 Uhr. — Anfang
6 Uhr.**

Annonce im Ludwigsburger Tagblatt
vom 2.7.1865.

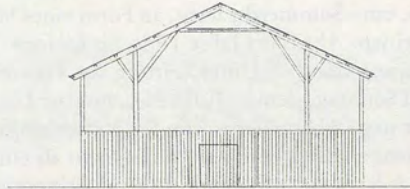
Einweihungs-Feier
des großen
Fest-Saales der Musik-Halle
durch
Festspiel und Festkonzert
am 18. Dezember 1890, unter gefälliger Mitwirkung des
Männergesangsvereins, Herrn Direktor Emil Müller, den
Damen Frln. Louise Dumont, Igl. würt. Hofhauspielerin,
Frln. Emma Hiller, Konzertfängerin, den Herren Bromada,
Igl. würt. Kammerfänger und Kaufmann, Igl. würt.
Hofhauspieler, sämtliche aus Stuttgart, sowie einer größeren
Anzahl hiesiger Damen und Herren und der Kapelle des
3. Inf.-Regts, unter Leitung ihres Musikdirigenten Hermann.
Preise der Plätze:
1 Speersitz im Parkett des Saales 2 Mk., 1 numerierter Vorberplatz
der oberen und unteren Galerie 1 Mk. 50 Pf., 1 Hinterplatz der oberen
und unteren Galerie 1 Mk.
Karten sind von Mittwoch ab zu haben bei Herrn Rigner, Hofbuch-
händler, und Herrn Oskar Ernst, Kaufmann, Kosttröge.
Ein etwaiger Ueberschuß ist für die hiesigen wohlthätigen Anstalten
bestimmt.
Saal-Öffnung 6¼ Uhr. — Anfang 7 Uhr.
Der Festausschuss.

Annonce in der Ludwigsburger
Zeitung vom 14.12.1890.

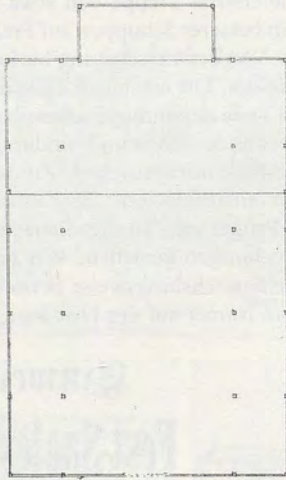
Lüwigsburg

Entwurf

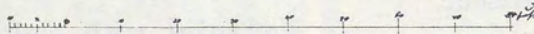
zu Gebrauche eines Sommertheaters
 Director Schmid auf Mithras, für welche will



Aufriß des Sommertheaters



gezeichnet im April 1865
 Schweizer Architekt



Grund- und Aufriß des Sommertheaters im
 Belz'schen Garten, gezeichnet von Schweizer, April 1865.

schnelles Abspringen vor dem Stecken des Theaterdieners in Sicherheit zu bringen; manchmal allerdings wurde es dem auch zu dumm, und dann ließ er uns ungeschoren, sodaß wir ungestört zuschauen konnten...⁸¹⁾

Endlich, im Jahre 1889, ließ der neue Besitzer des Bahn-Hotels, Friedrich Töpfer, aufgrund der Initiative des Geheimen Kommerzienrats Hermann Franck, der auch den Großteil der Baukosten trug, die prachtvolle, zweigeschossige Musikhalle erbauen, womit nun ein fester Raum für gesellschaftliche Veranstaltungen aller Art, vor allem für Bälle, Vereinsfeste, Faschingsveranstaltungen, Konzerte, aber auch für teils von privaten Gesellschaften, teils von Mitgliedern des Hoftheaters getragene Theateraufführungen geschaffen war.⁸²⁾

Leudersberg d. 4. Decbr 1890.

Ihre Hofkapellmeisterei

gestatte ich meine folgende Bitte vorzutragen.
Es ist bekannt, dass am 18. Decbr. d. J. in Mainz die Hofkapelle
Ihre Kapelle im Auftrag der Kaiserin Augusta von
Ihre Hofkapelle zu beauftragen, dass ein
Satzspiel vorzutragen. Der Herr, der
Ihre Hofkapelle, weiß, dass die Hofkapelle
Ihre Hofkapelle bei der Hofkapelle
Ihre Hofkapelle die Hofkapelle der Hofkapelle
Ihre Hofkapelle die Hofkapelle der Hofkapelle
Ihre Hofkapelle die Hofkapelle der Hofkapelle

Hofkapellmeisterei

Oberbürgermeister von
V. Abel

L. G. D.
K

Schreiben von Oberbürgermeister Abel an die Hoftheaterintendanz vom 4. Dez. 1890.

Für die Einweihungsfeierlichkeiten hatte sich Oberbürgermeister v. Abel von der Hoftheaterintendanz die Mitwirkung der berühmten Hofschauspielerin Louise Dumont und des Kammersängers Anton Hromada erbeten.⁸³⁾

Die feierliche Eröffnung der Musikhalle fand dann am 18. Dezember 1890 unter Anwesenheit des Kronprinzenpaares mit einem Festkonzert und einem voraufgehenden allegorischen Festspiel statt.

Lassen wir für einige Augenblicke den Berichterstatte der Ludwigsburger Zeitung jener Tage zu Worte kommen und uns bei den hierbei zitierten, dem damaligen Zeitschmack entsprechenden Versen der gewiß glorreichen Vergangenheit Ludwigsburgs als Musik- und Theaterstadt erinnern, wobei freilich gerade in diesem Bereiche der große Förderer der Künste in Ludwigsburg, Herzog Carl Eugen, den Stadtgründer Eberhard Ludwig bei weitem in den Schatten stellte und seiner zeitweiligen Residenzstadt zu europäischem Rang verhalf, wie sie ihn nie zuvor und nie danach innehaben sollte.

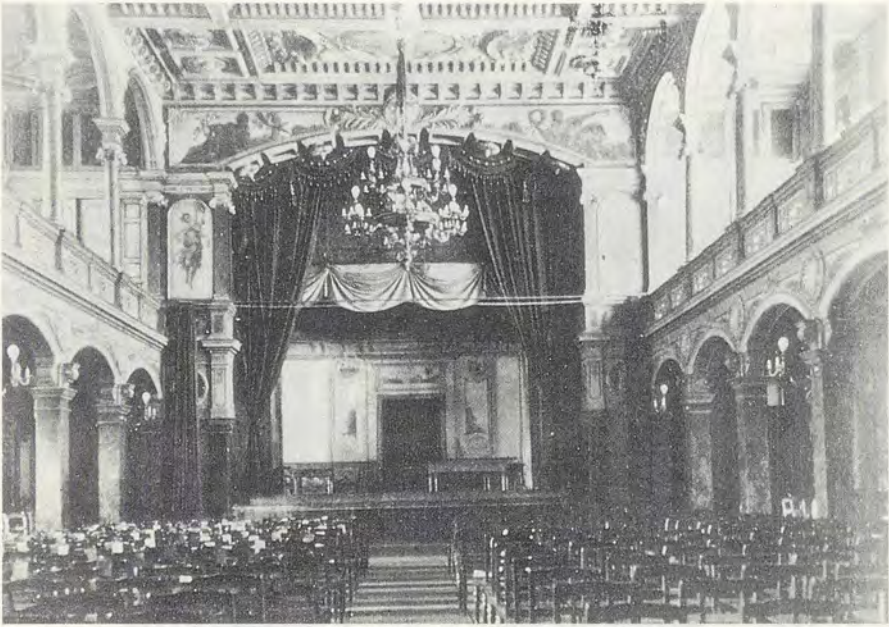
Schließen wir also unseren Rückblick auf 2 Jahrhunderte Musik und Theater in Ludwigsburg mit dem Bericht über die Einweihungsfeierlichkeiten der neuen, jüngst prachtvoll renovierten Musikhalle, deren Inbetriebnahme in Ludwigsburg endgültig eine, auch im sozialgeschichtlichen Sinne neue Epoche städtischen Kulturlebens einläutete:

»Nach Eintritt der hohen Herrschaften nahm die Festlichkeit mit dem Vortrag der Beethovenschen Ouverture ›Die Weihe des Hauses‹, welche von der Kapelle des 3. Inf.-Regts. unter der energischen Leitung des Musikdirigenten Herrmann in tadelloser Weise ausgeführt wurde, ihren Anfang.

Kaum sind die Töne der Ouverture verrauscht, da teilt sich der Vorhang und das Festspiel beginnt. Das Podium ist mit Palmen und Lorbeerbäumen geziert, auf erhöhtem Throne, von hohem Baldachin überschattet sitzt die ›Ludwigsburga‹ (Frll. Dumont, K. Hofschauspielerin aus Stuttgart), eine stattliche Erscheinung, in goldenem Schuppenpanzer und in die Farben der Stadt gekleidet, in der Rechten hält sie das wehrhafte Schwert, eine Mauerkrone schmückt das Haupt. Niedliche Pagen, ebenfalls in den Farben der Stadt gekleidet, ruhen auf den Stufen des von jugendlichen Gestalten in altdeutscher Tracht (Frll. Bühner, Müller und Mann) umgebenen Thrones. ›Ludwigsburga‹ heißt die Gäste herzlich willkommen und spricht, indem sie ›dem Mann, der dies Werk geschaffen‹ dafür dankt, daß er der Geselligkeit und der Kunst in unserer Stadt ein so



Eintrittskarte für eine Festveranstaltung des Liederkranz Ludwigsburg in der Musikhalle, 6. Dez. 1891.



Inneres der Musikhalle um 1890.

würdiges Heim gegeben, im Verein mit der ›Poesie‹ (Fr. Hermine Müller) ihre Freude aus über das wohlgelungene Werk, das ein ›Genius‹ (Fr. Leibbrand) im Bilde zeigt. Den beiden gesellt sich Prinz Eugen ›der edle Ritter‹ (Hr. Hofschauspieler Kauffmann) bei, der sich im Schwabenland umsehen will und nun erfährt, daß er sich zu Ludwigsburg befindet. Auf seine Frage, woher die Stadt ihren Namen hat, antwortet ihm die ›Poesie‹:

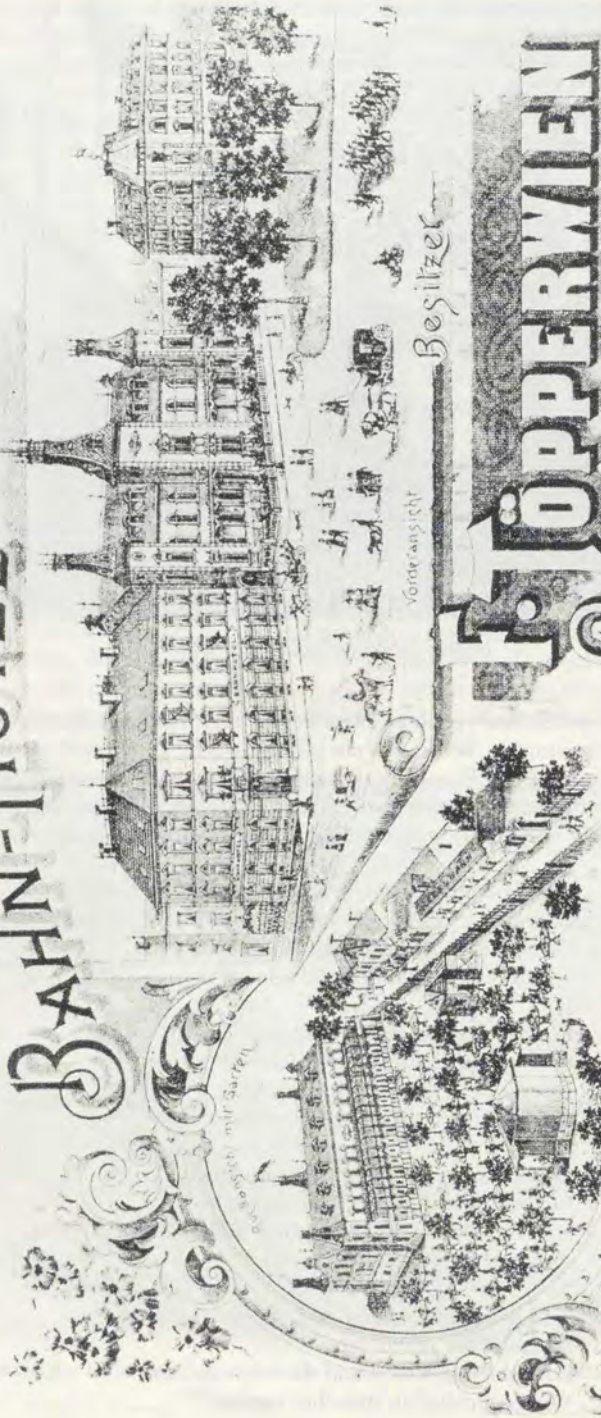
›Herr Eberhard Ludwig schweifte durchs Feld,
Das schöne Wild zu jagen,
Da hört er in dämmernder Buchen Gezelt
Schmelzend die Nachtigall schlagen.

Er stand bezaubert – Der Diener Troß
War verschwunden hinter den Fichten. –
›An diesem Ort will ich ein Schloß,‹
Sprach Eberhard Ludwig, ›errichten.‹

›Wo bisher die Erle gesproßt im Ried,
Ein Schloß mit Zinnen soll ragen
Und eine Stadt, die ums Schloß sich zieht,
Bis zu den spätesten Tagen.‹

Und wie der Herzog sprach, so geschah's. –
Im Laufe der Jahrzehnte
Erfüllten das Schloß und die Stadt ihr Maß
Wohl schneller als mancher wähte.⁸⁴⁾

BAHN-HÔTEL



Vorderansicht

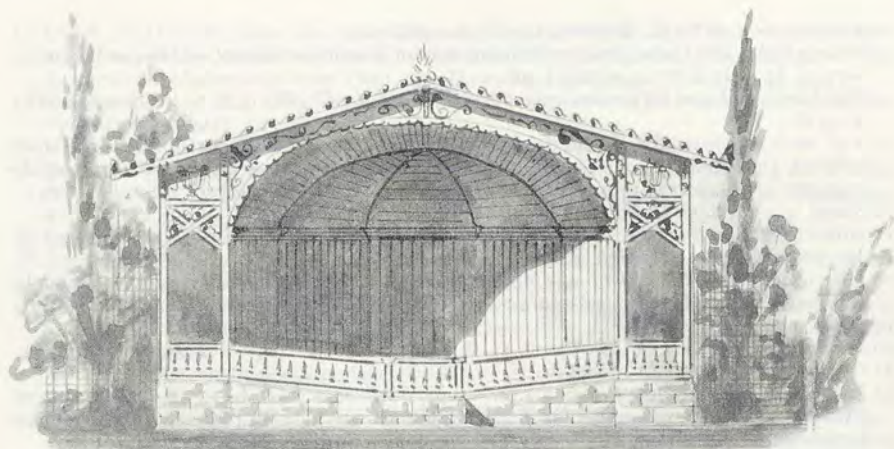
aus der Sicht mit Garten

Besitzer

JÖPPERWIEN

LUDWIGSBURG.

Briefkopf des Bahnhotels mit Gartenfront, Musikpavillon und Kegelbahn.



Vorderansicht des Musikpavillons im Garten der Musikballe von R. Fecht,
April 1890.

Anmerkungen

- 1 Rudolf Krauß, Das Stuttgarter Hoftheater von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, Stuttgart 1908, S. 28 ff. – S. auch Norbert Stein, Das Haus Württemberg, sein Musik- und Theaterwesen. In: 900 Jahre Haus Württemberg – Leben und Leistung für Land und Volk, hrsg. von Robert Ubland, Stuttgart – Berlin – Köln – Mainz 1984, S. 556. – Meine Ausführungen basieren im übrigen wesentlich auf dem Beitrag Norbert Stein, Ludwigsburg als Festspielstadt – Ein Rückblick auf vergangene Höhepunkte ihres Musik- und Theaterlebens. In: Ludwigsburger Schloßfestspiele. Internationale Festspiele Baden-Württemberg 1985. Almanach. Ludwigsburg 1985, S. 14-33, der für diese Fassung überarbeitet, vertieft und erweitert sowie mit Anmerkungen versehen wurde. Für die leihweise Überlassung zahlreichen Bildmaterials danke ich Frau Regina Henzel/Ludwigsburger Schloßfestspiele, für Dia-Nachaufnahmen als Druck- und Vortragsvorlagen Herrn Staatsarchivdirektor Dr. Alois Seiler sehr herzlich.
- 2 Zum folgenden: Walter Weber, Das Ludwigsburger Schloßtheater im Wandel der Zeiten. In: Hie gut Württemberg, 3. Jg., Nr. 7 (15.3.1952), S. 40.
- 3 Krauß, a.a.O., S. 3 f.; Stein, Das Haus Württemberg, sein Musik- und Theaterwesen, S. 554.
- 4 Krauß, a.a.O., S. 19.
- 5 Josef Sittard, Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Württembergischen Hofe 1458-1793, Reprint der Ausgabe Stuttgart 1890 und 1891, Hildesheim – New York 1970, Bd. I, S. 98 ff.;
- 6 Sittard, a.a.O., Bd. I, S. 111.
- 7 Weber, a.a.O., S. 40.
- 8 Über das barocke Theater in seiner Formenvielfalt am besten: Richard Alewyn, Das große Welttheater – Die Epoche der höfischen Feste, Neuausgabe München – Darmstadt 1985.
- 9 Christian Belschner, Ludwigsburg im Wechsel der Zeiten, Ludwigsburg 1936, S. 98 f.
- 10 Zum Folgenden: Werner Fleischbauer, Ein Festin im Festinbau des Ludwigsburger Schlosses, in: Hie gut Württemberg, 10. Jg., Nr. 1/2 (7.2.1959), S. 4.
- 11 Krauß, a.a.O., S. 41; vgl. auch Belschner, a.a.O., S. 177 ff.

- 12 *Krauß*, a.a.O., S. 42 ff.; *Belschner*, a.a.O., S. 146, 154.
- 13 *Walter Weber*, Das Ludwigsburger Schloßtheater im Wandel der Zeiten, in: Hie gut Württemberg, 3. Jg., Nr. 8 (12.4.1952), S. 46.
- 14 Vgl. hierzu und zum Folgenden insbesondere: *Sittard*, a.a.O., Bd. II, S. 51 ff.; *Krauß*, a.a.O., S. 45 ff.
- 15 Vgl. auch Schubarts Urteil über den bedeutenden Sänger Aprile: Christian Friedrich Daniel *Schubart*, Leben und Gesinnungen. Von ihm selbst im Kerker aufgesetzt. Reprint der Ausgabe Stuttgart 1791 und 1793, mit einem Nachwort von Claus *Träger*, Leipzig 1980, I, S. 125 f.
- 16 *Krauß*, a.a.O., S. 50; *Belschner*, a.a.O., S. 181 ff.
- 17 zitiert nach *Kurt Bachteler*, Als Casanova in Ludwigsburg war, in: Hie gut Württemberg, 14. Jg., Nr. 11/12 (24.12.1963), S. 45.
- 18 Hierzu: *Eberhard Stiefel*, Der junge Mozart auf der Reise durch Württemberg, in: Schwäbische Heimat, 28. Jg., Heft 2 (April - Juni 1977), S. 151 ff.
- 19 *Krauß*, a.a.O., S. 51.
- 20 zitiert nach *Stiefel*, a.a.O., S. 153.
- 21 vgl. hierzu *Krauß*, a.a.O., S. 48 ff.
- 22 Zum Folgenden vor allem *Krauß*, a.a.O., S. 50; *Belschner*, a.a.O., S. 155 ff. sowie He[rbert] *Ro[mme]l*, Das einstmals größte Opernhaus in Europa stand nur 40 Jahre, in: Ludwigsburger Kreiszeitung, Nr. 37 (13.2.1985), S. 3.
- 23 *Johann Wolfgang von Goethe*, Reise in die Schweiz 1797. In: Goethe-Werke, Sanssouci-Ausgabe, 2. Bd, Potsdam o. J., S. 50 f.
- 24 *Justinus Kerner*, Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Erinnerung aus den Jahren 1786 - 1804. Braunschweig 1849, S. 117.
- 25 Zum Folgenden vor allem: *Sittard*, a.a.O., Bd. II, S. 105 ff.; *Krauß*, a.a.O., S. 50, 54 ff.; *Belschner*, a.a.O., S. 158 ff.
- 26 zitiert nach *Sittard*, a.a.O., II, S. 142.
- 27 *Krauß*, a.a.O., S. 74.
- 28 *Ebd.*, S. 73 ff.
- 29 hierzu: *Christian Belschner*, Schillers dreimaliger Aufenthalt in Ludwigsburg, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter IV (1905), S. 83.
- 30 *Schubart* (wie Anm. 15), I, S. 109 f.
- 31 Zum Folgenden *Schubart*, a.a.O., S. 121 ff.; *Wilhelm Krämer*, Schubart und Ludwigsburg - Zunächst eine begehrte Persönlichkeit - dann des Landes verwiesen, in: Hie gut Württemberg, 14. Jg., Nr. 11/12 (24.12.1963), S. 41 ff.; *Hans-Joachim Krämer*, Schubart und Ludwigsburg, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 33 (1981), S. 25-40.
- 32 *Schubart*, a.a.O., I, S. 162 f.
- 33 *Wilhelm Krämer*, a.a.O., S. 42; *Hans-Joachim Krämer*, a.a.O., S. 37 f.
- 34 *Belschner*, Ludwigsburg im Wechsel der Zeiten, S. 183.
- 35 *Bachteler*, a.a.O., S. 45.
- 36 Zum Folgenden: *Belschner*, Ludwigsburg, S. 183 ff.
- 37 *Kerner*, a.a.O., S. 5 f.
- 38 zitiert nach: *Werner Fleischbauer*, Ein Festin im Festinbau des Ludwigsburger Schlosses, in: Hie gut Württemberg, 10. Jg., Nr. 1/2 (7.2.1959), S. 5.
- 39 *Karl Otto Müller*, Das Württembergische Staatsfilialarchiv in Ludwigsburg (Geschichte und Organisation), in: Archivalische Zeitschrift 35 (1925), vor allem S. 72 mit Anm. 15.
- 40 Hierzu: *Belschner*, Geschichte des Salons bei Ludwigsburg, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter VIII (1916), hier: S. 32 ff.; *ders.*, Ludwigsburg, S. 425.
- 41 *Belschner*, Geschichte des Salons, S. 33.
- 42 *Staatsarchiv Ludwigsburg* (im Folgenden StAL), Best. D 37 (Oberfinanzdepartement, Sektion der Krondomänen), Bü. 2439, 25 f.
- 43 *Ebd.*, D 37, Bü. 2439, bei 19.
- 44 *Karl Weng*, Alt Ludwigsburg 1935 (masch. Vortragsmanuskript; Vorlage in Kopie: Stadtarchiv Ludwigsburg; gekürzt in: Ludwigsburger Zeitung vom 23.11.1935), S. 17.
- 45 *Norbert Stein*, Ludwigsburg und seine Regimente im Kriege 1870/71, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 33 (1981), S. 103 f.
- 46 *Krauß*, a.a.O., S. 76.
- 47 *Belschner*, Ludwigsburg im Wechsel der Zeiten, S. 162.
- 48 *Justinus Kerner*, Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit, S. 6.
- 49 *Ebd.*, S. 129.
- 50 Näheres bei *Krauß*, a.a.O., S. 103 ff.
- 51 *Kerner*, a.a.O., S. 107 ff.
- 52 Näheres bei *Krauß*, a.a.O., S. 110 f.

- 53 *Krauß*, a.a.O., S. 82; *Stein*, Das Haus Württemberg, sein Musik- und Theaterwesen, S. 561; zu diesem sozialen Wandel im Theaterbetrieb demnächst: Norbert *Stein*, Das Stuttgarter Hoftheater in der Umbruchszeit um 1800, in: »Deutscher Idealismus«, Stuttgart, ca. 1987.
- 54 *Krauß*, a.a.O., S. 122; Christian *Belschner*, Das Schloßtheater in Ludwigsburg, in: Schwäbischer Merkur (1922), 425, S. 5.
- 55 *StAL*, Bestand E 18 I (Hoftheater I), Bü. 114. – S. auch *Krauß*, a.a.O., S. 117.
- 56 *Belschner*, Das Schloßtheater in Ludwigsburg (Wie Anm. 54); *ders.*, Ludwigsburg im Wechsel der Zeiten, S. 270; *Weber*, Das Ludwigsburger Schloßtheater im Wandel der Zeiten (wie Anm. 13), S. 47.
- 57 *Krauß*, a.a.O., S. 140; *Weber*, a.a.O., S. 47.
- 58 Ansicht von Monrepos, gezeichnet und gestochen von Friedrich Weber, Umrißradierung um 1810. *Städtisches Museum Ludwigsburg*, Inv.-Nr. 1026.
- 59 [Johann] D[avid] G[eorg] *Memminger*, Stuttgart und Ludwigsburg mit ihren Umgebungen, Stuttgart-Tübingen 1817, S. 444 f.; vgl. auch Oscar *Paret*, Monrepos vor 150 Jahren, in: *Hie gut Württemberg*, 9. Jg., Nr. 6 (5.7.1958), S. 41.
- 60 *StAL*, D 40 (Oberhofbaudepartement), Bü. 297.
- 61 *Memminger*, a.a.O., S. 445.
- 62 Danzis Personalakten sind in den Hoftheaterbeständen des Staatsarchivs nicht vorhanden, dafür aber 50 Briefe Danzis – großenteils aus der Zeit seiner Tätigkeit am württembergischen Hoftheater (1807-1812) – an den ihm befreundeten Operappellationsgerichtsrat v. Morigotti in München, die die Theaterverhältnisse in Stuttgart und Ludwigsburg stark beleuchten: *StAL*, E 18 I (Hoftheater I), Bü. 72 a. Hierzu demnächst: Norbert *Stein*, Das württembergische Hoftheater im Lichte von Briefen des Hofkapellmeisters Franz Danzi (1807-1812), mit Edition.
- 63 Personalakten Konradin Kreutzer: *StAL*, E 18 I, Bü. 122.
- 64 Näheres hierzu bei Wilhelm *Krämer*, Zwei deutsche Meister der Musik – Im 19. Jahrhundert in Ludwigsburg, in: *Hie gut Württemberg*, 15. Jg., Nr. 9/10 (17.11.1964), S. 37 f.
- 65 Akten: *Hauptstaatsarchiv Stuttgart*, Bestand G 246 (Herzog Ludwig 1756-1845), Bü. 5.
- 66 10. Juli 1811. *Krauß*, a.a.O., S. 138.
- 67 *StAL*, Bestand D 52 (Residenzpolizeiministerium), Bü. 1044. – Zu König Friedrich jetzt: Paul *Sauer*, Der schwäbische Zar. Friedrich – Württembergs erster König, Stuttgart 1984.
- 68 Zum Folgenden: *Krämer*, Zwei deutsche Meister der Musik (wie Anm. 64), S. 38f. – Vgl. auch A. *Bopp*, Friedrich Silcher, Stuttgart 1916, S. 37 ff.
- 69 *Krauß*, a.a.O., S. 140.
- 70 Über die Vorbereitungen hierzu: *StAL*, D 40 (Oberhofbaudepartement), Bü. 147 u. 149; E 18 I (Hoftheater I), Bü. 51; vgl. auch *Krauß*, a.a.O., S. 121.
- 71 *StAL*, Bestand E 19 (Bau- und Gartendirektion), Bü. 557.
- 72 *Paret*, Monrepos vor 150 Jahren, in: *Hie gut Württemberg*, 9. Jg., Nr. 6 (5.7.1958), S. 41; *Weng*, Alt Ludwigsburg, Ludwigsburg 1935, S. 21 f.
- 73 Zum Folgenden vor allem: Oscar *Paret*, Vom Ludwigsburger Leben am Ende der Biedermeierzeit, in: *Ludwigsburger Geschichtsblätter XV* (1963), S. 66 ff.
- 74 Näheres bei *Krauß*, a.a.O., S. 244.
- 75 *StAL*, Bestand D 52 (Residenzpolizeiministerium), Bü. 1295. – Das Gesuch wurde übrigens abschlägig beschieden.
- 76 *Weng*, Alt Ludwigsburg, S. 41.
- 77 *Stadtarchiv Ludwigsburg*, Bestand S 15 (Photo- u. Bildsammlung). – Ich darf an dieser Stelle Herrn Städt. Archivamtmann Wolfgang *Läpple* für kollegiale Hilfe bei meiner Materialsuche herzlich danken.
- 78 hierzu: Albert von *Pfister*, Festliche Tage in Ludwigsburg aus zwei Jahrhunderten, in: *Ludwigsburger Geschichtsblätter I* (1900), S. 26 ff.
- 79 *Stadtarchiv Ludwigsburg*, Bestand L 63 (Baurechtsamt), Bü. 191. – Vgl. auch Wolfgang *Läpple*, Wechselvolle Geschichte der Wirtschaften im Bahnhofsbereich, in: *Die Musikhalle – vom vergammelten Schuppen zu Ludwigsburgs neuem Schmuckstück* (Sonderbeilage der *Ludwigsburger Kreiszeitung* vom 9. Februar 1985, Nr. 34), S. 46.
- 80 Anzeige im *Ludwigsburger Tagblatt*, Nr. 152 (Sonntag, 2.7.1865). Vorlage: *Stadtarchiv Ludwigsburg*.
- 81 *Ludwigsburger Zeitung* vom 8.8.1935.
- 82 hierzu *Läpple*, a.a.O., S. 46, 48.
- 83 *StAL*, Bestand E 18 II (Hoftheater II), Bü. 236 (Personalakten Louise Dumont). – Über Louise Dumonts künstlerische Bedeutung: Hans *Knudsen*, Deutsche Theatergeschichte, 2. Aufl., Stuttgart 1970, S. 378 f.
- 84 *Ludwigsburger Zeitung*, Nr. 299 A (Sonntag, 21.12.1890).

Zur Geschichte der Juden in Württemberg*

Von Paul Sauer

Jüdische Siedlungen sind in Württemberg wohl schon früh an wichtigen Verkehrs- und Handelsmittelpunkten entstanden. Das älteste bis jetzt bekannte Zeugnis, eine in Stein gehauene Inschrift, stammt aus Heilbronn. Wissenschaftler des Leo-Baeck-Instituts in Jerusalem weisen es der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts zu. Für Schwäbisch Hall nimmt Gerd Wunder auf Grund der modernen Stadtplanforschung eine jüdische Niederlassung ebenfalls bereits im 11. Jahrhundert an. In Esslingen, Schwäbisch Gmünd und Ulm dürften wenig später jüdische Siedlungen gegründet worden sein. Um die Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert lebten Juden teilweise unter recht günstigen Bedingungen nicht nur in fast allen Reichsstädten, sondern auch in zahlreichen landesherrlichen Städten. Die mosaische Religion, an der sie treu festhielten, wie der Wohlstand, zu dem sie es vielerorts gebracht hatten, wurden ihnen nicht selten zum Verhängnis. Schon 1298 und 1335/37 hatte religiöser Fanatismus in Franken und Schwaben blutige Judenverfolgungen ausgelöst. Während der furchtbaren Pestepidemie von 1348/49, dem »Schwarzen Tod«, verbündeten sich Aberglauben und soziale Mißgunst: Tod und Verderben brachen über die jüdischen Gemeinden Südwestdeutschlands herein. Die Gemeinden, die sich in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und im 15. Jahrhundert neu bildeten, gewannen kaum irgendwo die Bedeutung ihrer Vorgängerinnen. In den Reichsstädten erlangten zwar einzelne Juden im Geldgeschäft nochmals eine führende Position. Die territoriale Expansion der Stadt Ulm in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts wäre beispielsweise ohne die Finanzhilfe einiger jüdischer Bankiers nicht möglich gewesen. Doch wuchs mit dem Erstarken der Zünfte die Judenfeindschaft weiter an. Die wirtschaftlichen Möglichkeiten der Juden wurden immer stärker eingeengt. Im Lauf des 15. Jahrhunderts wiesen nach und nach die meisten Reichsstädte ihre jüdischen Einwohner aus. Abgesehen von Bad Wimpfen und Bad Buchau gab es nach der Mitte des 16. Jahrhunderts keine Reichsstadt im Bereich des heutigen Landesteils Württemberg mehr, die sie in ihren Mauern duldete. Am Ende des Dreißigjährigen Krieges bzw. in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erlaubten Rottweil und Ulm ausnahmsweise einzelnen besonders privilegierten Juden die Niederlassung. Die »Ausschließung« der Juden beschränkte sich indessen nicht auf die Reichsstädte. Auch viele Fürsten, Grafen und Herren entledigten sich im 15. und 16. Jahrhundert ihrer Schutzjuden und erließen strenge Verbote gegen ihre Wiederaufnahme. Im Herzogtum Württemberg legte die Regimentsordnung vom 14. Juni 1498 die »Ausschließung« der Juden fest, die dann im wesentlichen mehr als dreihundert Jahre Gültigkeit behielt. Doch gab es in der frühen Neuzeit stets auch zahlreiche weltliche und geistliche Herrschaften, die Juden Ansiedlung gewährten. Dabei waren meist finanzielle Erwägungen ausschlaggebend. Manch kleiner Adlige, aber auch mancher Graf oder Reichsfürst vermochte seine Einnahmen durch kräftige Besteuerung der Juden, die seinen Schutz genossen, erheblich aufzubessern.

Während die Juden im Mittelalter größtenteils in den Städten ansässig gewesen waren und in deren Wirtschaftsleben, vornehmlich im Geldhandel, eine wichtige Rolle gespielt hatten, mußten sie seit dem 16. Jahrhundert ihren Wohnsitz in der Regel auf dem Land nehmen. Da ihnen jedoch der Erwerb von Grundbesitz wie auch die Betätigung in landwirtschaftlichen und handwerklichen Berufen verwehrt waren, hatten sie

* Öffentlicher Vortrag im Landratsamt Ludwigsburg am 11. Juli 1984.

ihr Leben häufig mit armseligem Schacherhandel zu fristen. Sie waren trotz der Privilegien, die ihnen eingeräumt wurden, im Grunde rechtlos, zumeist nicht nur der Willkür ihrer Herren, sondern auch dem Spott und der Verachtung der christlichen Untertanen preisgegeben. Immer wieder kam es vor, daß sie aus einer Herrschaft ausgetrieben wurden und heimatlos umherziehen mußten, bis sie in einer anderen wieder Aufnahme fanden. Eine herausgehobene Stellung erlangten lediglich die sogenannten Hofjuden, die es als Geldgeber absolutistischer Fürsten zu Macht und Ansehen brachten. Es gab unter ihnen Abenteurer, Glücksritter, aber auch hochbegabte Finanzexperten, ja Finanzgenies. Als Emporkömmlinge selten beliebt und allein von der Gunst ihrer Fürsten abhängig, kam für sie ihr Fall oft ebenso jäh wie ihr Aufstieg.

Erst die Aufklärung im 18. Jahrhundert bereitete die Wege für eine gesellschaftliche wie politische Gleichberechtigung der Juden. In Frankreich zerbrach die Revolution von 1789 die Ghetto Mauern, in Deutschland fielen sie nach und nach im 19. Jahrhundert. Im Herzogtum Württemberg hielten die Stände bis zu ihrem Untergang im Jahr 1805 an der 1498 festgelegten »Ausschließung« fest. Handel und Wandel der Juden im Herzogtum blieben jahrhundertlang strenger Überwachung unterworfen. Dessen ungeachtet unterhielten die württembergischen Fürsten seit dem 16. Jahrhundert Beziehungen zu jüdischen Geldgebern. Im 18. Jahrhundert standen zahlreiche jüdische Hoffaktoren im Dienste der Herzöge Eberhard Ludwig (1677-1733), Karl Alexander (1733-1739) und Carl Eugen (1744-1793). Der bekannteste von ihnen war der ehrgeizige, auch nach politischer Macht strebende Süß Oppenheimer. Einige dieser Hoffaktoren erhielten die Erlaubnis, sich in den Residenzstädten Stuttgart und Ludwigsburg niederzulassen. Die Herzöge übernahmen auch schon bestehende jüdische Gemeinden beim Erwerb ritterschaftlicher Besitzungen (Freudental, Aldingen, Hochberg, Zaberfeld), die dem Land zumeist nicht inkorporiert, sondern dem Kammerschreibereigentum zugeschlagen wurden.

Da Freudental, Aldingen und Hochberg im Landkreis Ludwigsburg und Zaberfeld im benachbarten Landkreis Heilbronn gelegen sind, erscheint es mir angezeigt, etwas näher auf die Anfänge dieser Gemeinden einzugehen. In Freudental nahmen die Freiherren Zobel von Giebelstadt 1723 den Schutzjuden Seligmann Wolff aus Flehingen bei Karlsruhe mit seiner aus sechs Haushaltungen bestehenden Familie auf. Die Juden durften sich in dem mitten im Dorf befindlichen herrschaftseigenen Neuen Bau, dem heutigen »Judenschlößchen«, sechs Wohnungen einrichten. Acht Jahre später gestattete die langjährige Mätresse Herzog Eberhard Ludwigs, Wilhelmine von Grävenitz verheiratete Gräfin von Würben, auf Ansuchen des Hoffaktors Levin Fränkel weiteren Juden die Niederlassung. Der von ihr ausgestellte Schutzbrief bezeugt eine für jene Zeit ungewöhnlich tolerante Gesinnung. Alle anderwärts üblichen diskriminierenden Bestimmungen fehlten. Die jüdische Gemeinde erhielt Freiheit in religiösen und kultischen Fragen sowie weitgehende Selbständigkeit in bürgerlich-rechtlichen Angelegenheiten. Insgesamt durften sich 24 Familien ansiedeln, nicht eingerechnet die vier »Bedienten oder Brotgenossen« der Gemeinde, nämlich Rabbiner, Vorsänger, Totengräber und Schulklopfer, die zusätzlich mit ihren Familien aufgenommen werden konnten. Die Juden bekamen Anteil an Wasser, Weide und Gabholz. Sie durften »allen Handel und Wandel frank und frei treiben«, namentlich auch im Württembergischen. An ihren Sabbaten und Feiertagen konnten sie nicht vor Gericht geladen werden. Auf der anderen Seite sollten sie sich an christlichen Sonn- und Feiertagen dem württembergischen Landesgebrauch gemäß verhalten. Auf Ersuchen zog der herrschaftliche Amtmann die Geldstrafen, die der Judenvorsteher ausgesprochen hatte, ein und übergab jeweils den halben Betrag der Herrschaft und dem Vorsteher (zu Almosenzwecken). Den Juden wurde gestattet, eine Synagoge zu bauen, ihren Friedhof einzuzäunen, ein Frauenbad zu errichten, einen Tratt- und Schlagbaum am Sabbat aufzustellen, christliche Sabbatmägde zu dinge-

großes und kleines Vieh zu schächten und das Fleisch pfundweise an Angehörige der jüdischen Gemeinde oder an Christen zu verkaufen. Sie waren frei von Frondiensten und Quartierlast, sollten aber zu Kontributionen wie alle anderen Einwohner herangezogen werden. Neben einer von der jüdischen Gesamtgemeinde zu entrichtenden einmaligen Aufnahmegebühr von 1.000 Gulden hatte jede Familie ein jährliches Schutzgeld von 15 Gulden zu bezahlen. Für die Benutzung der Synagoge und des Friedhofs erhob die Herrschaft im Jahr 10 Gulden. Zusätzliche Gebühren verlangte sie für die Trauung oder die Beerdigung fremder Juden. An die herrschaftliche Küche war jährlich 1 Zentner Zucker zu liefern (ersatzweise 1 Gulden je Familie). 1747 bestätigte die Regierung des Herzogtums Württemberg, in dessen Besitz Freudental 1732 übergegangen war, den Schutzbrief. 1770 wurde der israelitischen Gemeinde der Bau einer neuen Synagoge erlaubt. 1807 zählte Freudental 204, 1854 368 jüdische Einwohner.

In Aldingen ermöglichten die Herren von Kaltental in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts einigen jüdischen Familien die Niederlassung. 1750 übernahm Herzog Carl Eugen von Württemberg mit dem heimgefallenen Lehen Aldingen auch die kleine jüdische Gemeinde und bestätigte ihre Rechte. Dem Vorsteher war in Fragen der Religion und des Kultus eine weitgehende Freiheit eingeräumt, außerdem besaß er gegenüber seinen Glaubensgenossen eine beschränkte Strafgewalt. Die Aldinger Juden hatten im Jahr an die Herrschaft ein Schutzgeld je Familie von 20 Gulden, eine Waisenhausabgabe von 2 Gulden, an die Ortsgemeinde 2 bis 3 Gulden Fleckenschaden zu entrichten. Für Gottesdienste stand der israelitischen Gemeinde ein Betsaal zur Verfügung. Im Lauf des 19. Jahrhunderts wanderten die Aldinger Juden meist nach Ludwigsburg ab. 1807 lebten in dem Dorf am Neckar 32, 1854 114, 1869 aber nur noch 27 jüdische Bürger.

In dem reichsritterschaftlichen, seit 1779/81 württembergischen Ort Hochberg siedelten die Freiherren von Gemmingen um 1750 die ersten jüdischen Familien an. 1774 begründeten vornehmlich aus Nördstetten, Stadt Horb, stammende Juden eine jüdische



Alter Friedhof in Ludwigsburg, Jüdischer Teil



Ehemalige Jüdische Schule und Synagoge in Hochberg

Gemeinde. Herzog Friedrich Eugen sicherte nach der Besitzergreifung Hochbergs den Juden seinen Schutz zu und erließ 1780 eine »Ordnung und Instruktion«, die als Hochberger Judenordnung bekannt geworden ist. Den Juden wurde in Fragen ihrer Religion eine gewisse Freiheit zugestanden, sie waren aber in allen bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten der herrschaftlichen Gerichtsbarkeit unterworfen. Die Strafgewalt der beiden von der Herrschaft bestimmten Vorsteher war auf kultische Angelegenheiten beschränkt. An Abgaben hatte jeder Jude jährlich 15 Gulden Schutzgeld, 1 Gulden 30 Kreuzer für eine Martinsgans und, soweit er kein Haus besaß, 2 Gulden als Ersatz für Fronen, Einquartierung, Soldatendurchmärsche und dergleichen der Herrschaft zu entrichten, außerdem dem Bürgermeisteramt 2 Gulden 30 Kreuzer für Wasser und Weide sowie für das Frauenbad zu bezahlen. Damit sich die Judenschaft in Hochberg »nicht zu stark vermehrte«, durften weitere Juden nur mit Erlaubnis der Herrschaft aufgenommen werden. Söhne, die einen eigenen Handel trieben, und Töchter, die sich verheirateten, waren in dem ihren Vätern gewährten Schutz nicht mehr inbegriffen, sondern hatten selbst um Aufnahme in den herrschaftlichen Schutz nachzusuchen. Kein Jude durfte mehr als zwei unverheiratete jüdische Bediente (1 Knecht und 1 Magd) haben. Beim Tode eines Schutzjuden mußte dessen Familie spätestens nach drei Monaten Hochberg verlassen, wenn nicht ein Sohn oder Schwiegersohn den Schutz erlangt hatte. Fremden Juden wurde der Aufenthalt in Hochberg sehr erschwert, Betteljuden gar verboten: Übernachtung und Beherbergung eines fremden Juden während der Sabbate oder der jüdischen Feiertage nur gegen eine Gebühr und mit ausdrücklicher Genehmigung der Herrschaft. Im Jahr 1805 waren in Hochberg 112 Juden ansässig, 1852 305. Durch Auswanderung verringerte sich ihre Zahl dann bis 1886 auf 39.

Die wenigen jüdischen Familien, die die Herren von Sternenfels in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Zaberfeld aufnahmen, kamen mit dem Erwerb des ritterschaftlichen Dorfs im Jahr 1749 durch Herzog Carl Eugen unter württembergischen Schutz. 1807 wohnten in Zaberfeld 36, 1848 38 Juden.

Um 1800 waren im Herzogtum Württemberg 534 Juden ansässig. Mit dem großen Gebietszuwachs in den Jahren 1802-1810 vermehrte sich die Zahl der mittelbaren und unmittelbaren Schutzjuden des württembergischen Staats um ein Vielfaches. 1817 lebten im Gebiet des Königreichs Württemberg 8.256 Juden, die sich auf 79 Orte verteilten.

Die neuwürttembergischen Judengemeinden hatten bis zur napoleonischen »Flurbereinigung« einer großen Zahl von Herrschaften unterstanden: u. a. dem Deutschen Orden und dem Johanniterorden, dem Erzstift Mainz, den Markgrafen von Brandenburg-Ansbach, den Fürsten von Hohenlohe, Hohenzollern und Schwarzenberg, den Grafen und Fürsten von Öttingen sowie verschiedenen reichsritterschaftlichen Familien. Ihre rechtlichen Verhältnisse unterschieden sich daher mannigfach. Gemeinden mit liberalen Schutzbriefen standen solche gegenüber, die nur sehr beschränkte Rechte besaßen. Der württembergische Staat tastete in seiner Eigenschaft als Rechtsnachfolger der bisherigen Schutzherrschaften die alten Rechtsverhältnisse zunächst nicht an. Doch strebte König Friedrich, der den Juden nicht ungünstig gesinnt war, die Vereinheitlichung der Rechte der jüdischen Gemeinden an. Auch wollte er die Juden allmählich seinen christlichen Untertanen gleichstellen. Einem Entwurf, den die Oberregierung 1808 vorlegte, versagte er jedoch seine Zustimmung, weil er ihn zu intolerant fand. Um die rechtliche, soziale und wirtschaftliche Situation seiner jüdischen Untertanen zu verbessern, beschritt der König den Weg von Einzelverordnungen, der in besonderer Weise seinem selbstherrlichen Willen gemäß war: 1807 gestattete er den Juden den Gütererwerb, 1808 hob er den Leibzoll auf. 1809 erteilte er ihnen das Recht, bürgerliche Gewerbe zu betreiben und in die Zünfte einzutreten. 1812 erließ er einheitliche Bestimmungen über Schutzgeld und Aufnahmegebühr. Gleichzeitig kamen die meisten der bisher üblichen sonstigen Abgaben in Wegfall. Wichtig war, daß jetzt jeder einheimische Jude in Schutz genommen werden durfte, wenn er die Mittel zu seinem Fortkommen besaß. Doch war ihm die Niederlassung nur an solchen Orten erlaubt, in denen schon zuvor Juden ansässig waren.

Da sich König Friedrich zu einer umfassenden Neuordnung der rechtlichen Verhältnisse seiner jüdischen Untertanen nicht entschließen konnte, blieb vieles im argen. Dies wird besonders augenfällig, wenn man die armseligen Lebensumstände bedenkt, die für die württembergischen Juden damals charakteristisch waren. Der Schacherhandel bildete den Haupterwerb. Scharen von Betteljuden zogen ohne festen Wohnsitz im Land umher. Ein Großteil der jüdischen Kinder wuchs in Unbildung und Verwahrlosung auf. Vor 1820 gab es in Württemberg kaum jüdische Schulen, die sich mit entsprechenden christlichen Anstalten vergleichen ließen, obwohl auch bei diesen keineswegs alles zum besten stand. Der Unterricht, den Wanderlehrer, Rabbiner oder Vorsänger erteilten, war meist völlig ungenügend.

Die Mehrheit der christlichen Bevölkerung stand in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts einer rechtlichen und sozialen Besserstellung der Juden abweisend gegenüber. Das Elend, in dem die meisten Juden lebten, galt als selbstverschuldet. Manche ihrer Gegner waren der Auffassung, sie seien durch ihre Religion zutiefst verdorben und außerstande, jemals die Pflichten von Staatsbürgern zu erfüllen. In den ehemaligen Reichsstädten fürchtete man die Konkurrenz jüdischer Händler und Kaufleute. Die württembergischen Juden lebten fast ausschließlich auf dem Land. Es gab kein gehobenes städtisches Judentum. Mittelpunkte religiösen Lebens wie etwa Mannheim und Karlsruhe in Baden existierten im Gebiet des Königreichs Württemberg nicht. Abgesehen von der am Rande liegenden Markgrafschaft Brandenburg-Ansbach oder den Verhältnissen im Deutsch-Ordens-Gebiet hatte es in den einzelnen Territorien auch kaum

Ansätze zu einer Landesorganisation gegeben. Die einzelnen Gemeinden lebten vielfach isoliert voneinander.

In einem Gutachten stellte Innenminister Otto 1820 fest, es bestehe im Hinblick weder auf das allgemeine Staatswohl noch auf die israelitische Religion ein Grund, die Juden in ihren bürgerlichen Rechten zu beschränken, vorausgesetzt, daß sie durch die Gewerbe, die sie trieben, »die Absicht bestätigten, nützliche Bürger werden zu wollen«. 1821 wurde für die Ausarbeitung eines Gesetzentwurfs über die staatsbürgerrechtlichen Verhältnisse der Juden eine Kommission gebildet; sie setzte sich aus den Referenten des evangelischen Konsistoriums und des katholischen Kirchenrats in Schulsachen, aus Mitgliedern des Obertribunals und der Oberregierung sowie aus einigen Abgeordneten der 2. Kammer zusammen. Die Juden erhielten Gelegenheit, der Kommission durch einige angesehene Glaubensgenossen ihre Vorstellungen und Wünsche vorzubringen, die dann später zum Teil im Gesetz Berücksichtigung fanden. Der im Juni 1824 der Kammer der Abgeordneten übergebene Entwurf löste im Land, vornehmlich aber in den Städten, eine starke judenfeindliche Agitation aus. Gewerbe und Handel fürchteten die jüdische Konkurrenz. So führte der Esslinger Kaufmannsstand in einer Eingabe aus, die Gleichstellung der Juden werde der Ruin des christlichen Gewerbetreibenden bedeuten, wenn dieser nicht jüdischen Charakter annehmen wolle. Wiederholt wurde die Isolierung der Juden durch Errichtung besonderer Judenkolonien gefordert.

Am 1. März 1828 nahm die Kammer der Abgeordneten mit 61 gegen 17 Stimmen den Entwurf an, der dann nach der Sanktion durch den König am 25. April 1828 Gesetz wurde. »Das Gesetz in Betreff der öffentlichen Verhältnisse der israelitischen Glaubensgenossen« hat abgesehen von den Beschränkungen, die den jüdischen Bürgern auch weiterhin auferlegt waren, die Verhältnisse der israelitischen Glaubensgemeinschaft in Württemberg erstmals in eine umfassende, staatlich anerkannte Ordnung gebracht bzw. für eine solche die allgemeinen Richtlinien gegeben und damit die bürgerrechtliche Stellung der Juden festgelegt. Entscheidend war, daß aus Schutzjuden jetzt württembergische Untertanen geworden waren, die »allen bürgerlichen Gesetzen unterworfen waren und alle Pflichten und Leistungen der übrigen Untertanen zu erfüllen hatten«.

Das Gesetz bestimmte im einzelnen: Die Juden sollten Familiennamen annehmen, bei allen Rechtsgeschäften die deutsche Sprache gebrauchen. Bei Eiden war auf ihre Religion Rücksicht zu nehmen. Fremde Juden erhielten nur dann die Erlaubnis, sich im Königreich niederzulassen, wenn ihnen eine Gemeinde freiwillig das Ortsbürgerrecht einräumte. Die württembergischen Israeliten mußten einer bestimmten Gemeinde als Bürger oder Besitzer angehören. Sie konnten auch beanspruchen, von einer anderen Gemeinde ins Bürger- oder Beisitzrecht aufgenommen zu werden, wenn sie sich ihren Lebensunterhalt als Landwirte oder Handwerker verdienten und wenigstens 10 Jahre lang darin »berufsmäßig ausgebildet« hatten. Bei Metzgern, Bäckern und Schneidern konnte die Aufnahme jedoch davon abhängig gemacht werden, daß diese Berufe in den Gemeinden noch nicht zu stark vertreten waren. Ein Jude, der nach der Übersiedlung in eine andere Gemeinde wieder zum Schacherhandel zurückkehrte, verlor nicht nur das Bürgerrecht, sondern machte sich auch nach der Polizei-Verordnung vom 11. September 1807 strafbar.

Die jüdischen Untertanen konnten, wie die christlichen, Berufe und Gewerbe »nach eigener Neigung« wählen, sich den Künsten und Wissenschaften widmen und an den Landesanstalten studieren. Juden wurden zur Advokatur, zur Heil- und Wundarzneikunde, Geburtshilfe und Pharmazie zugelassen. Neben dem Handwerk und der Landwirtschaft durften sie auch Fabriken und Manufakturen und mit gewissen Einschränkungen den ordentlichen Wechsel-, Groß- und Detailhandel betreiben. Der Erwerb von Grundbesitz war ihnen nur unter der Bedingung erlaubt, daß sie ihn selbst bewirtschaf-

teten. Juden unter 20 Jahren, die kein ordentliches Gewerbe erlernten, sondern vom Schacherhandel lebten, sollten erst nach Vollendung des 35. Lebensjahres das Recht zur Ansässigmachung erhalten. Auch durften solche jungen Männer, wenn sie das Los zum Militärdienst traf, keinen Ersatzmann für sich einstellen. Zum Schacherhandel zählten: Haustierhandel, Trödelhandel, Leihen auf Faustpfänder, »Mäklerei« jeder Art, das sogenannte Viehverstellen – nicht aber der Viehhandel.

Das Gesetz wiederholte die Bestimmungen über die allgemeine Schulpflicht der jüdischen Kinder vom 6. bis zum 14. Lebensjahr, die bereits seit 1825 bestand. Den israelitischen Gemeinden wurde das Recht eingeräumt, öffentliche Elementarschulen zu errichten und vom Staat geprüfte Lehrer anzustellen. In Orten, in denen es keine israelitischen Schulen gab, hatten die jüdischen Kinder die christlichen Schulen zu besuchen.

»Zum Zwecke der gemeinschaftlichen Gottesverehrung« wurden israelitische Kirchengemeinden gebildet. Jeder württembergische Jude gehörte künftig einer solchen Kirchengemeinde an. Die Gottesdienste in den Synagogen leiteten Rabbiner, deren Amtssprengel eine oder mehrere Gemeinden umfaßte. Die Ernennung der Rabbiner behielt sich die Regierung vor, sie verlangte von den Bewerbern ein abgeschlossenes Theologiestudium und eine staatliche Prüfung. Kirchengemeinden, die keine eigenen Rabbiner hatten, sollten Vorsänger anstellen, die an Orten, wo öffentliche israelitische Schulen bestanden, zugleich als Lehrer tätig waren. Spätestens nach Ablauf von fünf Jahren durften nur noch Rabbiner und Vorsänger amtieren, die die vorgeschriebenen Examina besaßen. Zur Ausübung der Kirchengemeinden und zur Erledigung anderer die Kirchengemeinden betreffenden Angelegenheiten war ein Vorsteheramt zu bilden, dem neben dem Rabbiner bzw. Vorsänger wenigstens drei aus der Gemeinde gewählte Beisitzer angehörten. Die Aufsicht und Leitung des israelitischen Kirchen- und Armenwesens sollte eine Oberkirchenbehörde wahrnehmen, ihr auch die Verwaltung der israelitischen Zentralkirchenkasse obliegen.

Das Gesetz von 1828 mit seinen Ausführungsverordnungen bedeutete, auch wenn es dem Wunsch der Juden nach Gleichstellung mit den christlichen Untertanen nicht vollkommen Rechnung trug, einen tiefen Einschnitt in der Geschichte der Juden in Württemberg. Die jüdischen Gemeinden hatten sich in eine straff organisierte Landeskirche einzufügen. Das Staatskirchentum, das jetzt auch auf die israelitische Religionsgemeinschaft ausgedehnt wurde, hat wesentlichen Anteil daran, wenn sich im Judentum des Landes neue Formen religiösen Lebens durchsetzten, wenn sich das vielfach immer noch niedrige geistige und soziale Niveau der israelitischen Gemeinden nunmehr rasch hob.

Im Januar 1832 trat die nach einem Gutachten des Geheimen Rats als gemischte staatliche und kirchliche Behörde zu betrachtende israelitische Oberkirchenbehörde zu ihrer konstituierenden Sitzung zusammen. Ihr gehörten u. a. ein Rabbiner mit dem Titel Kirchenrat sowie drei weltliche Oberkirchenvorsteher an, als Vorstand fungierte ein christlicher Regierungskommissär. Alle Mitglieder der Behörde, die dem Ministerium des Kirchen- und Schulwesens unterstellt war und deren Geschäftsbereich Verwaltungs- sowie Religionsgegenstände umfaßte, wurden von der Regierung ernannt.

1828 lebten in 80 Gemeinden Württembergs insgesamt 9.991 Juden. In 69 Orten bestanden eigene israelitische Gemeinden. Entsprechend den Vorschlägen der Oberkirchenbehörden vermindert, das Ministerium des Innern die Zahl der israelitischen Gemeinden auf 41 und unterstellte sie 13 Rabbinate: Stuttgart, Freudental, Lehrensteinsfeld, Berlichingen, Mergentheim, Weikersheim, Braunsbach, Oberdorf, Jebenhäuser, Buttenhausen, Laupheim, Buchau und Mühringen.

Die Besetzung der Rabbinate regelte die Verordnung vom 31. Januar 1834; sie macht, die Zulassung zum Rabbineramt vom Bestehen von zwei Dienstprüfungen abhängig. 51 Rabbiner und 67 Vorsänger, die die erforderlichen Voraussetzungen nicht

erfüllten, wurden zunächst ohne Ruhegehalt entlassen. Nur sechs der bereits amtierenden Rabbiner übernahm der Staat und ernannte sie am 21. Oktober 1834 offiziell zu Rabbinern. Die Rabbiner waren wie die evangelischen und katholischen Geistlichen künftig Staatsbeamte und diesen rangmäßig gleichgestellt.

Das israelitische Schulwesen wurde auf eine neue Grundlage gestellt. Nach dem Volksschulgesetz von 1836 mußte die politische Ortsgemeinde eine Schule für Kinder einer Konfession einrichten und unterhalten, wenn mindestens 60 Familien dieser Konfession in der Gemeinde ansässig waren. Da sich mehrere politische Gemeinden weigerten, jüdische Volksschulen zu errichten, erkannte ein Ministerialerlaß diesen Grundsatz ausdrücklich auch für die Juden an. Zu den bereits in den zwanziger Jahren entstandenen israelitischen Volksschulen gesellten sich in den dreißiger und vierziger Jahren weitere. Kleine jüdische Gemeinden begründeten unter erheblichen Opfern freiwillige, unter Staatsaufsicht stehende Konfessionsschulen. In den höheren Schulen fanden Juden unbeschränkt Aufnahme. Das Bildungsgefälle zwischen christlicher und jüdischer Bevölkerung verminderte sich rasch. Fast alle israelitischen Schulen entstanden auf dem Land und in kleinen Städten. Infolge der Abwanderungen der Juden aus den Landorten sank die Zahl der jüdischen Schulen nach 1850 wieder ab. Anfang 1933 bestanden in Württemberg noch zwei öffentliche israelitische Volksschulen und sechs freiwillige Konfessionsschulen.

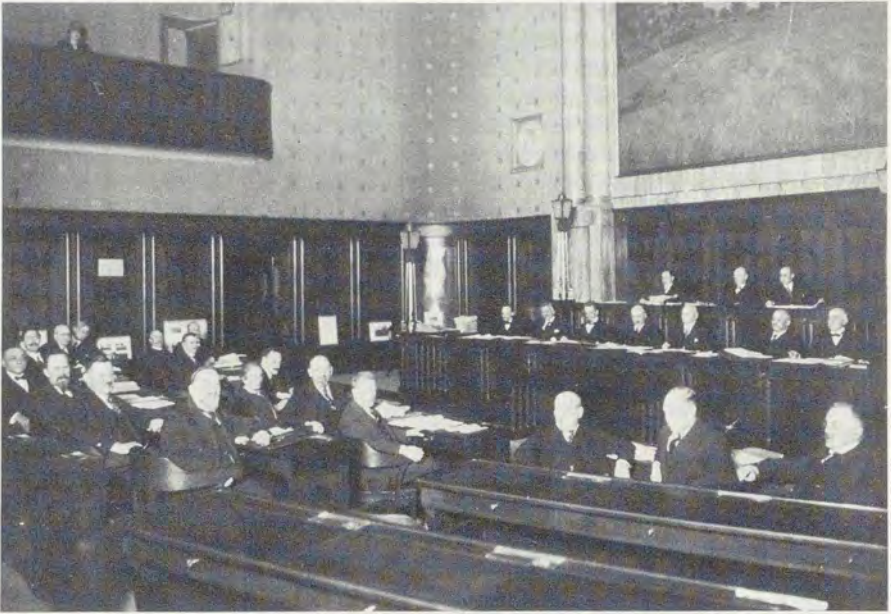
Das Streben der württembergischen Juden nach völliger Gleichstellung mit den christlichen Bürgern verstärkte sich seit 1828. 1845 reichte Dr. Carl Weil der Ständerversammlung eine von ihm im Namen der Juden des Landes abgefaßte Petition mit vielen statistischen Nachweisen ein. Die staatsrechtliche Kommission, die die Petition zu begutachten hatte, trat sehr für die Rechte der Juden ein und empfahl der Kammer der Abgeordneten, »die Staatsregierung zu bitten, das Gesetz von 1828... im Sinne der vollständigeren Emanzipation einer Revision zu unterwerfen...«. Obwohl die Kammer der Abgeordneten den Antrag der Kommission einstimmig, die Kammer der Ständeherrn in ihrer Mehrheit annahm, ließ sich die Regierung mit der Vorlage eines entsprechenden Gesetzentwurfs Zeit. Erst die Revolution von 1848/49 brachte den württembergischen Juden mit den von der Nationalversammlung in Frankfurt beschlossenen Grundrechten des deutschen Volkes die wichtigsten bürgerlichen, insbesondere staatsbürgerlichen Rechte. Die Übersiedlung in andere Gemeinden war jetzt an keine Bedingungen mehr geknüpft. Ebenso waren die Benachteiligungen, die das Gesetz von 1828 für Schacherjungen vorgesehen hatte, weggefallen. Die endgültige Gleichstellung brachte schließlich das Gesetz vom 13. August 1864, dessen erster Artikel lautete: »Die im Königreich einheimischen Israeliten sind in allen bürgerlichen Verhältnissen den gleichen Gesetzen unterworfen, welche für die übrigen Staatsangehörigen maßgebend sind; sie genießen die gleichen Rechte und haben die gleichen Pflichten und Leistungen zu erfüllen«. Das als letztes Relikt bestehengebliebene Verbot von jüdisch-christlichen Mischehen hob schließlich das Gesetz des Norddeutschen Bundes vom 3. Juli 1869 auf, das als Reichsgesetz bald darauf auch in Württemberg Anerkennung fand.

Seit Anfang des 19. Jahrhunderts, vornehmlich jedoch seit 1828, hatte sich das soziale Bild des württembergischen Judentums grundlegend gewandelt. Der Schacherjude gehörte, von Ausnahmen abgesehen, der Vergangenheit an, ebenso der heimatlose Betteljude. Auch jetzt lebten noch viele Juden auf dem Land in armseligen Verhältnissen, aber ein guter Teil hatte es hauptsächlich durch seine Tätigkeit im Vieh-, Grundstücks- und Landesproduktenhandel, wo er eine nicht unwichtige volkswirtschaftliche Funktion erfüllte, zu bescheidenem Wohlstand gebracht. Die Bemühungen der Regierung zwischen 1828 und 1849, die jungen Juden dem Handwerk und der Landwirtschaft zuzuführen, die von der israelitischen Oberkirchenbehörde nachhaltig unterstützt wurden,

hatten nur beschränkt Erfolg gehabt. Viele junge Männer wählten handwerkliche Berufe wie Metzger, Schneider, Schuhmacher, Weber, die ihnen später die Ausübung des Handels ermöglichten. Seit 1849 besaß die Regierung keine gesetzliche Handhabe mehr, auf die Berufswahl der Juden bestimmend einzuwirken. In den 70er und 80er Jahren überstieg der Wohlstand der jüdischen Einwohner in vielen Landgemeinden den der übrigen Bevölkerung. Dies führte mancherorts zu Spannungen. Da aber die Juden häufig nicht nur die größten Steuerzahler ihrer Heimatgemeinden waren, sondern diese auch zu gewerblichen Mittelpunkten für eine größere Umgebung machten, vermochte sich auf dem Land eine judenfeindliche Stimmung nirgendwo durchzusetzen. Die gesellschaftliche und politische Eingliederung der Juden war in Württemberg zwar nur langsam und zögernd erfolgt, im ganzen jedoch ohne allzu heftigen Widerstand. Das Verhalten von Regierung und Ständen charakterisieren, wenn man von dem anfänglich dominierenden Mißtrauen gegen die jüdische Bevölkerung absieht, ein hohes Maß von staatspolitischem Verantwortungsbewußtsein und ein bemerkenswerter Sinn für Gerechtigkeit und Menschenwürde. Das Bestreben, die Juden durch erzieherische Maßnahmen allmählich auf die Stufe von gleichberechtigten Bürgern zu heben, ist von manchen falschen Voraussetzungen ausgegangen, es hat aber entscheidend dazu beigetragen, daß die Juden in ihre staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten verhältnismäßig rasch hineinwuchsen. Die Juden selbst haben diese Entwicklung nicht passiv über sich ergehen lassen, sondern sie bald wesentlich mitbestimmt. Hier ist insbesondere auf die Tätigkeit der Israelitischen Oberkirchenbehörde, der Rabbiner, der Lehrer und Vorsänger hinzuweisen.

Allmählich gewannen die Juden, auch wenn der Handel ihre besondere Domäne blieb, Zugang zu allen Berufen. Bereits 1856 zählte man neben Schriftstellern, Künstlern, Architekten einen Professor der Rechtswissenschaft (Pfeiffer), einen amerikanischen Konsul (Stettenheim), 18 Rechtsanwälte, 11 Ärzte, darunter 2 Chirurgen und 2 Oberamtswundärzte. Einen nicht unwesentlichen Anteil hatten die Juden an der Industrialisierung des Landes und am wirtschaftlichen Aufschwung kleiner städtischer Gemeinwesen wie Buchau oder Laupheim. Die Korsettindustrie in Göppingen ist durch jüdische Unternehmer eingeführt worden. Das württembergische Judentum hat auch eine Reihe von Männern hervorgebracht, die sich in Wirtschaft, Wissenschaft, Kultur und Geistesleben einen Namen gemacht haben: Der aus Laupheim stammende Kommerzienrat Dr. Kilian von Steiner (1833-1903) zählt zu den bedeutendsten württembergischen Bankiers und Industriellen des 19. Jahrhunderts. Gleichzeitig auch Mäzen von Kunst und Wissenschaft war er führend an der Gründung des Schillernationalmuseums in Marbach beteiligt. Der Dichter Berthold Auerbach (1812-1882) hat mit seinen »Schwarzwälder Dorfgeschichten« Zeugnis abgelegt von der engen Verbundenheit der schwäbischen Juden mit ihrer Heimat. Albert Einstein (1879-1955), der einer 200 Jahre in Buchau ansässigen Familie entstammt und in Ulm geboren wurde, hat entscheidend das Weltbild der modernen Physik geprägt.

Das Staatskirchentum, das der israelitischen Religionsgemeinschaft seit 1828 in noch strengerer Form als der evangelischen und katholischen Kirche auferlegt war, wurde, so widerspruchslos es anfangs hingenommen worden war, immer stärker als lästige Bevormundung empfunden, von orthodoxen Kreisen geradezu als Gewissenszwang. Aber erst die neue israelitische Kirchenverfassung von 1912 trug dem Verlangen nach einer weitgehenden religiösen Autonomie Rechnung. An Stelle des Staatskirchentums trat die sogenannte Kirchenhoheit. Die israelitische Religionsgemeinschaft wurde eine Körperschaft des öffentlichen Rechts. Das Ministerium des Kirchen- und Schulwesens war nur noch Aufsichtsinstanz. Die israelitische Oberkirchenbehörde erhielt das Recht der Selbstverwaltung und der Gesetzgebung in Angelegenheiten der israelitischen Religionsgemeinschaft. Die Gemeinden, deren Stellung eine selbständigere wurde, hatten



*Tagung der Israelitischen Landesversammlung Württembergs im
Stuttgarter Landtag um 1928/29*

die Möglichkeit, durch den von ihnen zu wählenden weiteren Rat an Verwaltung und Gesetzgebung mitzuwirken.

Nach dem Sturz der Monarchie im November 1918 wurden die der israelitischen Religionsgemeinschaft bisher durch den Staat auferlegten Beschränkungen vollends aufgehoben, der dem Judentum fremde Begriff »Kirche« verschwand. Die Verfassung vom 18. März 1924 schuf als gesetzgebendes Organ die israelitische Landesversammlung, die den Oberrat als ausführende Behörde wählte.

§ 1 der neuen Verfassung stellte fest: »Die Israelitische Religionsgemeinschaft Württembergs ist kraft Reichsverfassung und Landesgesetz eine Körperschaft des öffentlichen Rechts. Sie ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig im Rahmen des Gesetzes. Sie besteht aus Religionsgemeinden, die in Rabbinatsbezirke zusammengefaßt sind«. Für die Errichtung neuer, die Auflösung bestehender Religionsgemeinden, die Änderung der Rabbinatsbezirke war jetzt die Landesversammlung und nicht mehr das Ministerium zuständig. Die Besetzung der Rabbinate und der Stellen der Religionslehrer (bisher Vorsänger) erfolgte durch den Oberrat. Der Oberrat bestand aus einem besoldeten theologischen, einem besoldeten rechtskundigen Mitglied und fünf ehrenamtlichen Mitgliedern. Den Status als Körperschaft des öffentlichen Rechts behielt die Israelitische Religionsgemeinschaft Württembergs, bis sie das nationalsozialistische Regime durch das Gesetz vom 28. März 1938 zu einem eingetragenen Verein machte.

Die Fürsorge für sozialschwache Glaubensgenossen war den württembergischen Juden stets ein wichtiges Anliegen. 1831 gründete der Ellwanger Buchhändler Isaak Heß (1789-1866) den Verein zur Versorgung armer israelitischer Waisen und verwaarloster Kinder, der seit 1842 in Esslingen ein jüdisches Landeswaisenhaus unterhielt. Das Waisenhaus »Wilhelmspflge« wurde im Lauf seines fast 100jährigen Bestehens – es mußte 1939 aufgelöst werden – vielen Kindern Heimat und Ausbildungsstätte. 1897 wurde



Israelitisches Waisenhaus »Wilhelmspflege« in Esslingen

der Israelitische Landes-Asyl- und Unterstützungsverein ins Leben gerufen mit dem Zweck, erwerbsunfähige württembergische Juden zu unterstützen. Zunächst half der Verein Bedürftigen durch finanzielle Zuwendungen. Sein eigentliches Ziel, die Errichtung eines Heims, konnte er 1907 mit dem Landesasyl »Wilhelmsruhe« in Heilbronn-Sontheim, das Platz für 35 Pfleglinge bot, verwirklichen. 1905 gründete die Stuttgarter Loge des Unabhängigen Ordens B'ne B'rith in Stuttgart ein jüdisches Schwesternheim. Den Schwestern oblag im Sinne tätiger Nächstenliebe die Pflege und der Besuch von Kranken sowie die Kinderfürsorge. Im Ersten Weltkrieg stellten sich die meisten Schwestern für den Dienst in Feldlazaretten zur Verfügung. 1918 trat der »Württembergische Landesverband für israelitische Wohlfahrtsbestrebungen« ins Leben, der sich der unter der jüdischen Bevölkerung herrschenden Not annahm. Der seit 1899 bestehende »Verein zur Förderung des Handwerks und des Gartenbaus« unter den Israeliten betreute bis 1932 110 Lehrlinge.

Im Ersten Weltkrieg stellten die 10 824 Juden in Württemberg und Hohenzollern 1674 Frontsoldaten, von denen mehr als 200 Kriegsfreiwillige waren. 270 starben den Soldatentod, 106 wurden zu Offizieren befördert.

Zu Beginn des Jahres 1933 lebten in Württemberg rund 10 000 jüdische Bürger. Annähernd die gleiche Zahl war hundert Jahre zuvor hier ansässig gewesen. Das rasche, mitunter geradezu explosiv erfolgende Wachstum der jüdischen Bevölkerung war längst wieder abgeebbt, ja rückläufig geworden. Schon vor 1850 hatte eine starke Auswanderung aus den Landgemeinden nach Amerika eingesetzt. Die Zahl der Geburten war seit der Jahrhundertmitte zuerst langsam, seit den 80er Jahren aber immer stärker zurückgegangen. Seit etwa 1920 vermochten die Geburten den natürlichen Bevölkerungsrückgang nicht mehr auszugleichen. Sehr charakteristisch war auch die Landflucht, die seit der Emanzipation beobachtet werden konnte. Uralte Gemeinden entvölkerten sich,

während in den größeren Städten allenthalben neue Gemeinden entstanden. Um 1830 lebten 93% aller württembergischen Juden in dörflichen Siedlungen, 1930 nur noch wenig mehr als 20%.

Die fortschreitende Entvölkerung der israelitischen Landgemeinden hatte seit der Mitte des 19. Jahrhunderts Veränderungen im Bestand der Rabbinat- und Synagogengemeinden zur Folge. Von den 41 im Jahr 1832 staatlich anerkannten Gemeinden bestanden hundert Jahre später nur noch 23. Die 21 in diesem Zeitraum neuerrichteten Gemeinden befanden sich meist in den Städten. Die 1832 gegründeten 13 Rabbinat- waren 1932 bis auf drei (Stuttgart, Mergentheim, Buchau) aufgelöst oder in die Städte verlegt worden. 1933 waren die jüdischen Gemeinden in Württemberg folgenden neun Rabbinaten zugeteilt: Buchau, Göppingen, Schwäbisch Hall, Heilbronn, Horb, Mergentheim, Stuttgart (Stadtrabbinat), Stuttgart (Bezirksrabbinat) und Ulm.



*Ehrenmal für die im Ersten Weltkrieg gefallenen
Ludwigsburger Juden auf dem Neuen Friedhof*

Die Machtübernahme durch den Nationalsozialismus in Deutschland im Jahr 1933 kam für die israelitischen Landgemeinden, die wie wir gehört haben, größtenteils in Auflösung begriffen, überaltert und infolge des Wegzugs ihrer wohlhabenden Mitglieder zum Teil sozial abgesunken waren, aber auch für die städtischen Gemeinden einem furchtbaren Schock gleich. Der rassistische Antisemitismus hatte in Württemberg bis dahin nur in bescheidenem Maß Fuß fassen können. Fast überall verband Christen und Juden eine enge Lebensgemeinschaft. Die Kinder wuchsen zusammen auf, besuchten häufig die gleichen Schule. Die Erwachsenen hatten vielfach übereinstimmende oder doch ähnliche Interessen, gehörten denselben Vereinen an und nahmen in gleicher Weise am kommunalen Geschehen Anteil. Ob Juden oder Christen, alle fühlten sich als Schwaben und als Deutsche. Das Judentum galt ihnen als Konfession neben anderen. Der seit Ende des 19. Jahrhunderts aufkommende Zionismus gewann nur sehr wenig

Anhänger. Wohl war für die schwäbischen Juden Palästina die Heimat der Väter und das Land der religiösen Sehnsucht, ihre eigentliche Heimat aber war Deutschland. Der fortschreitenden Säkularisierung ungeachtet, die namentlich den großstädtischen israelitischen Gemeinden zum Problem wurde – ich erinnere an die wachsende Zahl der Ausritte aus der israelitischen Religionsgemeinschaft, der Übertritte zum Christentum und der sogenannten Mischehen –, erhielt sich in den Landgemeinden und in den kleineren Städten ein religiös geprägtes jüdisches Gemeindeleben. Die Synagoge stand nach wie vor im Mittelpunkt. Die altüberlieferten Sitten und Bräuche besaßen ihren unangefochtenen Platz im Leben der einzelnen Familien wie in dem der Gemeinschaft.

Die nationalsozialistische Ideologie mit ihrem Rassenantisemitismus stieß bei einem Großteil der Bevölkerung in den Orten mit alten Judengemeinden auf Unverständnis. Erst der massiven Propaganda des NS-Regimes, seiner infamen Beschimpfungs- und Verleumdungskampagne gelang es, die Juden allmählich von den übrigen Einwohnern zu isolieren und sie in ein zunächst noch unsichtbares Ghetto einzuschließen. Mancherorts, vor allem in den Städten, war örtlichen Parteifunktionären beinahe jedes Mittel recht, die jüdischen Bürger zu diskriminieren und mit Schmutz zu bewerfen. Nicht müde wurden beispielsweise die Nationalsozialisten, das Andenken des 1812 in Nordstetten geborenen und 1882 nach seinem Tod in Cannes auf dem Friedhof seines Heimatortes bestatteten Berthold Auerbach zu verunglimpfen. Der beliebte und vielgelesene Heimatdichter war nach der NS-Sprachregelung nur noch der »Macher von Schwarzwälder Dorfgeschichten«. Die an seinem Geburtshaus angebrachte Gedenktafel wurde entfernt. Das von der nationalsozialistischen Führung im November 1938 inszenierte, zutiefst beschämende Spektakel der Reichskristallnacht verschonte kaum eine der israelitischen Gemeinden. Zur Ehre der nichtjüdischen Bevölkerung muß aber gesagt werden, daß das Demolieren bzw. Niederbrennen der Synagogen wie auch das Verwüsten von Privatwohnungen und Geschäften in den Landgemeinden fast ausschließlich durch Angehörige auswärtiger NS-Organisationen, vornehmlich durch SA-Leute, erfolgte. Abgesehen von einigen fanatischen Parteimitgliedern nahmen die ortsansässigen sogenannten arischen Bürger keinen Anteil an dem barbarischen Zerstörungswerk. Im Gegenteil: Nicht wenige Einwohner zeigten unmißverständlich ihren Abscheu. In Baisingen bei Horb zum Beispiel trauten sich die zu dem Pogrom kommandierten SA-Leute, nur in Zivil mit tief ins Gesicht gedrückten Hüten und hochgeschlagenen Mantelkragen durch die Straßen des Dorfes zu schleichen. Anders sah es in den Städten aus. Hier verfügte die Hitler-Partei beinahe in jedem Fall über die entsprechende Mannschaft (SA, SS und Hitlerjugend), um die reichseinheitlich angeordneten sogenannten spontanen Kundgebungen gegen die jüdischen Einwohner in der gewünschten Weise zu organisieren. Doch auch hier bekundete ein erheblicher Teil der Bewohner deutlich sein Mißfallen. Aus Stuttgart berichtete der amerikanische Generalkonsul nach Washington, mindestens 80% der Bevölkerung lehnten die Ausschreitungen ab, viele Einwohner ließen die Köpfe vor Scham hängen. In Ludwigsburg äußerte der Zeitungsbesitzer Gerhard Ulmer beim Anblick der brennenden Synagoge: »Ich schäme mich, ein Deutscher zu sein«.

Die Eskalation der Verfolgung veranlaßte immer mehr Juden, der Heimat den Rücken zu kehren und im Ausland, insbesondere in den USA und in Palästina, größtenteils unter den ungünstigsten Bedingungen, einen Neuanfang zu wagen. Freilich auch der Auswanderung standen viele, mitunter kaum zu überwindende Schwierigkeiten entgegen. Die jüdischen Bürger, denen das rettende Tor ins Ausland versperrt war oder die sich, aus welchen Gründen auch immer, zur Emigration nicht zu entschließen vermochten, gerieten im Zweiten Weltkrieg in das Räderwerk der sogenannten Endlösung und wurden gnadenlos ermordet. Nach Baisingen, Buchau, Haigerloch, Laupheim und

Rexingen wurden in den Jahren 1940 bis 1942 Juden aus Stuttgart, Heilbronn und anderen Städten, die möglichst rasch »judenfrei« gemacht werden sollten, zwangsumgesiedelt. Außerdem mußten leerstehende größere Gebäude und Schlösser in Eschenau (Gemeinde Obersulm, Landkreis Heilbronn), Tigerfeld (Gemeinde Pfronstetten, Landkreis Reutlingen), Weissenstein (Landkreis Göppingen), Herrlingen (Gemeinde Blaustein, Alb-Donau-Kreis) und Oberstotzingen (Gemeinde Niederstotzingen, Landkreis Heidenheim) auf Weisung der Geheimen Staatspolizei von der Israelitischen Kultusvereinigung Württemberg zu Altenheimen hergerichtet und ab 1941 mit älteren Leuten vorwiegend aus den größeren Städten belegt werden. Etliche der Zwangseingewiesenen starben hier. Alle übrigen mußten in den Jahren 1941 und 1942 zusammen mit der noch zurückgebliebenen ortsansässigen jüdischen Bevölkerung den Deportationsweg nach dem Osten antreten. Dort fanden sie fast ausnahmslos den ihnen vom NS-Regime zugeordneten gewaltsamen Tod.

Die jüdischen Gemeinden waren bei Kriegsende 1945 restlos vernichtet. Heute erinnern an sie meist nur noch der Friedhof und gelegentlich auch noch die zweckentfremdete Synagoge. Eine der wenigen Synagogen, die ihre Funktion als Gotteshaus bewahrt haben, ist die Rexinger Synagoge. Sie dient seit 1952 als evangelische Kirche. Über dem Eingangsportal des imposanten Gebäudes steht in deutsch wie früher an derselben Stelle in hebräisch die Ehrfurcht heischende Inschrift: »Hier ist nichts anderes denn Gottes Haus und die Pforte des Himmels«.

Eine einzige der ehemaligen jüdischen Gemeinden in Württemberg, nämlich das soeben erwähnte Rexingen bei Horb, lebt in der Siedlung Shavej Zion auf israelischem Boden fort. Shavej Zion, zu deutsch »Heimkehr nach Zion«, d. h. nach Israel, ist 1938/39 hauptsächlich durch Rexinger Auswanderer gegründet worden. Das blühende Gemeinwesen am Strand des östlichen Mittelmeeres, heute eine landwirtschaftliche



Shavej Zion in Israel (1963)

Mustersiedlung in Israel, hat seinen deutschen, ja schwäbischen Charakter bewahrt. Die Bürger von Shavej Zion fühlen sich der Muttersiedlung Rexingen in mannigfacher Hinsicht verbunden. Darüber hinaus wissen sie sich der Tradition des württembergischen Judentums verpflichtet. Nicht nur symbolhafte Bedeutung hat es deshalb, wenn eine beschädigte Thora-Rolle, die ein Landjäger während der Ausschreitungen im November 1938 aus der Rexinger Synagoge rettete, im Gotteshaus in Shavej Zion einen neuen würdigen Platz gefunden hat. Shavej Zion ehrt das Andenken der Juden, die in den Jahren 1941 und 1942 von Rexingen aus nach dem Osten zwangsverschleppt und dort umgebracht wurden.

Was aber geschah nach dem Untergang des NS-Regimes in Württemberg? Hier bemühten sich die wenigen im Land verbliebenen Juden – es handelte sich ausschließlich um Angehörige sogenannter Mischehen sowie die in ihre Heimat zurückgekehrten oder nach Südwestdeutschland verschlagenen Überlebenden der nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslager – beim Wiederaufbau der kleinen jüdischen Gemeinschaft den gänzlich veränderten Verhältnissen Rechnung zu tragen. Sie schlossen sich zu einer einzigen Landesgemeinde mit Sitz in Stuttgart zusammen. Diese erhielt an der Stelle der 1938 niedergebrannten Synagoge vierzehn Jahre später (1952) ein neues Gotteshaus und Gemeindezentrum. Im Juni 1983 zählte sie 713 Mitglieder. Erinnern wir uns: Fünfzig Jahre zuvor, zu Beginn der NS-Herrschaft, waren 10 000 Juden in Württemberg ansässig gewesen. Von ihnen verloren rund 2 500 während der Jahre 1933 bis 1945 auf gewaltsame Weise ihr Leben. Diese Zahlen machen zutiefst betroffen. Erschütternde Einzelschicksale verbergen sich hinter ihnen. Niemals, meine Damen und Herren, dürfen wir vergessen, was unter dem Hitler-Regime in unserem Land, mitten unter uns, geschehen ist, niemals mehr dürfen wir zulassen, daß Recht und Menschenwürde in unserem Staat, in unserer Gesellschaft, zur Farce gemacht und in den Schmutz gezerrt, daß Mitbürger nur deshalb, weil sie Angehörige einer bestimmten Rasse, Religion oder Weltanschauung sind, diffamiert, entrechtet, verfolgt oder gar ermordet werden.

Spielplatzhallen aus der Weimarer Republik in Erdmannhausen, Marbach und Steinheim.

Die Zentren der Arbeiterbewegungskultur in der proletarischen Provinz.

von Stefan Beck, Horst Engelmann, Klaus Schönberger, Horst Steffens, Ingrid Steffens
und Dirk Steinwand

»Die Gewerkschafts- und Volkshäuser gelten im lokalen Rahmen als Kulturspiegel der Arbeiterbewegung. Das ist die Wirkung nach außen, aber nicht nur für die Gegner der Arbeiterbewegung, sondern in größerem Maße wohl noch für die eigenen Anhänger.

An diesen Stätten verkehrt die Arbeiterbewegung zu ernstem und heiterem Tun, in den Stunden schwerer Sorge und auch den Stunden heiterer Muße. Stets soll der Arbeiter aber auch das Empfinden mit fortnehmen, an einer Stätte voraussetzungsloser Freundschaft gewesen zu sein. Gewerkschafts- und Volkshäuser müssen proletarische Kulturzentren sein – nicht etwa im lumpenproletarischen Sinne, sondern über die bürgerliche Täuschungs- und Scheinkultur hinaus, zu einer Kultur, die wohl dem Arbeiter das Elend vermissen, aber den Sozialismus nicht vergessen lassen.« (1)

In der Weimarer Republik hatten sich rund 70 Gewerkschafts- und Volkshäuser zur »Arbeitsgemeinschaft deutscher Gewerkschafts- und Volkshäuser« mit Sitz in Hamburg zusammengeschlossen. (2)

Die Arbeiterbewegung hatte sich bis 1933 eine große Anzahl von eigenen selbstverwalteten Treffpunkten und Räumlichkeiten geschaffen: Gewerkschaftshäuser, Volkshäuser, Naturfreundehäuser, Waldheime, Turnhallen oder die Spielplatzhallen, die im Marbacher Raum typisch gewesen sind. Alle diese unterschiedlichen Örtlichkeiten sind Ausdruck der vielfältigen Äußerungsformen der Arbeiterkulturbewegung.

Die Spielplatzhallen waren meist in den 1920er Jahren errichtet worden und prägten das Freizeitleben der Arbeiter in der proletarischen Provinz entscheidend mit.

Schwerpunktmäßig richten wir unseren Blick auf die Spielplatzhallen in Marbach, Steinheim und Erdmannhausen. Gelegentlich beziehen wir die Hallen in Benningen und Kirchberg an geeigneter Stelle mit ein. Doch im wesentlichen konzentrieren wir uns auf die drei erstgenannten Beispiele, die zugleich die meisten Gemeinsamkeiten aufweisen.

Ländliche Region, Industrialisierung und Arbeiterschaft

Im Verlauf der 1890er Jahre erwuchs in Marbach und Steinheim eine für die Region bedeutende Holzverarbeitungsindustrie. In Marbach gelangten auch die Lederfabriken zu einiger Wichtigkeit. Erst unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg, in den 1920er Jahren, erreichte der Industrialisierungsprozeß in beiden Orten seinen vorläufigen Höhepunkt.

Neben qualifizierten Facharbeitern (ehemaligen Handwerkern) waren es bisher in der Landwirtschaft beschäftigte Tagelöhner oder Kleinbauern, die in die neuen Fabriken, teilweise als Pendler, zur Arbeit gingen. Gegen die ökonomische Ausbeutung, die eine Folge der Industrialisierung gewesen ist, sowie gegen die soziale und politische Unterdrückung reagierten die Arbeiter (auch) in der Provinz, mit der Gründung von sozialde-

mokratischen Ortsvereinen und gewerkschaftlichen Zusammenschlüssen. Insbesondere im Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg gelang es der Arbeiterbewegung in Marbach, Benningen, Erdmannhausen, Steinheim, Kirchberg und anderen Gemeinden sich als ökonomische, politische und kulturelle Kraft zu institutionalisieren.

Das soziale und politische Klima jener Jahre war geprägt vom Anwachsen der Arbeiterklasse und der organisierten Arbeiterbewegung und, damit korrespondierend, der Furcht vor ihr. Im ländlichen Raum fielen die Aktivitäten der zahlreichen antisozialistischen Agitationsvereine auf fruchtbaren Boden. Die Anhänger und Parteigänger der Sozialdemokratie wurden zu Feinden all dessen abgestempelt, was nicht nur der besitzenden Klasse, sondern auch den vom sozialen Abstieg bedrohten Mittelschichten, insbesondere der konservativen Landbevölkerung, wert und teuer war: Familie, Eigentum, Religion, Monarchie und Vaterland befanden sich in höchster Gefahr. Die Arbeiterschaft wurde aus dem nationalen Gesellschaftskonsens des wilhelminischen Klassenstaates ausgegrenzt.

Auf die Organisationsversuche der Arbeiterschaft antworteten die Herrschenden des wilhelminischen Klassenstaates mit einem regelrechten Klassenkampf »von oben«. Sie bekämpften nicht nur die politischen und gewerkschaftlichen Organisationen der Arbeiterschaft, sondern trugen den Klassenkampf auch in die bürgerlichen Sport- und Freizeitorganisationen, in denen zahlreiche Arbeiter mitwirkten. Hinzukommt, daß mit zunehmenden Klassenbewußtsein der Arbeiter viele von ihnen den militaristischen Ungeist des »bürgerlichen« Vereinslebens wahrnahmen und die Konsequenzen zogen. Daraufhin schuf sich die Arbeiterbewegung ihre eigenständige Arbeitervereinskultur, die zunächst aber auch von Sozialdemokratie und Gewerkschaften kritisch beäugt wurde. Man vermutete in diesen Vereinen eine Ablenkung vom tagespolitischen Kampf zu Lasten der beiden anderen Säulen (Partei und Gewerkschaft) der Arbeiterbewegung.

An vielen Orten gab es fortan für ein und dieselbe Freizeitbetätigung zwei Vereine: einen »bürgerlichen« und einen Arbeiterverein.

Die Furcht der »verbeamteten« Honoratiorenschaft, der Kleinbürger und ländlichen Schichten vor der sozialdemokratischen Arbeiterschaft verhinderte jedoch eine friedliche »Koexistenz« von Arbeiterbewegungskultur und etablierter herrschender Kultur.

Die Bedeutung der Arbeitervereinskultur lag vor allem darin, daß die Arbeiter in diesen Vereinen ihre eigenen Werte wie Solidarität und Kollektivität finden und praktizieren konnten. Hier fand das »Arbeiterpack« (3) die Anerkennung, die ihm die wilhelminische Klassengesellschaft versagte.

Die erste Spielplatzhalle: ein Ergebnis der Ausgrenzung

Für Marbach läßt sich diese gesellschaftliche Spaltung paradigmatisch an der Auseinandersetzung um die Benützung der städtischen Turnhalle in den Jahren 1910-1913 aufzeigen. Insgesamt fünf Mal wurden die Nutzungsanträge des Arbeiterturnvereins »Vorwärts« abgelehnt. Der Tenor der Entscheidungen des Marbacher Gemeinderats lautete immer gleich: »Nach Ansicht des Gemeinderats genüge der eine bestehende Verein für hiesige Verhältnisse und im übrigen sei der Gemeinderat mit den von dem neuen Verein eingenommenen Tendenzen nicht einverstanden.« (4)

Diese Auseinandersetzungen legten den Grundstein für die erste Spielplatzhalle im Oberamt Marbach. 1913 schlossen sich – wahrscheinlich auf Initiative des sozialdemokratischen Ortsvereins – der Arbeiterturnverein »Vorwärts«, der Arbeitergesangverein »Harmonie« (wahrscheinlich auch der Arbeiterradfahrerverein »Solidarität«) und das Ortskartell der Gewerkschaften korporativ zum Marbacher Spielplatzverein zusammen.

Das Ziel dieses Vereins war die Errichtung und Betreibung einer Turn- und Festhalle mit Spielplatz für die Marbacher Arbeitervereine. Der sozialdemokratische Verein gehörte ihm aber nicht an.

Nachdem es dem Spielplatzverein gelungen war, einige Grundstücke am Stadtrand zu erwerben, der Erdmannhäuser Architekt Ernst Ruoff einen Bauplan vorgelegt und der Gemeinderat die Baugenehmigung erteilt hatte, begannen die Arbeiter bereits im Herbst 1913 mit der Errichtung der »Roten Bretterbude« (5) an der Poppenweiler Straße. Diese »Unterkunftshalle mit angebauter offener Halle« (6), die die Arbeiterschaft schon im Mai/Juni 1914 fertiggestellt hatte, bildete den Grundstock für den weiteren Ausbau zur Spielplatzhalle in der Gestalt von 1928/29.

Spielplatzverein Marbach, e. V.

Einladung
zur
**Spielplatzöffnung und
Halleneinweihung**
Sonntag, den 21. Juni 1914.



Programm.

Vormittags 11—12 Uhr Konzert auf dem Spielplatz.
Nachmittags 2 Uhr Festzug vom Gottesplatz aus.
Auf dem Spielplatz gesellige Unterhaltung.
Aufführungen des Turnvereins Vorwärts und der Damen-
riege.
Vorträge des Gesangsvereins Harmonie.
Kinder- und Volksbelustigungen aller Art.
Festredner: Herr Reichstagsabgeordneter Herr Wilt, Keil.
Feitmusik: Stadtkapelle Marbach.
Abends 8 Uhr Festball.

Hierzu laden wir die gesamte Einwohnerschaft von
Marbach, sowie auswärtige Gönner des Vereins freund-
lichst ein.

Marbacher Postillon, 19.06.1914

Die erste Spielplatzhalle war, wie wir oben angedeutet haben, das Ergebnis der Ausgrenzung der Arbeiterschaft aus der kleinstädtischen Öffentlichkeit. Diese Ausgrenzung dauerte trotz der relativen Demokratisierung der Gesellschaft in der Weimarer Republik an und bildete ein wesentliches Antriebsmotiv der Arbeiterbewegung, sich in den jeweiligen Gemeinden eigene Freizeitstätten zu schaffen.

Zunehmende Bedeutung der Arbeiterbewegungskultur

Nach dem Ersten Weltkrieg und der Revolution 1918/19 vermochte das Bürgertum die Arbeiterbewegung nicht mehr in der Weise an den Rand der Gesellschaft zu drängen, wie das vor 1914 noch möglich gewesen ist. Vielmehr zählte der sozialdemokratische Flügel der Arbeiterbewegung nun zu einer der tragenden Säulen des politischen Systems. Insgesamt ist mit der Etablierung der Weimarer Republik ein nicht geringer Bedeutungszuwachs der Arbeiterbewegung und der Arbeitervereinskultur zu verzeichnen. Nunmehr stellte die Arbeiterbewegung einen mächtigen Faktor dar; Millionen von Arbeitern waren in politischen, gewerkschaftlichen, kulturellen und sozialen Verbänden organisiert. Auch auf dem Lande veränderten sich die politischen Verhältnisse grund-

gend. Dies zeigte sich am starken Stimmenzuwachs bei den verschiedenen Wahlen in den einzelnen Gemeinden, und unter anderem gelang es der Arbeiterbewegung in fast allen Orten, Vertreter in die kommunalen Selbstverwaltungsgremien zu entsenden. Auch wenn es uns insgesamt etwas übertrieben erscheint, einen wahren Kern enthält es schon, wenn die Nazis nach 1933 vom »roten Marbach« (7) und »marxistischen Benningen« (8) sprachen. Es belegt anschaulich, wie die Gegner der Arbeiterbewegung diese Entwicklung wahrgenommen haben. Die Ausgrenzung der Vorkriegsjahre, die bürokratisch-kleinliche und schikanöse Behandlung der Arbeiterbewegungskultur wich der formalen Gleichbehandlung aller Vereine am Ort. In Marbach konnte nun auch der Arbeiterturnverein »Vorwärts« die bisher versagte städtische Turnhalle an drei Abenden in der Woche benutzen. Dennoch, im dörflichen und kleinstädtischen Kontext beobachtete man die Arbeiterkulturvereine weiterhin mißtrauisch und duldete sie nur widerwillig.

In dieser Zeit entstand in den Großstädten ein vielfältiges Spektrum an Freizeitangeboten in Form von Arbeiterkulturvereinen, und auf dem Land existierte bald in jedem Dorf für die Vereinssparten Sport und Gesang ein Arbeiterverein.

In Steinheim waren das der Arbeiterturnerbund, der Arbeiterradfahrerverein »Freiheit« und der Arbeitergesangverein »Harmonie«. Zu den schon vor 1914 in Marbach in Erscheinung tretenden Arbeitervereinen, dem Arbeiterturnverein »Vorwärts«, dem Arbeiterradfahrerverein »Solidarität«, dem Männergesangverein (vorher: Arbeitergesangverein »Harmonie«) kamen nun der Athletiksportverein »Spartania«, eine Arbeitersamariter-Kolonnie, zeitweilig die Naturfreunde, die »Freie Kulturvereinigung« sowie eine Reihe verschiedener Zusammenschlüsse einzelner Vereine zu lokalen Zweckverbänden (Arbeitersport-Kartell oder Rotes Sport- und Kulturkartell) hinzu.

1911 wurde in Erdmannhausen zunächst der Arbeiterverein als SPD-Ortsverein gegründet. Dieser politische Verein rief 1924 eine Sängere Abteilung und 1930 eine Fußballabteilung in's Leben. Vor 1930 gab es in Erdmannhausen keinen eigenständig organisierten Arbeitersport. Der Turnverein Erdmannhausen hatte 1924 den Anschluß an den Dachverband der Arbeiterturnvereine, den »Arbeiter-Turn- und Sportbund« (ATSB) abgelehnt. Der Arbeiterradfahrerverein »Frisch auf« und die Ortsgruppe der Naturfreunde (1924-1927) vermochten nur eine kurze Zeitspanne Aktivitäten zu entfalten und verschwanden sehr bald wieder von der Bildfläche.

Benningen verzeichnete zwei Arbeitersportvereine: den Turnverein Benningen, der sich 1931 dem Radfahrerverein »Edelweiß« angliederte und sich fortan Turn- und Sportverein Benningen nannte sowie den Rasensportverein, der vorwiegend Fußball spielte, eine Arbeitersamariter-Kolonnie und die Ortsgruppe der Naturfreunde.

Alle diese Arbeiterkulturvereine (9) nahmen im Dorf- bzw. Kleinstadtleben eine wichtige Stellung ein. So in Benningen, wo die Sportbegeisterten nur in Arbeiterturn- und Sportvereinen ihrer Leidenschaft nachgehen konnten. Die zunehmende Bedeutung der Vereine in den verschiedenen Orten ließ die Frage nach geeigneten Übungs- und Versammlungsräumen immer dringender werden.

Turnschuppen, Turn- und Gasthäuser

Die Antriebsmotive für die Errichtung der Spielplatzhallen waren trotz unterschiedlicher örtlicher Gegebenheiten überall ähnlich. Das Streben nach Unabhängigkeit stand im Vordergrund. Hinzu kam oftmals die Tatsache, daß die Gemeinden noch gar keine entsprechende Infrastruktur (Spielplätze und Turnhallen) aufzuweisen vermochten. So trugen die Arbeiterkulturvereine mit ihren Anstrengungen dazu bei, die prinzipielle

Versorgung im Freizeitbereich erstmals sicherzustellen.

Während der »bürgerliche« Turnverein in Steinheim schon vor dem Ersten Weltkrieg einen Turnschuppen auf der Allmand vor dem Schaftor erbaut hatte, mußte der Arbeiterturnerbund im Winter den Saal des Gasthauses »Zur Sonne«, im Sommer den Garten desselben oder die dort gegenüberliegende Scheuer für ihre Übungsabende und Festveranstaltungen benutzen. Die Gemeinde Steinheim verfügte über keine eigene Turnhalle. Zur Unterbringung ihrer Utensilien diente den Arbeiterturnern ein ca. 3 x 2 m »großer« Geräteschuppen auf dem Kelterplatz. 1922 erweiterte der Arbeiterturnerbund zusammen mit den Arbeiterradfahrern dieses Provisorium zu einem 13 x 7 m umfassenden Turnschuppen. Bedingt durch den nicht eben geräuschlosen Turnbetrieb, gab es dort allerdings ständig Streit mit der Nachbarschaft. (10) Der eklatante Platzmangel war ein permanenter Anlaß zu Überlegungen, wie sich die räumliche Misere der Arbeitervereine beheben ließe. Das 1924 trotz des untereinander währenden »furchtbaren Kampfes« (11) gemeinsam mit dem bürgerlichen Turnverein in Angriff genommene Projekt »Sportplatz Fülleskern« scheiterte an den behördlichen Auflagen und den Meinungsverschiedenheiten der beiden Vereine. (12)

In Benningen lagen die Dinge komplizierter. Noch als »bürgerlicher« Verein turnte der Turnverein Benningen im Gasthaus »Zur Krone«, zog dann in das Schafhaus am Wasen um, bis die Turner 1904 eine eigene Turnhütte errichteten. Ihnen gelang es noch kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs, den Rohbau einer Turnhalle fertigzustellen. (13) Gleichzeitig hatte der Turnerbund Benningen, der sich 1912 vom Turnverein als Arbeiterturnverein abgespalten hatte, ähnliches vorgehabt. (14) Während das Vorhaben des Turnvereins in Ansätzen realisiert werden konnte, hinderte der Beginn des Ersten Weltkriegs den Turnerbund an der Verwirklichung seines Planes. Nach der Revolution



Die Benninger Arbeiter-Turnhalle

1918/19 haben sich beide Vereine wiedervereinigt, den alten Namen beibehalten, aber sich nun dem ATSB angeschlossen. Die Turnhalle wurde erst 1920 fertiggestellt. (15) Der Mangel an anderen geeigneten Räumlichkeiten im Ort stellte hier ein wichtiges Antriebsmoment dar.

In Erdmannhausen verfügte der bürgerliche Turnverein in der Weimarer Zeit über eine Turnhalle. Die Planung für das »Arbeiterheim« orientierte sich dort nicht so sehr an sportlichen Belangen als vielmehr an den Bedürfnissen der Arbeiterbewegungskultur insgesamt.

In Kirchberg erbauten Arbeiterturner als erste eine Turnhalle. Von 1923-1926 baute die »Freie Turnerschaft« an der eigenen Turnhalle in der Burgstaller Straße. 1924 war Grundsteinlegung und 1926 weihten sie ihr »Heim« ein.

Die Arbeitersport betreibenden Vereine besaßen in Marbach nach dem Ersten Weltkrieg zumindest in der wärmeren Jahreszeit zwei Übungsstätten: ihre »Rote Bretterbude« auf dem Spielplatz sowie an drei Übungsabenden die städtische Turnhalle. Das war insofern von Bedeutung, weil bis zum Ausbau der Spielplatzhalle 1928/29 diese nicht heizbar gewesen ist und tatsächlich eher einem Schuppen denn einer stolzen Festhalle geglichen hatte. Verschärfend wirkte sich in dieser Zeit (1920-1928) die Auseinandersetzung mit dem größten Marbacher Saalbesitzer, dem Kronenwirt, die auch in der Presse ausgetragen wurde, aus. Unter der Überschrift »Eine notwendige Anprangerung« hieß es 1925 in der sozialdemokratischen »Neckar-Post« (Tageszeitung des werktätigen Volkes der Oberämter Ludwigsburg und Marbach):

»Der Spielplatzverein und einige seiner hervorragend tätigen Mitglieder werden schon seit Jahren von gewisser Seite bekämpft und persönlich angefeindet.(..) Der Kampf gegen den Spielplatzverein wird in der Hauptsache von einigen Mitgliedern des Wirtsvereins geführt. Es soll anerkannt werden, daß es eine ganze Anzahl Wirte gibt, die, sagen wir mal, so schlau sind und schweigen. (..) Die andern, die glauben, durch Schimpfen und allerlei Schikanen könne dem Spielplatzverein das Lebenslicht ausgeblasen werden, täuschen sich gewaltig. (..) Nachdem aber auch noch Funktionäre des Konsumvereins sowie die Arbeiterschaft im allgemeinen sogar in auswärtigen Lokalen von F(..) schwer beleidigt worden sind, gebietet die Selbstachtung, dazu Stellung zu nehmen. (..) Der Sozialdemokratische Verein hat bereits seine Schlußfolgerungen gezogen, er wird seine Mitgliederversammlungen irgendwo anders abhalten, wo seine Funktionäre nicht besudelt werden. (..) Von einem Wirt, der Arbeitervereine beherbergt, kann zumindest Neutralität erwartet werden. Wo diese nicht geboten werden kann, bleiben wir weg. Eine Lehre ergibt sich aus allen diesen Vorkommnissen: Der Mangel eines eigentlichen Gewerkschaftshauses wird immer fühlbarer. Die Arbeiterschaft wird Mittel und Wege finden müssen, um diesem Übel abzuhelfen.« (16)

Nach wie vor wird die Arbeiterschaft beschimpft und verleumdet. »Lumpen, Schufte und Lausbuben« (17) sind immer noch gängige »Ehrentitel«, die die bürgerliche Öffentlichkeit für die Arbeiterschaft bereithält. Insgesamt ist festzuhalten, daß einerseits die andauernde Ausgrenzung (freilich in anderer Form als vor 1914) und andererseits der stetige Anstieg der Bedeutung der Arbeiterbewegungskultur (und damit auch die zunehmend der Arbeiterbewegungskultur immanent erwachsenen Bedürfnisse nach weiteren Plätzen und Räumen), ursächlich für die weitere Entwicklung gewesen sind. Da aber oftmals ein Verein bei der Realisierung seiner Wünsche allein überfordert gewesen wäre, schlossen sich die verschiedenen Vereine zum Zweck der Errichtung von Spielplatzhallen zusammen.

Die Spielplatzvereine

Der 1913 gegründete Marbacher Spielplatzverein nahm unmittelbar nach der Beendigung des Ersten Weltkriegs seine Aktivitäten wieder auf. In der Weimarer Republik gehörten dem Spielplatzverein neben den seitherigen Mitgliedern (Arbeiterturnverein »Vorwärts«, Männergesangverein und Gewerkschaften) der 1919 gegründete Athletiksportverein »Spartania« und der 1925 wieder ins Leben gerufene Arbeiterradfahrerverein »Solidarität« an. Die »Vereinigten Gewerkschaften« spielten dank ihrer Mitglieder- und Finanzstärke im Spielplatzverein eine gewichtige Rolle. Sie gewährten den notwendigen Rückhalt für die ehrgeizigen Bauvorhaben der Arbeitervereine. Der Marbacher Spielplatzverein war das Vorbild für die Steinheimer Spielplatzvereinigung, die vom Arbeiterturnerbund, vom Arbeitergesangverein »Harmonie«, dem Arbeiterradfahrerverein »Freiheit« und dem Deutschen Holzarbeiterverband 1926/27 gegründet wurde: »Zweck des Zusammenschlusses ist die gemeinsame Abtragung der restlichen Kauf- und Herstellungskosten sowie die gemeinsame Benützung, Unterhaltung und Erweiterung der Spielplatzeinrichtungen.« (18) Die Steinheimer Arbeitervereine trafen schriftlich fixierte Vereinbarungen und regelten sehr detailliert Rechte und Pflichten der einzelnen Mitgliedsvereine. Zur Verwaltung des Spielplatzes bestellten sie einen Spielplatzausschuß: »bestehend aus dem Kassier, sechs Ausschussmitgliedern und zwei Revisoren. Sie werden von den Vereinen im Verhältnis ihrer Beteiligungen an den Kosten gewählt. Der Vorsitzende des Spielplatzausschusses wird von diesen aus seiner Mitte gewählt. Er darf keinem bürgerlichen Verein angehören.« (19)

Diese Geschäftsordnung orientierte sich ebenfalls am Marbacher Modell. In den anderen Orten (Erdmannhausen, Benningen und Kirchberg) gab es keine solche Vielfalt an Vereinen bzw. fehlten die relativ finanzkräftigen Gewerkschaften, und zumeist dominierten ein oder zwei Arbeitervereine, so daß aufgrund dieser Konzentration dort dennoch die Möglichkeit bestand, solche Projekte wie die Spielplatzhallen im Alleingang zu verwirklichen. Beispiele dafür sind die Freie Turnerschaft Kirchberg, der Turnverein Benningen und der Arbeiterverein Erdmannhausen.

»Wochenlang samstags und sonntags gearbeitet«

In allen Fällen erwarben die bauwilligen Arbeitervereine geeignete Grundstücke. Der Weg durch die behördlichen Instanzen war zunächst kein Problem. Die Baugenehmigungen verweigerte kein Gemeinderat.

Vielmehr stellte das größte zu überwindende Hindernis die Finanzierung solcher Bauten dar. Ein erster Schritt zur Bewältigung war in den größeren Orten der oben beschriebene Zusammenschluß in Spielplatzvereinen. Das gesamte Finanzierungskonzept erinnert sehr stark an das genossenschaftliche Vorbild. Unmittelbare Beispiele waren schließlich die Konsumvereine am Ort. Dort hatten die Arbeiter bereits gelernt, gemeinsam ökonomische Probleme anzugehen. Die Spielplatzvereine gaben Anteilscheine aus, die vom jeweiligen Unterstützungswilligen und -fähigen gezeichnet werden konnten. Auf diese Weise finanzierten die etwas betuchteren älteren Arbeiter die Bauvorhaben mit. Teilweise übernahmen hausbesitzende Arbeiter Bürgschaften. (20) In Steinheim bemühte sich die Spielplatzvereinigung um öffentliche Gelder sowohl in Form von Subventionen als auch von zinsgünstigen Darlehen. 1926 hatten Mitglieder des Steinheimer Arbeiterturnerbundes am Ortsende Richtung Kleinbottwar im Gewann »Käppele« die ersten Grundstücke erworben. Die Spielplatzvereinigung beantragte hierfür die »Gewährung eines Darlehens zu niederem Zinsfuß« (21) beim Landesaus-

schuß für Jugendpflege im Stuttgarter Ministerium des Inneren. Das Ministerium lehnte mit der Begründung ab, daß für solche Zwecke keine staatlichen Mittel zur Verfügung stünden. (22)

Genausowenig Glück hatten die Steinheimer bei ihrem Antrag an den Gemeinderat mit der Bitte um die Bürgschaftsübernahme für einen Kredit seitens der Gemeinde. Die Baukosten waren auf 40.000 RM veranschlagt. Das ursprüngliche Finanzierungskonzept sah vor, daß 15.000 RM »zur Deckung durch Selbstarbeit und durch Zeichnung der Vereinsmitglieder« (23) aufgebracht werden sollten. Die restliche veranschlagte Summe von 25.000 RM hoffte die Spielplatzvereinigung durch Schuldaufnahme bei der Oberamtssparkasse erhalten zu können. Sie bat die Gemeinde gegen die Stellung einer ersten Hypothek die Bürgschaft für diesen Kredit zu übernehmen. Dieser Antrag entfachte in der Gemeinderatssitzung vom 17. Mai 1929 eine heftige Diskussion. An einer Einrichtung wie der geplanten Spielplatzhalle schieden sich die Geister. Die bürgerliche Seite sprach sich gegen die Übernahme der Bürgschaft aus. »Bedürfnisverneinung«, Geldmangel und die Schädigung der ansässigen Gastwirtschaften waren die hauptsächlichen Gegenargumente. Die sich in der Minderheit befindenden Vertreter der Arbeiterschaft hielten dem entgegen, daß hinter der Spielplatzvereinigung 40% der Einwohnerschaft stünden und »daß tatsächlich von 400 Personen gebaut werde« (24) sowie, daß in anderen Gemeinden ähnliche Bürgschaften von den dortigen Gemeinderäten bewilligt worden seien. Mit sieben gegen vier Stimmen (SPD und KPD) lehnte die bürgerliche Mehrheit das Gesuch ab:

»Mitglied Lorenz gibt hierauf die Erklärung ab, daß trotzdem gebaut werde und daß ihre Einstellung künftig dementsprechend sein werde.« (25)

Demgegenüber versuchte der Ortsvorsteher den »Ortsfrieden« zu wahren und bat, »die Stellungnahme der Gemeinderäte nicht zu Anrempelungen zu benützen«. (26)

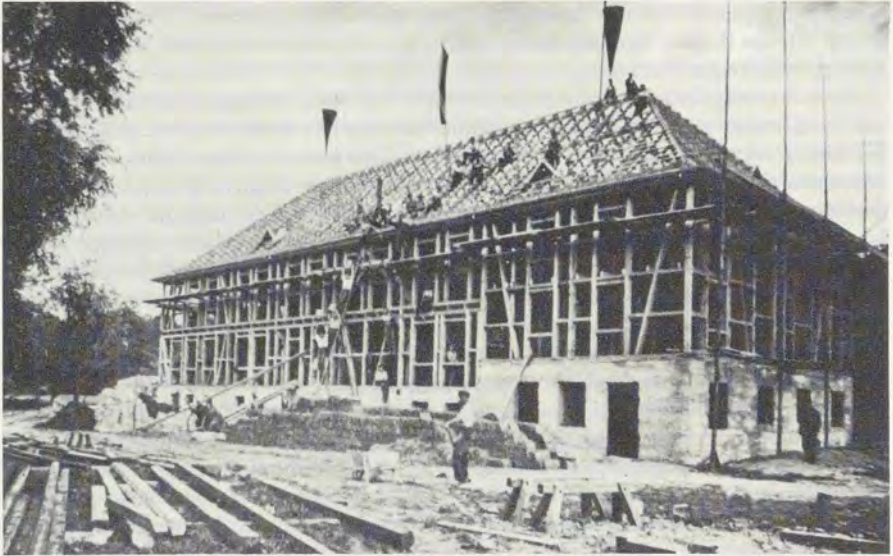
Der Bau begann tatsächlich noch im Mai 1929 und wurde im wesentlichen im November desselben Jahres abgeschlossen. Im Februar 1930 stellte die Spielplatzvereinigung allerdings fest, daß die Bausumme bis zur vollständigen Fertigstellung wahrscheinlich doch 50.000 RM überschreiten werde:

»Die Arbeiterschaft ist bei dem Bau der Turnhalle zusammengestanden und hat sehr viele Arbeiten selbst ausgeführt. Der Wert dieser Arbeitsleistung wurde mit 5.000 RM angenommen. Weiterhin hat die Arbeiterschaft aus eigenen Mitteln aufgebracht, etwa rd. 16.000 RM. An Schulden an fremde Gläubiger (die gen. 16.000 RM sind ebenfalls Schulden, jedoch nur an Mitglieder) sind grundbuchmäßig 25.000 RM vorhanden, wovon aber wegen einer Sicherungshypothek nur 23.000 RM aufgenommen seien.« (27)

Zusammen machte das 44.000 RM. Es fehlten also noch 6.000 RM. Für ein Wohnungsbaudarlehen (in der Spielplatzhalle richtete die Spielplatzvereinigung eine Wohnung für den zukünftigen Hausverwalter ein) hatte die Gemeinde dann doch die Bürgschaft übernommen. Allerdings konnte und wollte die Gemeinde aus finanziellen Erwägungen und auch der »politischen Zerrissenheit wegen keine Barunterstützung gewähren«. (28)

Dennoch befürwortete das Schultheißenamt einen Zuschuß für den Spielplatzhallenbau seitens des Kultministeriums. Weil das Kultministerium für seine Unterstützung aber eine Gemeindebeteiligung vorausgesetzt hatte, bat das Steinheimer Schultheißenamt zu berücksichtigen:

»Bei der Zusammensetzung der hiesigen Bevölkerung (Arbeiter, Landwirte und Gewerbetreibende) hätte eine Bewilligung des Unterstützungsgesuchs in Steinheim, d. V.) derartige *politische* Unzuträglichkeiten zur Folge, daß wir den Landesausschuss im Interesse des Ortsfriedens dringend bitten müssen, eine Beteiligung der Gemeinde nicht



Richtfest der Steinheimer Spielplatzhalle 1929

aufgeben zu wollen, da ja die Gemeinde zudem hierzu gar nicht in der Lage wäre. « (29)

Schließlich bewilligte der Gemeinderat doch noch einstimmig 100 RM, damit auch die 250 RM des Kultministeriums als Tropfen auf den heißen Stein in Auszahlung gelangen konnten.

Ähnliche Anstrengungen sind aus Marbach nicht bekannt. Dort bemühte sich der Spielplatzverein nicht um Zuschüsse. Einzig und allein beim Grundstückserwerb wurden ihm kommunale Steuern erlassen. (30) Generell finanzierten die hausbesitzenden Arbeiterfamilien durch die Zeichnung von Anteilscheinen die Bauarbeiten mit. Mitunter brachten einzelne Arbeiterfamilien Anteilscheine im Wert bis zu 2.000 RM auf. Bei diesen, für damalige Verhältnisse ungeheuren Summen, verwundert es nicht, daß die Folge davon so mancher Ehekrach gewesen ist. (31)

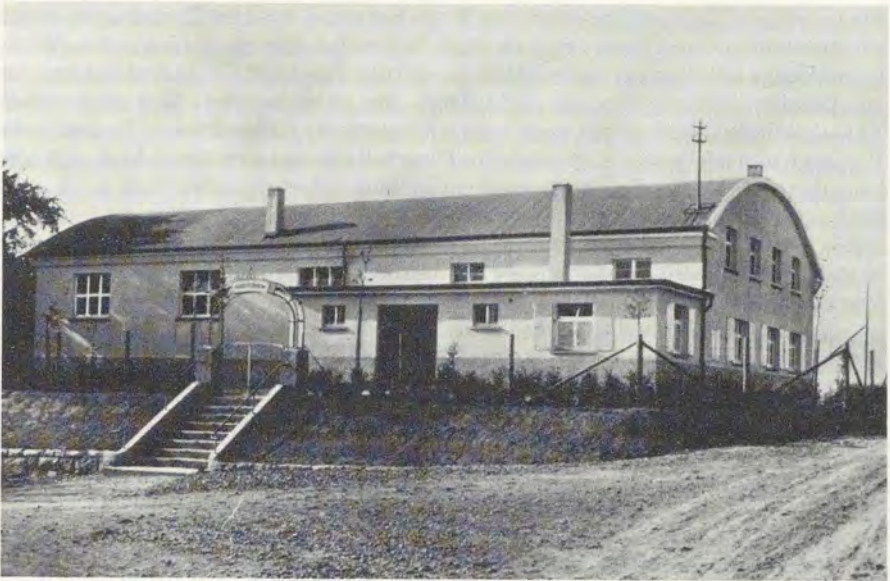
Eine weitere Geldquelle besaßen zumindest die Marbacher in Form des Überschusses aus dem seitherigen Wirtschaftsbetrieb ihres Spielplatzes. (32)

Am reibungslosesten klappte die Kooperation mit der Gemeinde anscheinend in Erdmannhausen. Der bauende Arbeiterverein trat ca. vier Ar von seinem Grundstück an die Gemeinde ab. Somit konnte die Straße nach Affalterbach und ein Feldweg erweitert bzw. neu angelegt werden. Als Gegenleistung für die Überlassung des Grundstücks bezahlte die Gemeinde die Erdbewegung und das Planieren für das Arbeiterheim.

Zusätzlich übernahm sie zeitlich befristete Bürgschaften für ein Darlehen des Arbeitervereins in Höhe von 20.000 RM (33), das ihm von der Arbeiterpensionskasse Stuttgart und dem Bau- und Sparverein Kornwestheim gewährt wurde. Mit der Bauausführung beauftragte er wiederum den Bau- und Sparverein Kornwestheim. Anschließend diente der Spielplatzhallenausbau auch als Arbeitsbeschaffungsmaßnahme:

»Die Geldfrage sei in wirklich vorbildlicher Weise gelöst worden. Am Bau des Eigenheims konnten Erwerbslose und die Gewerbetreibenden ohne Rücksicht auf ihre politische Stellung Beschäftigung finden.« (34)

Aber ohne das selbstlose Engagement der zahlreichen Arbeiter wären diese Spielplatz-



Das Arbeiterheim in Erdmannhausen

hallen nie gebaut worden. In allen Fällen wurde ein nicht unbeträchtlicher Teil der Kosten durch Selbstarbeit aufgebracht. Dieses selbstlose Engagement, die Opferbereitschaft und die Mühen, die mit der Errichtung der Spielplatzhallen verbunden gewesen waren, all das wird in nahezu jeder Würdigung hervorgestrichen: »Wochenlang wurde samstags und sonntags gearbeitet«, so daß nachdem der Bau vollendet war, »man mit der Halle etwas hat anfangen können.«(35)

»Treubesorgte Mütter«, Kinder, Gaigler, Gewerkschafter,
Touristen und Poppers Kunstspielpiano

Nach der Fertigstellung der Hallen gerieten die Einweihungsfeierlichkeiten zu großen Festen. Doch nicht nur da erfüllten zahlreiche Arbeiter mit ihren Familien die Spielplätze mit Leben. Über das bunte Treiben auf der Marbacher Spielplatzanlage berichtet ein Zeitungsartikel aus dem Jahr 1930:

»In unmittelbarer Nähe der Schillerhöheanlagen liegt an der Poppenweiler Straße der Spielplatz der Arbeitervereine, ein Unternehmen, das im Jahre 1913 gegründet, von bescheidenen Anfängen sich zur heutigen Größe entwickelt hat. Mit einem kleinen Platz, der den sportlichen Anforderungen in keiner Weise genügte und mit einer rohen Bretterbude begann der Anfang. Heute steht auf 100 Ar großem Platz eine in den letzten zwei Jahren ausgebaute Halle, die für 500 Personen Sitzgelegenheit bietet. Eine große Theaterbühne, die für sich abgeschlossen werden kann, eignet sich für kleinere Versammlungen und Tagungen bis zu 150 Personen. Sie dient auch dem Männergesangsverein (Mitglied des DASB) als Übungslokal für seine 120 Sängerinnen und Sänger. Zwei Nebenräume dienen den Vorstandssitzungen und im ebenfalls für sich abgeschlossenen Galeriezimmer können Versammlungen von 50 bis 60 Personen ungestörte Bera-

tungen pflegen. In einem gemütlichen Wirtschaftsraum wird der Fremde stets einige zur Auskunft und als Führer durch die Stadt bereite Parteigenossen, Gewerkschaftskollegen, Sänger oder Sportler finden. Hier ist auch der Aufenthalt für die Stammgäste, für die Gaigler, Tapper, Binocler, Schafskopf- und Schachspieler. Wer hier keinen Anschluß findet, wird auf der Kegelbahn willkommener Mitspieler sein. Im Saal sorgt Poppers Kunstspielpiano für musikalische Unterhaltung und wem das nicht genügt, der kann im still gelegenen Radiozimmer den Rundfunkdarbietungen lauschen. Küche und Keller sind bestens bestellt, die Preise mäßig. Ein Trinkzwang besteht nicht.

Ein schattiger Platz vor der Halle mit Sitzgelegenheit unter Linden und Nußbäumen ist zu heißer Jahreszeit ein angenehmer Aufenthalt im Kreise gleichgesinnter Menschen. Von hier aus überwachen treubesorgte Mütter das Spiel der Kinder an der Schaukel oder im vereinseigenen Karusell, während nach der anderen Seite der männliche Besucher das gerade nach der anderen Richtung zum Austrag kommende Fuß- oder Handballspiel oder turnerische Vorführungen sich ansehen kann.

Vereinigte Gewerkschaften
Marbach a. N.

Heraus
zur Maifeier!

Die Arbeiterschaft von Marbach und Umgebung beteiligt sich an unserer in der Spielplatzhalle stattfindenden **Maifeier, verbunden m. vorausgehendem Demonstrations-Umzug**

Sammlung ½2 Uhr am Bahnhof. Abmarsch 2 Uhr durch die Stadt zum Spielplatz. Anschließend Hallefeier mit gesanglichen und musikalischen Darbietungen, sowie Rezitation und Festrede.

Redner: Kollege G. Gönnenwein, Gewerkschaftssekretär, Stuttgart. Arbeiter und Angestellte, zeigt durch restlose Beteiligung, daß ihr eurer Klassenlage bewußt seid u. kämpft mit für wirtschaftlicher u. soziale Gerechtigkeit!

Der Ausschuß.

Neckar-Post, 30.04.1931

In einem eigenen Häuschen ist die Hilfsstation der Arbeitersamariter untergebracht. Durch unermüdlchen Fleiß und gewissenhafte Pflichterfüllung tätiger Parteigenossen und Gewerkschaftler und dann vor allem auch dank der geschlossenen Einigkeit in der Marbacher Arbeiterbewegung konnte dieses Werk geschaffen werden, das manche Stadt von zeh- und mehrfacher Größe nicht aufweisen kann. Arbeitervereine oder Einzelpersonen, die die Schillerstadt besuchen, sollten nicht versäumen, auch dem Spielplatz, unserem Gewerkschaftshaus einen Besuch abzustatten. Schon mancher Fremde hat sich mit Aufmerksamkeit über den Werdegang dieses Arbeiterunternehmens unterrichten lassen und wertvolle Anregung für die in gleicher Richtung gehenden Heimatorganisationen mitgenommen. « (36)

So klischeehaft dieses Genre-Bild auch anmuten mag, die vielfältigen Betätigungsmöglichkeiten der Spielplatzhallen führte dieser Bericht längst nicht alle auf. Es wird deutlich, und das gilt ebenso für Steinheim, Erdmannhausen, Benningen und Kirchberg, daß diese Anlagen inzwischen über die Bedeutung von Turn- oder Festhallen hin-

ausgewachsen sind. In dieser Hinsicht würde sogar die Charakterisierung als Kultur- und Kommunikationszentren im heutigen Sinne zu kurz greifen.

Tatsächlich hatten die Spielplätze für die organisierte Arbeiterschaft neben der Fabrik die Funktion eines »kollektiven Handlungs- und Lebenszusammenhangs« (37) bekommen: Übungs- und Trainingsort für die Arbeiterkulturvereine (Turnhalle, Sportplatz und Wettkampfort), Versammlungsstätte für Vereine und Parteien, Gewerkschaftshaus, Bibliothek, Festsaal, Kneipe, Kegelbahn, Tanzlokal (»Disco«), Jugendhaus, Kinderspielplatz, Kundgebungsplatz, Waldheim, Theater, Konzertsaal, Familientreffpunkt, »Spielhöhle«, Ausflugsziel für auswärtige Besucher etc. Für die ländliche Arbeiterbewegung entwickeln sich die Spielplätze zu Orten, die das Ausleben von kulturellen Bedürfnissen ermöglichten und neue Bedürfnisse erweckten. Politik, Kultur und Privatleben waren hier zumindest nicht mehr räumlich voneinander getrennt. Insofern erwuchsen in den Spielplätzen Kommunikationszusammenhänge, die »die Prägung (...) des 'Privatlebens' und der Freizeit, die alltägliche Gestaltung der eigenen Umwelt und die Entwicklung einer eigenen Arbeiterkultur« (38) bewirkten und vorantrieben. Die Vielzahl der angebotenen Aktivitäten führte dazu, daß die Spielplätze neben der Familie (und oft noch vor selbiger) zum eigentlichen Dreh- und Angelpunkt der Arbeiterfreizeit wurden. Diese Treffpunkte nahmen schließlich einen multifunktionalen Charakter an, der sie zum Mittelpunkt, aber auch zu einer Besonderheit der proletarischen Provinz werden ließ. Die Voraussetzung dafür ergaben sich aus dem spezifischen Selbstverständnis der die Institution tragenden Vereine. Es brauchte niemand eine weitere Rechtfertigung, um am Spielplatzhallenleben teilzunehmen. Ein Trink- oder Verzehrzwang bestand nicht, und als Anwesenheitsbegründung genügte einzig und allein das Verbundenheitsgefühl mit der Arbeiterbewegung, sei es als Gewerkschafter, Parteimitglied, Arbeitersportler, Arbeitersänger oder als Wähler. Wenn die Arbeitervereinskultur zunächst noch immer im wesentlichen eine Männerangelegenheit darstellte, so trugen die vielfältigen Angebote, die auf den Spielplätzen vorhanden waren, dazu bei, die Besucherstruktur aufzulockern (selbstverständlich ist die Ursache dafür vor allem ein Umstrukturierungsprozeß innerhalb der Arbeiterbewegungskultur zusammen mit allgemeinem gesellschaftlichen Wandel). Zwar dominierte nach wie vor der männliche Teil der Arbeiterklasse, aber nun trafen sich dort auch Frauen und Mädchen sowie Kinder. Insbesondere sonntags waren die Spielplätze zu beliebten Treffpunkten ganzer Arbeiterfamilien geworden.

Somit leisteten die Spielplatzhallen und die dort betriebene Arbeiterbewegungskultur etwas, was über die Grenzen der herkömmlichen Partei- und Gewerkschaftsarbeit hinausging. Aufgrund der traditionell geschlechtsspezifischen Sozialisation, die auf dem Lande auch in der Arbeiterbewegung überhaupt nie in Frage gestellt worden war (vgl. das oben beschriebene Leben in der Marbacher Spielplatzhalle), zogen die Arbeitervereine die Frauen sehr viel stärker an, als die für sie nicht sehr populären (»und von den Männern dort auch nicht erwünschten«) Partei- oder Gewerkschaftsorganisationen:

»Die rege Aktivität der Männer bindet deren Frauen noch mehr an das Haus, fördert eine Konsolidierung der traditionellen Frauenrolle. Die Frauen sichern durch ihre kontinuierliche Arbeit in Fabrik, Haushalt, kleinbäuerlicher Landwirtschaft oder Handwerksbetrieb die Existenz der Familien und ermöglichen so auch die politische Arbeit der Männer. (...) Eine eigene Gruppe und die Möglichkeit von daheim wegzugehen, sich mit anderen Frauen zu treffen (...)« (39) – das war für die Frauen etwas Neues, eine soziale Errungenschaft. Die Spielplatzhallen bedeuteten als Treffpunkt für Frauen zumindest eine Kommunikationsmöglichkeit. Dadurch, daß dieselben über die Bestimmung als Kneipe hinausgingen (darin hatten Frauen immer noch nichts zu suchen), implizierten sie eine erhebliche Erweiterung des kommunikativen Rahmens der Frauen.

Sowohl für Frauen wie Männer waren die Spielplatzhallen Sozialisationsorte, die zugleich den Ausdruck wie die Reproduktion des antagonistischen Klassenwiderspruchs beinhalteten. Auf der einen Seite grenzten sie die Arbeiterbewegung von der dörflichen und kleinstädtischen Öffentlichkeit in ihrer Gemeinde ab, andererseits fungierten sie als identitätsstiftende Faktoren, die es erlaubten, über den räumlichen Bezug, über das Heimatgefühl, Schutz, Wärme und Geborgenheit zu vermitteln: »Die Halle war unsere Heimat« (40) – ein Bekenntnis, das heute immer wieder zu hören ist.

Den alltäglichen Ablauf organisierten die Spielplatzvereine. Im Mittelpunkt stand dabei der Wirtschaftsbetrieb. Zunächst führte in Marbach der »Beizer« den Ausschank ehrenamtlich. Später durfte dieser einen gewissen, wenn auch kleinen, Prozentsatz des Umsatzes für sich behalten. (41) In Steinheim, wo zuerst eine ähnliche Regelung getroffen worden war, übernahmen statt eines Pächters die einzelnen Arbeitervereine turnusmäßig die Bewirtschaftung. (42) In der Folge machte die Arbeiterschaft die Spielplatzhallen zu ihren Stammkneipen. Positiv wirkte sich der fehlende Konsumzwang während der Wirtschaftskrise 1929/32 aus. Die Spielplätze banden die arbeitslosen Kollegen und Jugendliche räumlich an die Arbeiterbewegung. Nicht wenige haben dort fast jeden Tag verbracht: tagsüber beim Kartenspielen (43) und abends in den Vereinen.

Der sich ausweitende Wirtschaftsbetrieb stellte einen gewichtigen Faktor bei der Schuldenabtragung dar und war zugleich den anderen am Ort ansässigen Wirten stets ein Dorn im Auge (s.o.). Schließlich zogen die Spielplatzhallen nicht wenige ehemalige Stammkunden aus ihren Gaststätten ab. Die Wirte, meist in einem Wirtsverein organisiert, unternahmen immer wieder entsprechende Anstrengungen gegen den Wirtschaftsbetrieb auf den Spielplatzanlagen. Der Marbacher Wirtsverein setzte durch, daß der Ausschank auf die Spielplatzvereinsmitglieder beschränkt bleiben sollte. So mußten auswärtige Besucher oder Nichtmitglieder erst eine Mitgliedskarte von 10 Pfennig lösen, die sie zum Konsum berechtigte. (44)

Auch die Steinheimer Spielplatzvereinigung hatte nur eine eingeschränkte Wirtschaftskonzession. Schon vor der Eröffnung lehnte der Gemeinderat mit sieben gegen vier Stimmen die allgemeine Wirtschaftserlaubnis für die Steinheimer Halle ab. (45) So durfte die Spielplatzvereinigung nur an vier Wochentagen (Donnerstag bis Sonntag) in der Kegelbahn und im Wirtschaftsraum, in der Halle selbst an 15 Tagen des Jahres Wein, Bier und nichtgeistige Getränke ausschenken. Der Versuch, die Wirtschaftserlaubnis auszudehnen, scheiterte mehrmals. (46)

Ähnliche Auseinandersetzungen spielten sich im Steinheimer Gemeinderat anlässlich der Platzerweiterungswünsche der Spielplatzvereinigung in den Jahren 1931-1933 ab. Während der Arbeiterturnerbund ein in Gemeindebesitz befindliches Grundstück zur Erweiterung des Spielplatzes benötigte, damit dort auch die Steinheimer Fußballer eine Heimstatt finden konnten, vermutete der Gemeinderat und Fabrikant Geiger, daß der »Platz zur Befestigung des Marxismus und zu politischen Zwecken benützt werden« (47) würde. Trotz aller Integrationsbemühungen und -erfolge wurde der Klassenkampf von oben in dieser standardisierten Form in einigen Orten weitergeführt.

Der Erdmannhäuser Gemeinderat legte dagegen dem Konzessionsgesuch des Arbeitervereins keine Steine in den Weg. (48)

Arbeiterbewegungskultur in der dörflich-kleinstädtischen Gesellschaft

Die im eingangs zitierten Artikel erhobene Forderung, daß die Treffpunkte der Arbeiterbewegung »proletarische Kulturzentren« sein sollten, ist für die Spielplatzhallen in der Umgebung von Marbach spätestens Anfang der 1930er Jahre erfüllt worden.

Die Spielplatzhallen: Leistungsnachweis der Arbeiterbewegung

Die Arbeiterbewegung führte den Bau solcher Anlagen wie der Spielplatzhallen oder Arbeiterheime gegen eine Vielzahl von Zwängen und Hindernissen durch. Der Acht-Stunden-Tag war 1914 (im Falle Marbachs) noch in weiter Ferne. (52) 1929 arbeiteten die Steinheimer und Marbacher Holzarbeiter immer noch 48 Stunden in der Woche. (53) Der Bau erfolgte ausschließlich in der Freizeit und stellte eine beachtliche Leistung dar. Die nach Feierabend erbrachten Arbeitsstunden ließen ein »Produkt« entstehen, daß der Öffentlichkeit zeigte, daß die organisierte Arbeiterschaft aus eigener Kraft zu einer solchen Leistung in der Lage war.

Die »vaterlandslosen Gesellen« hatten ihren Widersachern anschaulich vorgeführt, daß sie nicht nur kritisierten, wie die bürgerliche Propaganda ständig suggerierte, sondern auch konstruktive Beiträge zum Leben in Dorf und Kleinstadt leisteten. Die dörfliche und kleinstädtische Öffentlichkeit erkannte das teilweise auch an. Die Beteiligung der Schultheißen an den Eröffnungsfeierlichkeiten war in diesem Zusammenhang von besonderer Bedeutung:

»Bürgermeister Pfeiffer begrüßte namens der Gemeinde die Gäste. Er führte aus, daß noch vor einem Jahr niemand gedacht habe, daß in Erdmannhausen ein Arbeiterheim ein erreichbares Ziel sein könnte. Die geleistete Arbeit verdiene Achtung.« (54)

Oder in Steinheim:

»Schultheiß Bauer dankte für die ihm gewordene Einladung zu dieser Feier und sagte, daß er gratulieren könne, daß dieser schöne Bau nunmehr entstanden sei, als ein beredtes

Arbeiterverein Erdmannhausen E.V.

Einladung!

Samstag, den 18. und Sonntag, den 19. Juli

Einweihung des Arbeiterheims

Samstag: Abends 8 Uhr Fest-Bankett.

Mitwirkende: Kapelle Schelling, Kornwestheim, Arbeiter-Radfahrerverein Marbach, Gesangvereine „Hoffnung“ Bellingen, „Vorwärts“ Murr u. Sängervereinigung des Arbeitervereins Erdmannhausen (Leitung: Herr Chormeister Willy Heißler, Stuttgart).
1827

Sonntag: Nachmittags 1 Uhr Aufstellung des Festzuges beim Arbeiterheim.

1 30 Uhr Abmarsch. Nach Ankunft auf dem Festplatz Begrüßung in Wort und Lied.

Festrede: Reichstagsabg. Robmann (Stuttgart)

4 Uhr **Handball-Wettbewerb:** Turnverein Burgstall — Turn- und Sportvereinigung Ludwigsburg. Anschließend: **Fußball-Wettbewerb:** Turn- und Sportverein Bellingen — Eglosheim.

Zu zahlreichem Besuch ladet freundlichst ein
Der Festausschuß.

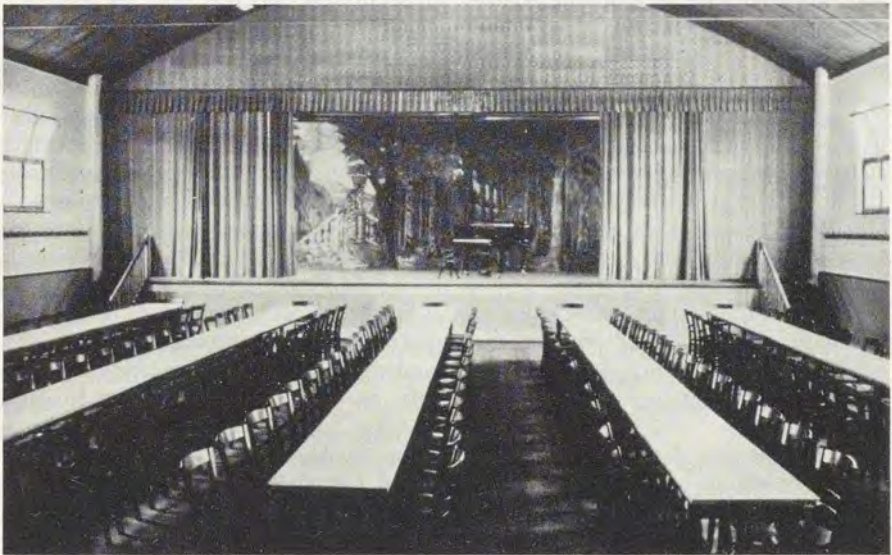
Neckar-Post, 16.07.1931

Zeugnis der Offenwilligkeit der Vereinsmitglieder, ein um so ehrenderes Zeugnis für die Mitarbeitenden gebend, wie sie aus eigener Kraft, sozusagen aus einem Nichts und als Bauplatz und Bauplan geschaffen, begleitet vom Glück, mutig und mit zähem Willen an das Werk gegangen seien, bis der stolze Bau vollendet war. (...) Mit der Anerkennung, daß erreicht sei, was die Vereine wollten und dem Wunsch, daß Halle und Spielplatz den sportlichen und kulturellen Zwecken genügen (...), schloß der Redner, indem er der Versammlung noch ein mit Begeisterung aufgenommenes 'Glück auf' zurief. « (55)

Noch zehn Jahre zuvor wären solche Auftritte undenkbar gewesen. Nun staffierten die Arbeitervereine ihre Einweihungsfeierlichkeiten mit den Ortsvorstehern ihrer Gemeinden aus. Sie wollten damit vor Augen führen, daß auch die Arbeiterschaft ein Teil der Gemeinde ist. Gleichzeitig impliziert dies ein gestiegenes Selbstbewußtsein. So wurde der Stolz über das Geleistete, aus dem sich selbiges unter anderem nährte, nicht verborgen:

»Man erinnert sich dabei an ein solches, das vor einigen Jahren anläßlich der Fahnenweihe in der Turnhalle (in Erdmannhausen, d.V.) stattgefunden hatte. Welch ein gewaltiger Unterschied zwischen damals und heute! Dort noch ein Verein, der um Anerkennung ringen mußte und in einem ungenügenden Raum nicht zur Geltung kommen konnte. Heute ein Verein, der längst über das erste Stadium des Werdens hinaus ist, der mit seiner Sängervereinigung, gewissermaßen die Seele des Vereins, schon hervorragende Erfolge buchen konnte. Und nun das Bankett am Samstag in einem Raum, hell, geräumig, geschmackvoll, geschaffen von der Energie und Zielbewußtheit der Arbeiterschaft. « (56)

Insofern kam den Spielplatzhallen ein gewisser Symbolcharakter zu. Sie waren zu Architektur gewordene Zeugnisse der Leistungsfähigkeit der Arbeiterbewegung. Damit dokumentierten sie auch ein Stück des im Laufe der Zeit hinzugewonnenen Einflusses,



»... hell, geräumig, geschmackvoll, geschaffen von der Energie und Zielbewußtheit der Arbeiterschaft. « Der Saal des Erdmannhäuser Arbeiterheimes.

den sich die Arbeiterbewegung auf verschiedenen Ebenen erkämpft hatte. Wer solch mächtige Gebäude aus dem Boden stampfte, der mußte auch über dementsprechende »Macht« verfügen. Dies ist zumindest die zeitgenössische Lesart gewesen.

Die »bürgerlichen« Vereinsheime und Anlagen in der Region fielen demgegenüber wesentlich kleiner und unbedeutender aus. Sie besaßen auch nicht die vielfältigen Funktionen der Spielplatzhallen. Vielmehr dienten ihre Einrichtungen nur dem jeweiligen Vereinszweck. Vergleichbare Zusammenschlüsse, wie die Spielplatzvereine, brachten diese Vereine gar nicht oder nur im eingeschränkten Maße zustande. (57) (Umgekehrt kam nun neben dem Klassenhaß auch noch der Neid hinzu. In das Bild vom Arbeiter als Faulenzer, Tagdieb oder Lumpen paßten die realen Verhältnisse nun schon gar nicht mehr. Dennoch hegten und pflegten interessierte Kreise ihre Vorurteile und Zerrbilder stetig weiter.

Auf Reichsebene blieben die bürgerlichen Verbände eindeutig die stärkeren. Hier jedoch vertauschten sich die Vorzeichen. Durch ihren Tatendrang bedingt, konkurrierten die Arbeitervereine nunmehr ernsthaft mit den ansässigen »bürgerlichen« Vereinen.

Immerhin waren eine ganze Anzahl von Arbeitern nach wie vor in den bürgerlichen Verbänden geblieben. Teilweise geschah das wegen des sozialen Ansehens oder einfach deswegen, weil diese Vereine oftmals die besseren Voraussetzungen für ihre Vereinstätigkeit hatten.

Nicht zufällig fiel die Blütezeit (quantitativ) der Arbeiterbewegungskultur am Ende der 1920er Jahre mit der Einrichtung solcher Kultur- und Kommunikationszentren zusammen. 1914 war die erste Spielplatzhalle das Ergebnis von Ausgrenzung. Nunmehr sind sie aber auch ein Ausdruck der Stärke der Arbeiterbewegung. Das vielfältige Vereinsnetz schuf neue Bedürfnisse, zu deren Erfüllung diese Anlagen benötigt wurden. Umgekehrt trugen diese Zentren der Arbeiterbewegungskultur wiederum zu deren weiteren Stärkung bei. Nebenbei sei noch erwähnt, daß diese Leistungen selbstverständlich das Ansehen der ländlichen Arbeiterbewegung gegenüber der Gesamt-Arbeiterbewegung stärkten. Der unverblümete Hinweis am Schluß des Berichtes über das Leben auf dem Marbacher Spielplatz von 1930 (*vgl. Anmerkung 36*), daß zahlreiche Städte mit vielfacher Größe Vergleichbares nicht aufzuweisen hätten, spricht für sich.

Für die an der Errichtung beteiligten Arbeiter war eine wichtige Erfahrung, die sie im Verlauf des Werdens ihrer Spielplatzhallen machten, daß sie ihre Angelegenheiten selbst in die Hand zu nehmen hatten und daß sie nur mit gemeinsamer Anstrengung derartiges zu leisten vermochten. Nur das solidarische und kollektive Miteinander ermöglichte solche finanziellen wie arbeitsintensiven Kraftakte. Allerdings wäre die Realisierung solcher Projekte undenkbar gewesen, wenn nicht schon im vorhinein die federführenden Genossen Erfahrung im gewerkschaftlichen bzw. parteipolitischen Bereich gesammelt hätten.

Die Errichtung der Spielplatzhallen war das Ergebnis eines Lernprozesses (nämlich die Erkenntnis und das Bewußtsein über die Notwendigkeit der Selbstorganisation in allen gesellschaftlichen Bereichen), wie sie auf der anderen Seite wiederum zu einem Lernprozeß für alle Beteiligten wurde. Auf diese Weise wurde die Formel von der Solidarität praktisch.

Wenn einerseits die Spielplatzhallen die räumliche Absicherung der Aktivitäten der Arbeiterbewegung bedeuteten und das Hauptantriebsmoment für die Erstellung derselben darstellten, so kam nun ein weiterer Aspekt hinzu. Man war nicht mehr nur unabhängig vom Wohlwollen örtlicher Gastwirte oder Saalbesitzer, vielmehr verfügte die Arbeiterbewegung jetzt über ihre eigenen Räumlichkeiten, wo sie bestimmte, wer hindurfürte und wer nicht.

Die Arbeiter waren jetzt keine nur geduldeten Gäste mehr, sondern verursachten

durch ihren Abzug erhebliche finanzielle Einbußen und konnten, was noch viel wichtiger war, die Bevölkerung zu sich einladen und bewirten. (58)

Von Seiten des Erdmannhäuser Arbeitervereins erging jetzt sogar das Angebot an die Gemeinde, »ob nicht die Schulfrage wenigstens in provisorischer Weise gelöst werden könnte, daß der in der neuen Arbeiter- und Sporthalle einzubauende obere Raum für einen Schulsaal gemietet werden könnte. Der anwesende Schulrat wäre mit dieser Lösung einverstanden.« (59)

Doch soweit gedieh die Integration dann doch nicht. Der landwirtschaftliche Ortsvereinsausschuß beschloß einstimmig, »dieses Angebot nicht anzunehmen, da unter der hiesigen landwirtschaftlichen Bevölkerung hiegegen stark Propaganda gemacht wird.« (60)

Wer solche Angebote machen kann, der handelt aus der Position der Stärke. Gleichzeitig sehen wir aber, daß die Arbeiterbewegung immer noch anrücklich genug war, daß man in Orten wie Erdmannhausen die Kinder nicht in deren Räume zur Schule gehen lassen wollte. Dennoch zeigt diese Diskussion, inwiefern sich die lokalen politischen Verhältnisse ein Stück weit gewandelt hatten. Ebenso wie die Bürgermeisterpräsenz bei den Einweihungsfeiern wäre zehn Jahre zuvor der Schulhausvorschlag unvorstellbar gewesen.

Spielplätze und Arbeiterbewegungsspaltung

Die Spielplatzvereine waren überparteilich angelegt, und es hing von der jeweiligen Stärke von KPD oder SPD vor Ort ab, inwieweit sie auf die einzelnen Vereine oder den Spielplatzausschuß Einfluß bekommen konnten. Grundsätzlich standen in Marbach und Steinheim sowohl der SPD wie der KPD die Hallen für ihre Parteiveranstaltungen und -versammlungen offen.

Allerdings gestalteten sich die Verhältnisse in der Steinheimer Spielplatzvereinigung wesentlich ruhiger als in Marbach. Die Auseinandersetzungen zwischen SPD und KPD gelangten dort nicht in die Arbeitervereine, und die Spielplatzhalle wurde nicht zum Zankapfel der beiden Fraktionen. Vielmehr war es die Spielplatzhalle, die die ansonsten verfeindeten Flügel der Arbeiterbewegung wieder einte. Mitunter mag das auch darin begründet gewesen sein, daß die Steinheimer KPD in den einzelnen Vereinen, bei Wahlen und insbesondere in der Spielplatzvereinigung über einen größeren Einfluß verfügte als ihre Marbacher Parteigenossen. Unbeschadet der heftigen politischen Differenzen gelang es in Steinheim, den Bruderkampf aus dem Arbeitervereinsleben und der Spielplatzorganisation weitgehend herauszuhalten. Das symbolisierte auch der Wanderschmuck im Gastraum: Auf der Stirnseite prangte ein Bildnis von Friedrich Ebert, während ihm gegenüber Wladimir Iljitsch Lenin über seine Gefolgschaft wachte. (61)

Demgegenüber geriet die Spaltung der Arbeiterbewegung in Marbach gleichzeitig zu einem Problem der Arbeitervereine. Eine Ursache dafür könnte sein, daß einer Oberamtsstadt eine größere Bedeutung zukam und somit die Dominanz in ihr ein durchaus erstrebenswertes Ziel insbesondere für die minoritäre KPD war.

Der Athletiksportverein »Spartania« spielte in der Marbacher Arbeitervereinszene Zeit seines Bestehens eine Sonderrolle. Schon die Gründungsgeschichte ist verworren wie gleichermaßen interessant. (62) In diesem Zusammenhang ist nur wichtig, daß »Spartania« mehr zur KPD und die anderen Vereine eher zur SPD neigten. Ein permanenter Anlaß für die Streitereien ergab sich aus den Spielplatzbenutzungsbedingungen hinsichtlich der Bewirtschaftung bei Festen oder Wettkämpfen der einzelnen Vereine. Mitunter führte das sogar so weit, daß »Spartania« seine Veranstaltungen auf dem Sport-



Athletiksportverein »Spartania« vor der Marbacher Spielplatzhalle. Ca. 1925/27.

platz des »bürgerlichen« Turnvereins abhielt oder sogar beabsichtigte, eine eigene Turnhalle zu erstellen. (63) Diese Auseinandersetzungen eskalierten in der Zeit, als die KPD auch in Marbach begann, der SPD erhebliche Stimmenanteile abzuzugun und hatten den zeitweiligen Ausschluß der »Spartania« aus dem Spielplatzverein zur Folge:

Stadt und Bezirk Marbach

Marbach, 4. Juli.

So etwas nennt sich Arbeiterverein!

Daß der Ausschuß des Spielplatzvereins mit dem Athletenverein „Spartania“ in Meinungsverschiedenheiten steht, ist stadtbekannt. Somit wäre es eigentlich nicht notwendig, die Sache auch noch durch die Presse zu publizieren. Wenn wir es trotzdem tun, so nur deshalb, weil ein Teil der Leitungspersönlichkeiten der „Spartania“ die Wahrheit auf den Kopf gestellt und sie damit ins Gegenteil verkehrt hat. Wir sind der Meinung, wenn schon die Öffentlichkeit von dem häuslichen Streit etwas weiß, so soll sie auch alles wissen. Mit Absicht haben wir von einer Veröffentlichung vor dem roten Athletenfest abgesehen, weil wir uns nicht den Vorwurf einer „Geschäftsschädigung“ zuziehen wollten. Zur allgemeinen Orientierung sei noch bemerkt, daß es sich weniger um einen Konflikt mit dem

genannten Verein handelt, als um Auseinandersetzungen mit dessen Vorsitzenden. Die Meinungsverschiedenheiten haben eine kleine Vorgeschichte, die sehr bezeichnender Natur ist, und die wir deshalb unseren Lesern zur Kenntnis bringen wollen.

Es war bei der Generalversammlung des Spielplatzvereins, als der Vorsitzende der „Spartania“ als Delegierter seines Vereins im Verlauf einer Aussprache die Behauptung aufstellte: „Es sei ihm gesagt worden, von gewerkschaftlicher Seite aus werden die Vereinsveranstaltungen der „Spartania“ sabotiert.“ — Das war eine derart ungeheuerliche und unglaubwürdige Behauptung, daß sie sofort berechtigter Aufregung hervorrief. Vom-Vorsitzenden der Generalversammlung wurde ein näherer Beweis verlangt, ein solcher aber verweigert. Nun kam aus der Versammlung selbst stürmisch das Verlangen nach Aufklärung. Der Vorsitzende der „Spartania“ zog es aber vor, sich hinter einer allgemein gehaltenen Redensart zu verstecken. Später wurde dann in einer Gewerkschaftssitzung der Fall aufgegriffen und die Delegierten beauftragt, in der nächsten Spielplatzversammlung eine Nennung des Gewährsmannes oder Zurüdnahme der nicht beweisbaren Behauptung zu verlangen. Der Spielplatzauschuß hatte aber von sich aus schon zu der Sache Stellung genommen, die dann in einer außerordentlichen Versammlung zu dem Antrag verdichtet wurde, dem Vorsitzenden der „Spartania“ das Delegationsrecht so lange zu entziehen, bis er sich zu einer Beweisführung bequemt. Dieser Antrag wurde mit großer Mehrheit angenommen.

Dieser Vorgang war eine Säuberungsaktion und hatte mit dem Verein selbst nichts zu tun. Das wurde am nachdrücklichsten wohl dadurch bewiesen, daß anschließend an diese außerordentliche Spielplatzversammlung — also noch am gleichen Abend — eine gemeinsame Sitzung des Spielplatzauschusses mit der Vorstandschaft der Spartania stattfand. In dieser Sitzung wurden die schon in zwei vorhergehenden Sitzungen vorbesprochenen Vereinbarungen für das Athletenfest endgültig festgelegt. Besonders hervorgehoben zu werden verdient, daß über die Abmachungen beiderseitig Uebereinstimmung herrschte. Die Platzüberlassung zu dem Athletenfest erfolgte genau zu den schon seit Jahren üblichen Bedingungen. Der Vorsitzende des Spielplatzauschusses hatte den Auftrag, die Abmachungen schriftlich zu fixieren und gegenseitig unterzeichnen zu lassen. Das tat er denn auch. Zur Unterzeichnung kam es aber nicht, denn am dritten Tage nach der Sitzung mußte er erfahren, daß der Vorsitzende der Spartania mit dem Deutschen Turnverein wegen dessen Spielplatz und mit dem Schillerverein und der Stadtverwaltung wegen Ueberlassung der Schillerhöhe zur Abhaltung des Athletenfestes in Unterhandlung stehe. Als diese Verhandlungen dann zum Abschluß gekommen waren, erhielt der Vorsitzende des Spielplatzvereins vom Vorsitzenden der Spartania nachstehendes Schreiben:

„Teile Euch höflich mit, daß nach reiflicher Ueberlegung der Athletiksportverein Spartania Warbach den Beschluß gefaßt hat, den am 20. und 21. Juni stattfindenden Roten-Athleten-Wettstreit nicht auf dem Spielplatz, sondern auf der Schillerhöhe abzuhalten, und zwar aus folgenden Gründen:

1. Weil der Ausschuß des Spielplatzvereins es bis heute noch nicht für nötig gehalten hat, mit unserem Verein betr. Wirtschaft trotz Drängens unsererseits, einen Vertrag abzuschließen.

2. Weil der Vorsitzende des Spielplatzvereins in der letzten Sitzung mit unserem Verein auf Anfragen betr. Wirtschaften am Samstag, den 20. Juni, erklärte, am Samstag wirtschaftet der Spielplatz, Ihr

habt ja euren Eintritt. In diesem Punkt sind wir so lange im Abhängigkeitsverhältnis, solange kein Vertrag besteht.

3. Weil dem Vorsitzenden unseres Vereins bei der letzten außerordentlichen Generalversammlung aus nichtigen Gründen das Delegationsrecht entzogen wurde. Aus ganz zuverlässiger Quelle wissen wir, daß selbst der Vorsitzende des SpV. seiner ältesten Tochter verbietet, die Herbstfeier der Athleten zu besuchen, somit trifft ihn die Hauptschuld, daß unser Vorsitzender nur als stiller Zuhörer in besagter Versammlung gebuddel wurde und sein Delegationsrecht nicht ausüben konnte, um zu der Ihnen bekannt wichtigen Frage bjm. Antrag Stellung zu nehmen.

4. Weil das Reichsbanner, der Sozialdemokratische Ortsverein und vielleicht noch mehr Ihnen befreundete Organisationen ausgerechnet am „Roten Athletenweitsreit“ nach auswärts gehen, andererseits aber von unserem Verein verlangt wird, daß die Sonntagseinnahme (Durchschnitt) zugunsten des Spielplatzvereins kommt, trotzdem Sie bei jeder Gelegenheit betonen, daß nur die oben erwähnten Organisationen Besucher des Spielplatzes sind.

5. Auf Grund der außerordentlich schlechten Wirtschaftslage wäre es für unseren Verein ein gewagtes Spiel, speziell wenn auch Oben genanntes in Betracht gezogen wird, auf Ihre Vorschläge einzugehen; nach unserer heute aufgestellten Kalkulation wäre es sehr fraglich, ob wir die Unkosten decken könnten, auch müssen wir stark annehmen, daß auf Grund der Vorkommnisse es Ihnen nicht ernst war, daß die Veranstaltung auf dem Spielplatz abgehalten wird; auch das Reichsbanner kann jetzt ungehindert am 21. Juni vom Spielplatz abmarschieren.“

Die Antwort, die der Vorsitzende des Sportvereins den Athleten zukommen ließ, war kurz und bündig, gefaßt und gepfeffert. Er führte an, daß die Gründe zur Festplatzverlegung nicht stichhaltig seien, weil sie auf Lüge beruhen, was man von dieser Seite aus gewohnt sei. Was den Fall mit seiner Tochter anbelange, so müsse er feststellen, daß auch hier mit Lügen operiert werde, denn diese habe bei der Herbstfeier der Athleten in der Spielplatzhalle serviert. Solange nur mit Lügen gearbeitet werde, sei ein Zusammenarbeiten mit den Athleten nicht möglich und habe der Ausschluß des Spielplatzvereins beschlossen, den Athletenverein mit sofortiger Wirkung aus dem Spielplatzverein auszuschließen, demzufolge auch die Übungsabende in Wegfall kommen und die Halle zu räumen sei. Beschwerde gegen diese Verfügung könne bei der nächsten Generalversammlung erhoben werden.

Das war eine deutliche Antwort, sie war aber notwendig, schon wegen der in der Stadt verbreiteten anderweitigen Lügen, von denen in dem Brief der Athleten nichts oder nur andeutungsweise etwas enthalten ist. Es wurde behauptet, die Athleten hätten von ihrem „Reingewinn“ 300 Mk. an den Spielplatzverein abzuführen. Das ist natürlich bärer Unsinn, wurde aber trotzdem da und dort geglaubt. Das war ja auch der Zweck der Lüge, man wollte mit einer faustdicken Ausrede über das Befremden das sich in Arbeiterkreisen über den Festplatzwechsel regte, hinwegkommen.

Nun hat also das Fest auf der Schillerhöhe und haben die Wettkämpfe auf dem Spielplatz der Deutschen Turnerschaft stattgefunden. Aus den Kreisen der letzteren hört man nur eine Stimme des Lobes. Sie hat allerdings einen sonderbaren Klang und endet mit dem bekannten Satz: „Einmal und nicht wieder!“ Die Athleten hatten nämlich für das liebenswürdige Entgegenkommen der Platzübergabe die Taktlosigkeit, die Parole an ihre Festbesucher auszugeben, möglichst wenig auf dem Spielplatz zu konsumieren. Da zudem statt der angekündigten Besucherzahl rund 1000 Mann Rotsporler

weniger gekommen sind, entstand ein erheblicher Schaden für den Pächter des Turnerheims.

Zum Schluß noch eine Charakterisierung des Geistes der bei den Athleten tonangebend ist. Für ihren Kommerz im Kronensaal wünschten sie auch einen Vertreter der Stadtverwaltung oder des Gemeinderats, der die fremden Gäste, wie das so üblich ist, begrüßen sollte. Weil sie aber extra dabei betonten: „Unter keinen Umständen einen Sozialdemokraten“, hat der Gemeinderat auf die Ehre verzichtet!

Dieser, wohlbermerkt aus sozialdemokratischer Sichtweise verfaßte Bericht, spiegelt dennoch etwas von der Stimmung wieder, die jahrelang charakteristisch für die Streitigkeiten im Marbacher Spielplatzverein gewesen ist. Der ideologischen Auseinandersetzung zwischen KPD und SPD auf Landes- oder Reichsebene stand die Marbacher Version an Heftigkeit in nichts nach. (64 a)

Ein weiterer Höhepunkt dieses Konflikts verzeichnen wir im Herbst 1931. Der KPD-Führer Hermann Mayer, der zu dieser Zeit in der Spielplatzhalle »den Beizer« machte, wurde vom sozialdemokratischen Kassier des Spielplatzvereins beschuldigt, einen Abmangel in der Kasse durch einen fingierten Einbruch vertuscht zu haben. Mayer wollte das nicht auf sich sitzen lassen, und darüber entbrannte ein Streit, der auch in den Anzeigenspalten der Marbacher Zeitung und der sozialdemokratischen Neckar-Post seinen Niederschlag fand. (65)

Im Herbst 1932 eskalierte die Auseinandersetzung endgültig. »Spartania« gründete die »Kampfgemeinschaft für rote Sporteinheit« und spaltete dadurch das Arbeitersportkartell. (66) Außer »Spartania« gehörte dem »Roten Sport- und Kulturkartell«, wie sich der Zusammenschluß auch noch nannte, die Motorradfahrerabteilung des Arbeiteradfahrervereins »Solidarität« sowie die kurz zuvor ins Leben gerufene »Freie Kulturvereinigung« an. Dies erschwerte in der Folge die Koordination der Arbeitervereinsinteressen.

Insofern ist Marbach aber ein Sonderbeispiel. In Erdmannhausen, wo die KPD kaum Fuß fassen konnte, bestimmte die Sozialdemokratie den Kurs:

»Daß durch Einigkeit und Geschlossenheit Ersprießliches erzielt werden kann, dafür bietet die Arbeiterschaft im Kleinen ein Beispiel. Für diesen kleinen Ort ist dieses Werk eine große Tat, die für andere eine Mahnung zur Besinnung sein sollte. Nie wäre in Erdmannhausen ein Arbeiterheim zustande gekommen, wenn die Arbeiterschaft dieses Ortes innerlich gespalten wäre.« (67)

Die Zerschlagung des Spielplatzlebens 1933

Im Jahre 1933 wird der Stellenwert und die Bedeutung der Spielplatzhallen indirekt durch das Vorgehen der Nazis bestätigt. Wie anderswo begannen die Faschisten 1933 auch im Raum Marbach zunächst mit der Zerschlagung der Arbeiterbewegung. Schon Anfang bzw. Mitte März, noch bevor in den einzelnen Orten das KPD-Verbot durchgesetzt wurde, schlossen die Nazis polizeilich (»auf höhere Weisung« (68)) die Spielplatzhallen in Marbach, Steinheim und Erdmannhausen. Die Kirchberger und Burgstaller Halle traf wenige Tage später dasselbe Schicksal. (69)

Im Anschluß an die »Wahlen« vom 5. März erhielten alle Schultheißenämter von ihren übergeordneten Dienststellen die Weisung, das KPD-Verbot durchzuführen und den Vollzug zu melden.



Die Steinheimer Spielplatzhalle 1938

Im Bürgermeisteramt Steinheim stellt sich der Bürgermeister zunächst quer und äußerte die Auffassung, daß »die hiesige Spielplatzvereinigung keine reine KPD-Einrichtung ist, (sonach) kann meines E. ohne besondere Anordnung bei dieser gemischten Einrichtung auf Grund des erwähnten Erlasses nicht eingeschritten werden, (...)« (70)

Dieses Widerstreben half nichts. Die Nazis nutzten die ihnen in die Hände gelegte Macht ohne Zögern und Skrupel in ihrem Sinne aus. Die Behörden überließen meist kampflös (wie sollten sie auch anders, wurden doch die Terrormaßnahmen gegen die Linke von Teilen des Bürgertums, das ja die erste Hitlerregierung mittrug, begrüßt und mitverantwortet) alle Kompetenzen. Störrigkeit allein konnte der Zerstörungswut der Barbaren keine Grenzen setzen:

»Nach einer Anordnung des S.A.-Führers in Ludwigsburg sollen zur Durchführung der Auflösung des Reichbanners, der Eisernen Front und der kommunistischen Sportvereine die Spielplatzhallen dieser Vereine geschlossen werden, damit diese verbotenen Vereinigungen keine Gelegenheit zur Abhaltung von Versammlungen haben. Ich ersuche die hienach in Betracht kommenden Lokale, soweit es noch nicht geschehen ist, zu schließen und den Vollzug anzuzeigen. Wenn die deutsche Turnerschaft mitbeteiligt ist, darf eine Schließung nicht stattfinden.« (71)

In einer Präzisierung des Oberamts vom 16. März wurde nochmals betont, daß »Hallen mit gemischtem Betrieb« (SPD und KPD) (72) ebenfalls geschlossen werden und bleiben müssen. Inzwischen hatte die Steinheimer SA »anscheinend im Beisein von Landjägerbeamten, am Abend des 15. ds. Mts.« (73) die Spielplatzhalle »geschlossen und unter Verwendung des Bürgermeisterstempels versiegelt«. (74) Wenn allerdings eine Gemeinde wie Kirchberg ein Mitbenützungsrecht besaß, sollte einer Nutzung nach dem Willen der NS-Gewaltigen nichts im Wege stehen. (75)

In Marbach verlief die Schließung ähnlich wie in Steinheim. Auch hier hatte sich die SA Polizeifunktionen angemaßt. Die der Schließung beiwohnenden Landjägerbeamten sollten der Vorgehensweise einen pseudolegalen Anstrich geben, dienten aber nur der Staffage. Den Kurs bestimmte die SA.

Die Strategie der Nazis war klar. Wenn sie erfolgreich sein wollten, mußten sie den einzig wirklichen Gegner, die Arbeiterbewegung liquidieren. Nur von dort erwarteten sie ernsthaften Widerstand. Dabei gingen sie etappenweise vor und profitierten von der Spaltung und Naivität der Arbeiterbewegung. Die Zerschlagung der Arbeiterorganisationen erfolgte Stück für Stück.

Zuerst traf es die Zentren der Arbeiterbewegung und -kultur. Somit waren die Gegner des Faschismus ihres Kommunikationszusammenhangs beraubt, der in den Jahren zuvor zum Kristallisationspunkt aller Aktivitäten, insbesondere des antifaschistischen Kampfes, erwachsen war. (Daß es keinen Widerstand nach der Machtübertragung gab, ist ein anderes Problem, daß wir an dieser Stelle aber nicht behandeln können).

Die Marbacher SA ließ es sich nicht nehmen, von der beschlagnahmten Spielplatzhalle auch noch symbolisch »Besitz zu ergreifen« (76):

»Am Sonntag abend sammelten sich hier, wie im ganzen Deutschen Reiche, die SA, zum Apell des Führers Adolf Hitler. Vom Braunen Haus aus marschierte ein stattlicher Zug der SA- und SS-Reserver durch die Markt-, Wildermuthstraße, Wilhelmsplatz, Poppenweiler Straße mit wehender Hakenkreuzfahne zur Spielplatzhalle. Hier hatten sich auch SA von Erdmannhausen, Benningen, und Poppenweiler eingefunden, um gemeinsam mit den Marbacher Kameraden den Apell der Berliner SA und SS und eine Rede des Führers Adolf Hitler durch den Lautsprecher zu erleben. (...) Dann machte er (77) darauf aufmerksam, daß die Marbacher SA sich nun ungehindert in dem Raume befinde, von dem aus sie verhöhnt, verleumdet und maßlos angegriffen worden sei. Die Spielplatzhalle sei nun der endgültige Aufenthalt der SA. Hier zeige sich für Marbach der große Sieg der nationalen Bewegung am deutlichsten nach außen. Hier in diesem Raume werde keiner mehr sein ungewaschenes Maul gegen die Bewegung Adolf Hitlers und das deutsche Vaterland aufturn. Die Kameraden der SA und SS sind nicht umsonst von der Hand derer gefallen, die mit den seitherigen Besitzern dieser Halle geistes- und sinnesverwandt waren. Die Gegner haben sich durch ihren verbrecherischen Kampf ihr eigenes Grab gegraben. (...)

Er schloß seine Ausführungen mit dem Apell, den jetzigen Moment der Besitzergreifung der Spielplatzhalle durch die SA richtig und in der ganzen Tragweite zu würdigen und der nat. soz. Bewegung durch starken Zusammenhalt die Erfüllung ihrer großen geschichtlichen Aufgabe zu ermöglichen. Ein dreifaches »Sieg Heil« auf den Führer Adolf Hitler bekräftigte die mit reichem Beifall aufgenommenen Ausführungen.» (78)

Anschaulich zeigt dieser Propaganda-Artikel auf, welche Bedeutung auch von Seiten der Gegner der Arbeiterbewegung den Spielplatzhallen beigemessen worden war. Stellvertretend wurde die Spielplatzhalle besetzt, um zu verdeutlichen, wer nun hier die Macht in den Händen hielt. Die Nazis hatten sehr genau beobachtet, welche wichtige Funktion die Spielplatzhallen für die Arbeiterbewegung innehatten und an diesem Punkt setzten sie im gesamten Raum strategisch richtig einen ersten entscheidenden Hebel an. Mit dem Zugriff auf ihre Zentren war die organisierte Arbeiterschaft paralytisch. Doch beließen es die Nazis nicht bei der Beschlagnahmung der Gebäude. Nach der Besitzergreifung plünderten sie in Marbach das Inventar der Halle. Der NS-Staat gab diesen Ausschreitungen im September 1933 eine formalrechtliche Grundlage. (79)

In einer im Mai 1945 verfaßten Denkschrift berichtete der von den Nazis auf den Heuberg verschleppte und 1945 von der US-Army als Bürgermeister eingesetzte Sozialdemokrat Wilhelm Schenk:

»An diesem Eigentum tobte sich der Hass der Nationalsozialisten gegen ihre Gegner in der brutalsten Weise aus. Zunächst wurde dem Verlangen einiger nationalsozialistischen Wirte stattgegeben und die Wirtschaft lahmgelegt. Die gesamte Einrichtung an Flaschen, Gläsern, Teller, Tassen, Eßbestecke wurden ausgeraubt. Radio, Schränke, Tische, Stühle im Anschaffungswert von vielen Tausend Mark verschwanden zum Teil in den Familien der SA. Das Piano im Anschaffungswert von 3.000 RM wurde in die Realschule gebracht, von der Hitler-Jugend benützt und stark beschädigt. Aus der Bibliothek wurden die Werke des Friedens und des Fortschritts verbrannt, die unterhaltende Literatur gestohlen. Als der Rachedurst der SA gestillt war, wurde die Stadtverwaltung von den Banditen der NSDAP gezwungen, das gesamte Anwesen mit den darauf ruhenden Lasten zu übernehmen.« (80)

Die erwähnte Bibliothek des Gewerkschaftskartells hatten die Nazis am 1. Juli 1933 »sichergestellt und auf die Geschäftsstelle der NSDAP verbracht«. (81)

In Erdmannhausen beschlagnahmten die Nazis ebenfalls das Arbeiterheim. Die Spielplatzhallen ereilte ein trauriges Schicksal. Überall bemächtigte sich der NS-Parteiapparat der Hallen und Spielplätze, die dann, um Geld zu bekommen, an die Gemeinden zwangsverkauft wurden. Die Spielplatzhallen fungierten jetzt als Vereinsheim für die zahlreichen NS-Organisationen. Das führte dazu, daß nach der Kapitulation die Besitzverhältnisse nicht immer sofort zu Gunsten der früheren Eigentümer geklärt werden konnten und erst lange Prozesse bis weit in die 1950er Jahre den Arbeiterorganisationen ihre Hallen zurück erlangen ließen.

In der Regel stehen die Spielplatzhallen heute noch. Nur in Marbach löste sich der Spielplatzverein 1978 selbst auf und ließ die Halle durch die Stadt abreißen. Wenn die Spielplatzhallen nach 1945 nochmals eine kurze Blüte erlebte, so verlor sich im Laufe der 1960er Jahre ihre Bedeutung.



Die Marbacher Spielplatzhalle, Westseite.

Andere, modernere Bauten übernahmen ihre ursprünglichen Funktionen. Die Entscheidung, die Arbeiterbewegungskultur nicht wieder aufzubauen, tat ihr übriges.

Wir wollen mit diesem Beitrag ein Stück regionale Geschichte wieder in Erinnerung rufen und dazu beitragen, daß nicht, wie in Marbach geschehen, weitere hervorragende Gebäude der Arbeiterbewegung von der Bildfläche verschwinden, denn die Spielplatzhallen sind auch für uns heute noch ein Lehrbeispiel, wie eine Bewegung, die aus dem allgemeinen gesellschaftlichen Konsens ausgegrenzt wurde, dennoch eigene Ziele und Wünsche umzusetzen vermochte. Daraus mögen andere heute lernen.

Anmerkungen

- 1 Zschätsch, Bruno; Stätten sozialistischer Kultur. In: Urania, 1925/26, Heft 7, S. 215. Den Hinweis auf diesen Aufsatz erhielten wir von Dieter Kramer/Frankfurt.
- 2 Ebd. S. 214.
- 3 Gängige Bezeichnung für die Arbeiterschaft in dieser ländlichen Region.
- 4 Stadtarchiv Marbach; B 96, Gemeinderatsprotokoll vom 17. Mai 1912.
Vgl. auch Stefan Beck / Horst Engelmann / Klaus Schönberger / Horst Steffens / Ingrid Steffens / Dirk Steinwand: »Rote Bretterbude« und »Kriegsspiel« in Marbach. Zur Problematik der Arbeiterbewegungskultur im Kaiserreich. In: Demokratie- & Arbeitergeschichte: Jahrbuch 4/5; Hrsg. von d. Franz Mehring Gesellschaft Stuttgart. Weingarten 1985, S. 311-335.
- 5 So der »liebvolle« Name der bürgerlichen Öffentlichkeit für die Spielplatzhalle in der Baubstanz von 1914-1927; Interview mit Wilhelm Glunz (18.08.1981).
- 6 Bauplanausweisung; zitiert nach Munz, Eugen: Die Spielplatzhalle und der Spielplatz. O.J., S. 8. Ungedrucktes Manuskript im Ordner Nr. 144 der Stadtverwaltung Marbach a.N.
- 7 Marbacher Zeitung, 01.07.1933.
- 8 Ebd. 14.11.1933.
- 9 Einen umfangreichen Überblick über die Arbeitervereine im Raum Marbach a.N. bietet der Katalog zur Ausstellung »Arbeiterkultur 1890-1933«: Arbeitskreis zur Heimatgeschichte der Arbeiter; »Arbeiterkultur in der proletarischen Provinz 1890-1933«. Marbach 1983, S. 44-47.
- 10 Stadtarchiv Steinheim, A 2209, Auszug aus dem Gemeinderatsprotokoll vom 13. Mai 1925.
- 11 Interview mit Gustav Lorenz (20.05.1981).
- 12 Ebd.
- 13 Benningen am Neckar (hrsg. von der Gemeindeverwaltung Benningen); Benningen 1979, S. 278.
- 14 Gemeindearchiv Benningen, B 296, Gemeinderatsprotokoll vom 17. Juli 1914, S. 35.
- 15 Benningen am Neckar; a.a.O., S. 278.
- 16 Neckar-Post, 09.05.1925.
- 17 Ebd.
- 18 Stadtarchiv Steinheim, A 2209, vertragliche Vereinbarungen der der Spielplatzvereinigung angeschlossenen Vereine.
- 19 Ebd.
- 20 Interview mit G. Lorenz.
- 21 Stadtarchiv Steinheim, A 2209, Brief vom 25. Mai 1926.
- 22 Ebd. Brief vom 2. Juni 1926.
- 23 Ebd. Auszug aus dem Gemeinderatsprotokoll vom 17. Mai 1929.
- 24 Ebd.
- 25 Ebd.
- 26 Ebd.
- 27 Ebd. Schreiben des Schultheißenamtes an das Kultministerium vom 26. Februar 1930.
- 28 Ebd.
- 29 Ebd.
- 30 Stadtarchiv Marbach, B 98, Gemeinderatsprotokolle vom 7. April 1927 und 8. März 1928.

- 31 Interview mit G. Lorenz.
 32 Interview mit Karl Strähle (02.04.1981).
 33 Gemeindearchiv Erdmannhausen, Gemeinderatsprotokoll vom 12. Februar 1931.
 34 Neckar-Post, 20.07.1931.
 35 Interviews mit W. Glunz und Karl Strähle.
 36 Neckar-Post, 08.05.1930.
 37 Klönne, Arno und Vack, Klaus; Hammerschlag und Häuserquadern. Arbeiterkultur und Freizeitorganisationen in ihrer historischen Entwicklung. In: Wandern und Bergsteigen, Zeitschrift der deutschen Naturfreunde 3 (1981), S. 3-5.
 38 Ebd. S. 3.
 39 Althaus, Hans-Joachim u.a.; Da ist nirgends nichts gewesen außer hier. Das »rote Mössingen« im Generalstreik gegen Hitler. Geschichte eines schwäbischen Arbeiterdorfes. Berlin 1982, S. 208.
 40 Interview mit W. Glunz.
 41 Brief von Karl Lang (22.02.1981).
 42 Interview mit Robert Reisser, Karl Deisinger und Adolf Holzwarth (22.02.1981).
 43 Interview mit W. Glunz.
 44 Neckar-Post, 14.05.1925.
 45 Marbacher Zeitung, 02.11.1929.
 46 Ebd., 12.11.1929.
 47 Stadtarchiv Steinheim, A 2212. Gemeinderatsprotokoll vom 17. Februar 1933.
 48 Gemeindearchiv Erdmannhausen, Gemeinderatsprotokoll vom 5. Juni 1931.
 49 Vgl. Anmerkung 9.
 50 Vgl. Stefan Beck / Horst Engelmann / Klaus Schönberger / Horst Steffens / Ingrid Steffens / Dirk Steinwand: Leben in der Arbeiterkulturbewegung. Zum Freizeitverhalten von Arbeitern in drei württembergischen Gemeinden. In: Franz Mehring Gesellschaft Stuttgart (Hrsg.), Demokratie- & Arbeitergeschichte. Jahrbuch 3, Weingarten 1983, S. 64-82.
 51 Neckar-Post, 22.07.1931.
 52 Durchschnittlich arbeiteten die Marbacher und Steinheimer Holzarbeiter 1914 immer noch 54-57 Stunden. Vgl. Jahrbuch 1914 des Deutschen Holzarbeiterverbandes (hrsg. vom Verbandsvorstand). Berlin 1915, S. 82 und S. 85.
 53 Jahrbuch des Deutschen Holzarbeiterverbandes (hrsg. vom Verbandsvorstand). Berlin 1930, S. 46. (1929)
 54 Neckar-Post, 22.07.1931
 55 Ebd. 12.11.1929
 56 Ebd. 20.07.1931
 57 1927 gründeten die »bürgerlichen« Sportvereine in Marbach den »Stadtverband für Leibesübungen«, der sich dem »Deutschen Reichsausschuss für Leibesübungen« anschloß: Stadtarchiv Marbach, A 1065. Aufgabe dieses Zusammenschlusses war, gegenüber dem Arbeitersportkartell die Interessen der »bürgerlichen« Vereine hinsichtlich der städtischen Turnhalle oder allgemein zu vertreten.
 58 Althaus, H.-J. u. a., a.a.O., S.119.
 59 Marbacher Zeitung, 05.05.1931.
 60 Gemeindearchiv Erdmannhausen, Gemeinderatsprotokoll vom 23. April 1931.
 61 Vgl., Arbeitskreis zur Heimatgeschichte der Arbeiter im Raum Marbach: »Die Halle war meine Heimat«. Zur Geschichte der Steinheimer Spielplatzhalle bis 1933. In: Beiträge zur Heimatkunde Nr. 23. Beilage der Steinheimer Nachrichten Ausgabe Nr. 47 vom 20. November 1981.
 62 Sowohl der »bürgerliche« Turnverein Marbach wie der Arbeiterturnverein »Vorwärts« waren ausgesprochene Gegner dieser separaten Vereinsgründung. »Spartania« ging aus der Kraftsportabteilung der TV Marbach hervor. Vor dem Ersten Weltkrieg war diese zunächst eigenständig gewesen.
 63 Protokollbuch des Athletiksportvereins »Spartania«. Protokoll vom 21. Januar 1928, S. 67.
 64 Neckar-Post, 04.07.1931. Anscheinend wurde der Ausschluß wieder zurückgenommen. Denn vereinzelt war 1932/33 auch »Spartania« auf dem Spielplatz präsent.
 64a Vgl. auch Stefan Beck / Klaus Schönberger: Von »Spartania« nach »Germania«. Das Ende der Weimarer Republik und die Machtübergabe 1933 in Marbach a.N. Schriften der Alexander-Seitz-Geschichtswerkstatt Marbach und Umgebung, Bd. 1. Marbach a.N. 1984, S. 35-43.
 65 Marbacher Zeitung, 31.10.1931; Neckar-Post, 28.10.1931.
 66 Stadtarchiv Marbach, A 1065, Brief vom 6. Oktober 1932.
 67 Neckar-Post, 22.07.1931.
 68 Marbacher Zeitung, 17.03.1933.

- 69 Ebd. 30.03.1933. Über die Schließung der Benninger Turnhalle haben wir bisher noch nichts gefunden. Wir gehen aber davon aus, daß es ihr ähnlich ergangen ist.
- 70 Stadtarchiv Steinheim, A 2986. Brief des Bürgermeisteramtes Steinheim an das Oberamt Marbach vom 15. März 1933.
- 71 Ebd. Brief des Oberamtes an das Bürgermeisteramt Steinheim vom 16. März 1933.
- 72 Ebd. Brief des Oberamtes an das Bürgermeisteramt Steinheim vom 16. März 1933.
- 73 Ebd. Brief des Bürgermeisteramtes Steinheim an das Oberamt Marbach vom 16. März 1933.
- 74 Ebd.
- 75 Ebd. Brief des Oberamtes Marbach an das Bürgermeisteramt Steinheim vom 24. März 1933.
- 76 Marbacher Zeitung, 10.04.1933.
- 77 NS-Stadtrat Thumm.
- 78 Marbacher Zeitung, 10.04.1933.
- 79 »Verordnung des Staatsministeriums über die Einziehung volks- und staatsfeindlichen Vermögens« vom 14. September 1933. In: Regierungsblatt für Württemberg. Ausgegeben Mittwoch, den 20. September 1933.
- 80 Zitiert nach Munz, E., a.a.O., S. 40/41.
- 81 Staatsarchiv Ludwigsburg, Fl/20/12/Bü 87. Vollzugsbericht über sichergestellte Vermögensgegenstände der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands auf Grund der Verfügung vom 30. Juni 1933 des Bürgermeisteramtes Marbach vom 10. Juli 1933.

Wir bedanken uns beim Hauptstaatsarchiv Stuttgart für die Überlassung und Reproduktionserlaubnis der Fotos auf S. 113 und 119. Fotos: Hauptstaatsarchiv, Detlef Göckeritz und Dieter Gräber.

1945

Aus dem Kriegstagebuch des Bürgermeisters Hermann Käser † von Asperg.

Einführung

Das Jahr 1945 gibt Anlaß zur Erinnerung und Besinnung an das Geschehen vor vierzig Jahren in Deutschland: das Ende des zweiten Weltkrieges im Jahre 1945. Mit Großoffensiven rückten ab Mitte Januar 1945 die Rote Armee und ab Februar die Truppen der Westmächte unaufhaltsam auf deutschem Gebiet vor. Am 25. April 1945 begegneten sich bei Torgau an der Elbe sowjetische und amerikanische Truppen. Adolf Hitler beging am 30. April in Berlin Selbstmord. Der Widerstand Berlins wurde am 2. Mai gebrochen. Am 7. Mai kapitulierte die Deutsche Wehrmacht in Reims vor Vertretern der vier großen Alliierten (Sowjetunion, USA, Großbritannien und Frankreich) mit Wirkung vom 8. Mai 1945 bedingungslos. Der Kapitulationsakt wurde am 9. Mai in Berlin-Karlshorst auch vor dem sowjetischen Oberkommandierenden wiederholt. Die Regierung des von Hitler vor seinem Tode zum Reichspräsidenten ernannten Großadmirals Dönitz wurde am 23. Mai 1945 in Flensburg verhaftet. Die Oberkommandierenden der vier Besatzungsmächte übernahmen am 5. Juni die oberste Regierungsgewalt in Deutschland. Das Reich wurde in vier Besatzungszonen eingeteilt und die Konstituierung des Alliierten Kontrollrates bekannt gegeben.

Während des 2. Weltkrieges hat der ehemalige Bürgermeister von Asperg, Hermann Käser, ein Tagebuch über das Kriegsgeschehen an den Fronten und die Ereignisse in der



*Bürgermeister Hermann Käser † von Asperg
geb. 16. März 1885, gest. 10. Juni 1965*

Heimat geführt. Diese Notizen spiegeln in ihrer schlichten Form einen winzigen Ausschnitt erlebter Geschichte wider. Manche Asperger Bürger der älteren Generationen werden sich noch an Einzelheiten erinnern können.

Herr Käser, dessen Geburtstag sich am 16. März 1985 zum 100. Male jährte, hat die Geschichte der Stadt Asperg von 1915-1919 als Amtsverweser und dann bis 1953 als Stadtschultheiß, bzw. Bürgermeister gelenkt. Ihm wurde auf Beschluß des Gemeinderates vom 24. Februar 1955 zu seinem 70. Geburtstag das Ehrenbürgerrecht verliehen. Zuvor schon war er mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande ausgezeichnet worden.

Auszüge aus seinen Tagebuchnotizen werden im folgenden mit freundlicher Genehmigung seiner Tochter, Frau Dorothea Wagener, Gladbeck/Westfalen veröffentlicht.

Paul Müller

1944

2. Sept. Die gesamte deutsche Front im Westen ist zusammengebrochen!
3. Sept. Die Alliierten haben die deutsche Grenze überschritten. Die Deutschen ziehen sich hinter den Westwall zurück. Die Lage in Rumänien ist katastrophal.
Im Moselgebiet und bei Köln wird geschanzt, das Schußfeld muß freigelegt werden.
4. Sept. Seit heute früh Kämpfe an der finnischen Front eingestellt. Mit banger Sorge blickt man in die Zukunft.
Diese Woche erhielten viele Männer, die bisher zu alt, oder unabkömmlich waren, Gestellungsbefehle. Im Grenzgebiet müssen Männer und Frauen schanzen.
Viele Familien sind in Sorge, weil sie seit Wochen ohne Nachricht von der Front sind. Viele Männer, im Westen, Osten und Süden stehend werden ihre Heimat nicht wiedersehen!
10. Sept. Eine Anzahl Männer von hier müssen zu Schanzarbeiten an den Westwall mit Schippe und Pickel. Jugendliche, selbst 15jährige trifft das gleiche Los. Die oberen Klassen der Höheren Schulen befinden sich irgendwo im Kriegseinsatz als Flakhelfer.
Ein schwerer Luftangriff traf heute Sonntag Mittag zwischen 11 u. 13 Uhr Ulm, Sindelfingen und Stuttgart. Hunderte Flugzeuge waren am Himmel, Granatsplitter lagen auf der Straße, so beim Rathaus. Auf Hohenstange brennt ein Bauernanwesen und ein weiteres Gebäude ab.
Zwischen Asperg und Tamm wird ein Zug von einem Flugzeug beschossen, dabei der Heizer verletzt, die Maschine beschädigt.
12. Sept. Die ersten Granaten fielen bei Aachen auf deutsches Gebiet.
13. Sept. In der Nacht vom 12./13. September erleidet Stuttgart einen allerschwersten Angriff mit furchtbaren Zerstörungen, besonders in Bahnhofsnähe und im westlichen Stadtteil. Hunderte Flugzeuge sind in der Luft. Man hört die Flugzeuge surren, die Bomben krachen. Der Himmel ist von Leuchtsignalen und den auflodernden Bränden erleuchtet.

- Am 13. Sept. nachmittags ziehen bereits wieder hunderte Flugzeuge in Sichtweite über die Gegend, in einzelnen Verbänden, glänzend am Himmel, große Kondensstreifen hinter sich lassend. Ihr Angriffsziel war Ulm und die Daimlerwerke in Sindelfingen.
17. Sept. Der Krieg tritt in seine letzte Phase. Unser Heer hat Frankreich in kurzer Zeit aufgeben müssen, der Feind hat die Reichsgrenzen überschritten und kommt in bedrohliche Nähe. Mit banger Sorge blickt das deutsche Volk in die Zukunft. Der Propaganda eines Göbbels glaubt man längst nicht mehr.
27. Sept. In Italien der Gotenwall durch die Alliierten zertrümmert. Der Krieg hat Deutschland erreicht.
30. Sept. Die Kürzung um 200 g Brot je Woche ist nicht die einzige Kürzung. Bei Fett wird ebenfalls eine Kürzung eintreten.
1. Okt. In dieser Woche verstärkte der Gegner wieder seine Angriffe auf Ziele im Reichsgebiet. Luftwarnung, Alarm, Entwarnung wechseln bei Tag und Nacht.
Gestern Samstag zwischen 10 und 11 Uhr stürzte ein deutsches Flugzeug ab. Zwei der Insassen sprangen aus geringer Höhe mit dem Fallschirm ab in der Nähe der Gärtnereigenossenschaft. Beide erlitten Brandwunden an den Händen. Der Flugzeugführer kam zu Boden mit dem Flugzeug zwischen Tamm und Bissingen, er war tot; das Flugzeug verbrannte.
2. Okt. Zwischen 11 und 14 Uhr kreisen viele Flugzeuge in der Nähe, in Verbänden von ca 40, die einzeln gut zu sehen sind, sogar zu zählen. In Ludwigsburg und in Eglosheim werfen sie zahlreiche Brandbomben. Insgesamt werden 150 Gebäude meist leichter beschädigt.
7. Okt. Heute der bisher größte Luftangriff auf Deutschland, 1400 Bomber mit 1500 Jägern griffen Ziel in Mittel, Nordost und Norddeutschland an, so u.a. Berlin, Hamburg. Gestern Nacht fast 1000 Bomber über Dortmund und Bremen. Die deutsche Abwehr vermag nichts mehr.
8. Okt. Die Eisengießerei S. stellt Granaten her und beschäftigt heute 500 Arbeiter und Arbeiterinnen, meist Ausländer, vor allem Russen, die in den Lagern an der Alleenstraße untergebracht sind.
Durch hier zuziehende Fliegergeschädigte und Evakuierte aus Duisburg verschärft sich die Wohnungsnot. Viele suchen Unterkunft bei Verwandten und Bekannten.
Die Handwerker, soweit nicht beim Heer sind meist zur Beseitigung von Fliegergeschäden in Ludwigsburg und Stuttgart eingesetzt.
Trotz aller Nöte, die der Krieg im Gefolge hat, geht das Leben in unserer Gemeinde weiter. Der Landwirt sät und erntet und jedes Feldgrundstück ist angebaut, oft in mühevoller Arbeit durch die Frau, wenn der Mann beim Heere ist.
Ja, das Leben in seinem nicht zu unterbrechenden Rhythmus geht weiter und muß weitergehen. Leider kommt zu oft bald in dieses, bald in jenes Haus die Trauerbotschaft vom Tode eines lieben Angehörigen, der sein

Leben lassen mußte für eine verlorene Sache, für den von Hitler heraufbeschworenen Krieg, der Leid und Elend über die ganze Menschheit brachte. Wie viele müssen noch ihr Leben lassen, draußen an der Front und daheim im Bombenhagel.

Die wesentlichen Arbeiten betreffen die Lebensmittelversorgung mit Ausgabe der Lebensmittelkarten alle 4 Wochen. Abrechnung mit den Bäckern und Verkaufsgeschäften, Ausfertigung der Mahlscheine für die Selbstversorger: die Spinnstoff- und Schuhversorgung, die für jeden Arbeitsanzug, für jeden halben Meter Flickstoff, für jedes Paar Schuhe einen Bezugschein notwendig macht.

11. Okt. Aachen seit 10.30 Uhr heute früh unter pausenlosem Bombardement der Amerikaner, nachdem das Ultimatum abgelehnt war.
15. Okt. Die feindlichen Luftangriffe nehmen ein ungeahntes Ausmaß an. Gestern Nachmittag 1500 Feindflugzeuge über Deutschland, innerhalb der letzten 48 Stunden 6000.
Wer Augen hat, zu sehen, weiß, daß Deutschland den Krieg endgültig verloren hat!
20. Okt. Die Nacht vom Donnerstag auf Freitag brachte für Groß-Stuttgart 2 schwere Luftangriffe mit schrecklichen Zerstörungen. Der erste Angriff zwischen 8 und 9 Uhr abends, der zweite zwischen 3/4 1 und 2 Uhr morgens. Das Wetter war diesig, so daß man für die Nacht keine Befürchtungen hegte.
Bei der ersten Welle handelte es sich um etwa 1000 Flugzeuge, die außer Stuttgart auch Nürnberg angriffen. Der Horizont war von Bränden hell erleuchtet. Flak schoß, Bomben krachten, Flugzeuge surrten. Die 2. Welle kam überraschend schnell. Kaum war um 0.45 Uhr Alarm gegeben, schon waren die Flugzeuge da. Rasch anziehen, und mit den paar Handtaschen eilends in den Keller. In Richtung Stuttgart war der Himmel rötlich leuchtend von den vielen abgeworfenen Lichtzeichen (Christbäume) und Bomben.
Ebensogut konnte man glauben, der Angriff gelte Ludwigsburg, so deutlich spielte sich alles ab. Die Badstraße hinunter rannten die Menschen in den Luftschtutzstollen. Ein wildes Rennen, denn über einem dröhnten die vielen Maschinen, krepitierten die Flakgranaten der Abwehr und in der Nähe und Ferne detonierten die Bomben.
Schlimm waren die Zerstörungen in Stuttgart, Zuffenhausen und Umgebung.
In Kornwestheim fanden 23 Menschen den Tod.
Aachen in alliierter Hand.
22. Okt. Der Volkssturm zur Verteidigung der Heimat aufgerufen, umfaßt alle männlichen Personen vom 16. bis zum 60. Lebensjahr, soweit nicht bereits beim Heere.
29. Okt. Heute Sonntag sind 100 Fliegergeschädigte aus Duisburg hier unterzubringen. Einen ganzen Eisenbahnzug mit 1000 Personen hat der Kreis unterzubringen. Auf den Stationen hält der Zug und entledigt sich seiner Fracht.

Da keine Wohnungen frei, fällt es schwer, die bedauernswerten Menschen unterzubringen, oft nur unter Androhung von Zwang. Aus Stuttgart und anderen Städten sind schon Fliegergeschädigte in großer Zahl hier. Den ganzen Sonntag gingen wir von Haus zu Haus, um Unterbringungsmöglichkeiten festzustellen.

12. Nov. Die ganze Woche über Einflug feindlicher Flugzeuge. Nur bei ganz ungünstigem Wetter etwas ruhiger. Öffentliche Luftwarnung und Alarm lösen sich ab. In Ludwigsburg und Kornwestheim Bombenabwürfe. Es gab Tote und Häuserschäden.
Heute Sonntag Vormittag ist der Volkssturm, insgesamt 480 Männer von 16-60 Jahren, gesunde und gebrechliche, in der Wilhelmstraße angetreten.
26. Nov. Zu Schanzerarbeiten sind Männer aller Berufe laufend für je ein paar Wochen an die Westfront abgestellt. Mit Näherrücken der Front mußten dieser Tage die Leute rasch wieder zurück und kamen nach 5 Tagen wieder heim.
Seit 2 Tagen hört man bei Tag und bei Nacht von der Westfront Artilleriebeschuß mit dumpfem Rollen, oft so, daß die Fenster und Türen vibrieren. Raum Metz und Lothringen.
3. Dez. Immer häufigere und schwerere Luftangriffe. Man plant daher weitere Luftschutzstollen, je einen für den westlichen und einen für den östlichen Stadtteil.
10. Dez. An den verschiedenen Zugangsstraßen zum Ort legen heute Sonntag 50 Mann des Volkssturms wie anderwärts auf Betreiben der Partei mannstiefe Deckungsgräben an als Deckungsschutz bei Fliegerangriffen, aber auch zur Verteidigung beim Anmarsch des Feindes.
17. Dez. Bei Tag und Nacht Kanonendonner von der Westfront. Seit 15. Dez. wird Karlsruhe beschossen und die Stadt vollends in Trümmer gelegt.
26. Dez. Traurige Weihnachten. Statt Frieden auf Erden ringsum Krieg, Zerstörung und Vernichtung.
Man hört aus Westen wie die Bomben serienweise detonieren. Aus der Ferne und wieder näher Motorengeräusch. Am klaren Himmel kann man die Flugzeuge sehen und zählen in größeren und kleineren Verbänden bis 170 beisammen.
Die Sirenen heulen mehrmals am Tag und selbst Heiligabend und Weihnachtsfeiertag nicht ausgenommen.

1945

14. Jan. Die im Dezember mit großen Hoffnungen begonnene Winteroffensive der Deutschen im Westen ist verebbt. Die Amerikaner drängen den deutschen Vorsprung wieder zurück. Bei den Deutschen besteht großer Mangel an Treibstoff.
Schlimm ist der Mangel an Brennmaterial. Viele Familien müssen empfindlich frieren.

Die Bahnen und Brücken im Westen werden zerstört. Lokomotiven und Wagen fallen aus. Es kommen nur noch geringe Mengen Kohle herein, die kaum für die wichtigsten Betriebe reicht. Der Gasverbrauch ist um 50% einzuschränken.

Auf allen Gebieten eine immer größere Warenverknappung. Nur noch ein Schuhmacher ist hier tätig, der mit den vielen Reparaturarbeiten nicht mehr fertig wird.

21. Jan. Die Brennmaterialiennot steigert sich weiter. Kohlen sind in Aussicht gestellt, kommen aber nicht herein. Für den Kreis angemeldete 10 Waggon Kohlen wurden unterwegs ausgeladen. Gestern wurden 80 Ztr. Braunkohle zentnerweise an die dringlichsten Verbraucher verteilt. Seit 19. Januar müssen die Industriebetriebe, selbst diejenigen mit Rüstungsaufträgen, zur Strom- und Kohleneinsparung feiern, zunächst bis 29. Januar. Das Gaswerk Ludwigsburg hat nur noch für 10 Tage Kohlen und verlangt weitere Einschränkungen des Gasverbrauchs um 20%.

28. Jan. Der Winter tritt schärfer auf. Seit Tagen fällt Schnee bis 25 cm Höhe; starke Schneeverwehungen, der Bahnschlitten muß gefahren werden. Seit dem 12. Januar rennt der Russe gegen Deutschland an; in wenigen Tagen ist er von Warschau bis Posen und Breslau vorgedrungen, Ostpreußen zum größten Teil von ihnen eingenommen, ebenso ein großer Teil des wichtigen Industriegebiets von Oberschlesien. Tausende und Abertausende von Menschen fliehen in Schnee und Kälte nach Westen und kommen vielfach im Elend um.

Der Kohlenmangel zwingt zur Einschränkung des elektrischen Stroms. Die Betriebe, selbst Rüstungsbetriebe müssen ruhen. Bei der Eisenbahn gilt kein geregelter Fahrplan mehr. Die Schnellzüge sind ausgefallen. Baldiger Zusammenbruch des ganzen Verkehrs- und Wirtschafts Wesens steht bevor. Nachdem endlich wieder ein Waggon Kohlen eingetroffen ist, werden die Kohlen zentnerweise an die allerdringlichsten Fälle verteilt.

4. Febr. Die bisher für 8 Wochen zustehenden Lebensmittelrationen der 72. und 73. Zuteilungsperiode müssen 9 Wochen reichen mit der Begründung, im Osten sind große landwirtschaftliche Gebiete feindbesetzt worden und die Transportlage ist schwierig. War leider vor auszusehen!

Am Sonntag, dem 4. Febr. fielen erstmals innerhalb des Stadtgebietes 2 Sprengbomben, östlich in der oberen Karlstraße und in der Gärtnereigenossenschaft.

Der Schnee schmilzt rasch, das Wetter ist milder, eine große Wohltat bei der Brennstoffknappheit.

15. Febr. Das Alltagsleben ist weitgehend beeinflusst durch die Fliegerangriffe. Nachdem unsere Gegner ihre Flugplätze jetzt in Frankreich haben, erfolgen die Einflüge immer häufiger und in immer größeren Verbänden. Asperg hat vielleicht keinen direkten Angriff zu befürchten, ist aber trotzdem auch gefährdet. Bei hellem klarem Wetter ist die Fliegertätigkeit besonders reger und öffentliche Luftwarnung und Alarm lösen sich dann den ganzen Tag ab mit kurzen Unterbrechnungen. Nur selten noch ist ein deutsches Flugzeug

oben. Trotz Gefahr steht Alt und Jung vor den Häusern und zählt die Flugzeuge.

Wohl geht jedermann seiner Arbeit nach – die Industriebetriebe müssen feiern, – aber wer ist nicht bedrückt und fühlt nicht die Schwere der Zeit. Die militärische Lage wird für Deutschland von Tag zu Tag ungünstiger. Bei der Übermacht seiner Gegner muß Deutschland unterliegen. Und dann, nach diesen furchtbaren Zerstörungen?

Eisenbahnzüge können bei Tag kaum mehr verkehren. Heute Mittag griffen Tiefflieger auf dem Bahnhof Tamm einen Schnellzug an, konnten ihn aber nicht fassen und keinen Schaden anrichten, abgesehen von einigen Einschüssen in die nächstliegenden Gebäude.

19. Febr. Heute Montag Nachmittag zwischen 4 und 5 Uhr erfolgte zwischen Tamm und Asperg auf der Strecke durch 4 Tiefflieger ein Angriff auf einen Urlauberszug. Der Lokomotivführer konnte den Zug noch in den Einschnitt bei Posten 24 bringen. Die Zuginsassen stürzen aus dem Zug, um im freien Gelände Deckung zu suchen. Die Lokomotive wurde bewegungsunfähig geschossen. Die 9 Wagen wurden beschädigt; zwei Soldaten (Urlauber) und zwei Männer in Zivil wurden getötet, außerdem gab es zwei Schwer- und zwei Leichtverletzte.
Fast zu gleicher Zeit gab es durch Bombenabwurf in Bietigheim 5 und in Kornwestheim 2 Tote.
20. Febr. Nachmittags gegen 2 Uhr stürzt im Osterholzwald auf Markung Asperg ein 4 motoriges amerikanisches Bombenflugzeug brennend ab.
Das im Vorjahr von der Reichsbahn im Lehenfeld errichtete Wohnlager ist jetzt mit 480 Polen und Russen belegt. Die Kohleknappheit wird größer. Die Bäcker haben nur noch für einige Tage Brennmaterial.
23. Febr. Schwerster Luftangriff auf Pforzheim:
Nachdem bereits den ganzen Tag über stärkste Lufttätigkeit geherrscht hatte, erfolgte abends 19.45 Uhr Fliegeralarm. Gemeldet ist Feindeinflug aus Westen; schnelle Kampfflugzeuge über Baden-Baden. Direkt westlich leuchten Lichtsignale auf, der Himmel rötet sich, man sieht deutlich die Bomben und den Phosphorregen fallen. Bis in die Nähe von Asperg schwirren feindliche Jagdsicherungsflugzeuge. Die Menschen stehen auf den Straßen und beobachten von hier aus das Schauspiel. Es war sicher, daß ein ganz schwerer Angriff, der Richtung entsprechend, aus Pforzheim, erfolgte. Wie sich nachher ergab, war in einer halben Stunde die schöne Stadt größtenteils zerstört. 17.000 Menschen kamen dabei elendiglich ums Leben!
4. März Täglich und meist mehrmals am Tag überfliegen Feindflugzeuge die Gegend. Sie rücken mit der Front vor. Öfter berühren größere Verbände die Gegend bei ihren Angriffen auf Städte in Bayern, so auf München, Nürnberg, Augsburg. Der Überflug dauert 1 Stunde und nach etwa 2 bis 3 Stunden erfolgt der Rückflug in aufgelöster Formation.
13. März Von Norden her Asperg mit großer Geschwindigkeit überfliegend greifen zwischen 16 und 17 Uhr etwa 8 Jagdbomber das Personenzüge zwischen Markröningen und Möglingen mit Bordwaffen und einigen Bomben an.

Insgesamt 18 Menschen fanden den Tod. Ihre Zahl erhöhte sich auf 24. Hinzu kamen etwa 50 Schwer- und Leichtverletzte. Die blitzschnell anbrausenden Flugzeuge, die ziemlich nieder flogen, waren direkt über Asperg. Nach einigem Gewehrgeknatter und einigen Detonationen waren sie wieder verschwunden und das Unglück war geschehen. So im ganzen deutschen Reich, täglich und stündlich.

19. März Mittags 13. 15 Uhr greifen 7 Jagdbomber einen Güterzug auf dem Bahnhof Asperg an mit Bomben und Bordwaffen. 14 Zehnzentnerbomben wurden geworfen. 2 trafen den Bahnkörper unterhalb des Bahnhofs. Die übrigen gingen östlich in den Baumgrundstücken nieder. Lokomotive und mehrere Wagen wurden aus den Gleisen gehoben, die Lokomotive ganz zerstört. Tote und Verletzte gab es nicht. Das Zugpersonal konnte noch rechtzeitig wegkommen.
20. März Den ganzen Tag über heulen die Sirenen, Kleinalarm und Entwarnung lösen sich ab. Feindmaschinen einzeln und in kleinen Verbänden dauernd über unserem Gebiet.
Ihre Taktik geht dahin, den ganzen Verkehr auf der Eisenbahn und den Straßen lahmzulegen, fahrende Züge, Lastkraftwagen, und seit einigen Tagen besonders der wichtige Viadukt bei Bietigheim sind das Ziel.
23. März Jagdbomber und Jäger einzeln und in Verbänden bis zu 10 Maschinen beunruhigen den ganzen Tag die Gegend. Mehrmals am Tage greifen sie die Bahnanlagen bei Bietigheim und den Viadukt an. Sie stürzen von Asperg aus gesehen laut singend und dröhnend herunter und werfen ihre Bomben aufs Ziel. Dann folgt ein Krachen und eine dicke Rauchwolke steigt jedesmal auf. Erhebliche Schäden weist der Viadukt bereits auf. Nur vereinzelt verkehren noch Züge bei Tage.
Deutsche Flugzeuge sind nicht mehr zu sehen.
25. März Sonntag. Aus allen Himmelsrichtungen fliegen die Feindflugzeuge an, einzeln oder in Verbänden von 5 bis 10 Maschinen. Kaum sind die einen außer Sichtweite, tauchen bereits wieder andere auf. Dann ist wieder für einige Zeit Ruhe.
Wiederholt Angriffe auf Bahn und Viadukt Bietigheim.
Auch aus südlicher Richtung vernimmt man Detonationen. Bei Kornwestheim ist ein Munitionszug getroffen.
In Ludwigsburg am Hohenzollernplatz sind 2 Wohnhäuser zusammengeworfen worden. Tote liegen unter den Trümmern. Menschen, die unter den Trümmern noch lebten, konnten nicht mehr lebend geborgen werden.
Bei schönem Wetter gehen die Menschen sonntäglich gekleidet spazieren, in aller Ruhe, und man würde nicht galuben, ständiger Gefahr ausgesetzt zu sein, wenn einem dies durch die Feindflugzeuge nicht immer wieder zum Bewußtsein gebracht würde. Vom Haus kann man nicht zu weit weg, denn man ist nicht sicher, rasch in Deckung gehen zu müssen.
26. März Die Front rückt rasch näher und immer intensiver gestaltet sich die Feindflugtätigkeit. Immer wieder geben die Sirenen Alarm. Bei Nacht ist es ruhiger, denn die Feindflugzeuge können ihre Verderben bringende Arbeit

bei Tag verrichten, da eine deutsche Abwehr in der Luft nicht mehr besteht. Amerikanische Panzerspitzen bis 50 km südlich Aschaffenburg vorgedrungen.

Stichwort »Cäsar« ausgerufen, was Bereitstellung für Evakuierung bedeutet.

Auf das Stichwort »Nero« erfolgt Abmarsch mit totaler Räumung. Ein am gleichen Tag an die Bevölkerung ausgegebenes Rundschreiben der Partei lautet:

Vorsorgliche Mitteilung

Es besteht die Möglichkeit, daß im Zuge der militärischen Maßnahmen unser engeres Gebiet vorübergehend teilweise evakuiert werden könnte.

Für diesen Fall ist es notwendig, daß sich die unten näher bezeichneten Bevölkerungsteile mit den zu treffenden Sofortmaßnahmen vertraut machen.

u. a.: Reisegepäck bereitstellen

Fahrräder u. Handwagen bereitstellen

Zur Evakuierung sind vorgesehen:

Jugend im Alter v. 12-14 Jahren

Mädchen und jüngere Frauen

Frauen mit Kindern

26. März Der Volkssturm beginnt mit dem Bau von Panzersperren an den Ortseingängen zur örtlichen Verteidigung. Der Volkssturm untersteht jetzt der militärischen Führung, nicht mehr der Partei. Besondere Aufgaben erwachsen der Gemeindeverwaltung durch die schweren, sich häufenden Fliegerangriffe, durch die Sorge um Ernährung, Bekleidung, Wohnung, durch die Unterbringung Fliegergeschädigter und Evakuierter und Einquartierung. Vorbereitungen werden nötig für die eventuelle Durchschleusung zurückflutender Menschen aus dem Westen.
30. März Heute Karfreitag
Erlaß betr. Räumungsmaßnahmen:
1. Kleine Räumungen auf freiwilliger Basis
2. Totale Räumung
Geschieht auf Führerbefehl, wenn Neckar-Enzlinie verteidigt wird, auf das Stichwort »Nero«.
Alles muß dann weg. Vieh muß weggetrieben werden, Vorräte, die nicht weggebracht werden können, sind zu vernichten. Betriebe der Ernährungswirtschaft wie Mühlen, Bäckereien, Metzgereien, sind zu zerstören.
Die Amerikaner haben an mehreren Punkten über den Rhein gesetzt. Ihre Panzer stehen 50 km südlich Aschaffenburg und von da bis Heilbronn sind es nur noch 100 km.
1. April Ostersonntag
Feindflugzeuge greifen das Flakbeständelager im Osterholz an. Das Lagergebäude wurde fast vollständig zerstört, ebenso die Teigwarenfabrik Burkhardt.
2. April Die Nacht ist sehr unruhig. Die Menschen sind in Erwartung der kommenden Ereignisse. Es wird bekannt, Panzerspitzen sind bis Nordhausen bei Heilbronn vorgedrungen, können also in Stunden schon in Asperg sein.

Die bei den hiesigen Verkaufsgeschäften lagernden Vorräte müssen ausgegeben werden, so Teigwaren, Konserven usw., was in den nächsten Tagen geschieht.

3. April Immer wieder erfolgen Fliegerangriffe auf die Bahnanlage und den Viadukt in Bietigheim. Bei Tag können Züge nicht mehr verkehren. Truppenverbände ziehen sich ostwärts zurück und marschieren durch Asperg.



Die französischen Operationen in Südwestdeutschland und Österreich, März/April 1945

5. April Vormittags um 8 Uhr habe ich eine Besprechung in meinem Amtszimmer mit meinem Stellvertreter M. T. und Stadtarzt Dr. R. wegen Verteilung von Lebensmitteln. Dem hinzukommenden Ortsgruppenleiter sagten wir, daß eine Verteidigung Aspergs sinnlos wäre und nur zur Folge habe, daß der Ort zerstört würde. Er hielt uns hochverräterisches Verhalten vor.

Am Nachmittag erschien er wieder mit einem Gestapoagenten, der mir vorhielt, in Asperg werde Sabotage getrieben. Es seien hochverräterische Machenschaften. Er drohte mir mit Erschießen.

6. April Auf Hohenasperg liegt seit 10 Tagen eine deutsche Artilleriebeobachtung. Nachmittags werde ich zu der Dienststelle nach Hohenasperg geholt. Der mit 4 weiteren Offizieren anwesende Hauptmann sagte, es sei der Batterie bekanntgeworden, in Asperg sollen die Panzersperren nicht geschlossen werden, man treibe Sabotage. Ich als Bürgermeister sei verantwortlich und beteiligt. Wörtlich erklärte er: »Wenn jetzt ein Standgericht zusammentritt, sind Sie in wenigen Minuten eine Leiche«.
7. April Die letzten hier im Quartier liegenden Truppen verlassen Asperg, da die Front näher rückt. Bei Tag und Nacht krachen Bomben und Granaten, bald näher, bald ferner.
- Eine deutsche schwere 15cm-Batterie hat ihre Geschütze aufgestellt bei der Landesfürsorgeanstalt, in den Entenäckern und in der Langestraße. Sie beschießen feindliche Ziele in nördlicher Richtung.
10. April Nach vorausgegangenem Fliegeralarm, mittags gegen 1 Uhr, wird Asperg durch Jagdbomber mit Bordwaffen und Splitterbomben angegriffen. 2 Feuerwehrmänner wurden, als sie auf der Straße stehend Ausschau hielten, getötet nämlich der Wehrführer Emil Burkhardt, Maurermeister, u. der Feuerwehrmann Ernst Walde, Zimmermann, in der Schulstraße noch 4 Menschen Jakob Burkhardt, Sattler u. seine ledige Tochter, Gottlob Werner, Zementeur u. seine Tochter Julie Kreuzer. Die 6 Toten wurden am 12. April abends gemeinsam beigesetzt.
11. April Die Front verläuft im Enztal bei Enzweihingen-Besigheim. Die feindliche Artillerie schießt nach Asperg. Der Beschuß gilt wohl der Artilleriebeobachtungsstelle am Hohenasperg. Einige Personen werden verletzt, darunter 2 tödlich.
- Das an der Langestraße, direkt hinter den Häusern aufgestellte Geschütz der deutschen 15cm-Batterie, das Feindziele in Richtung Bissingen bekämpft, bildet eine große Gefahr für Asperg, weil es das Feuer auf sich zieht und mit Bombenabwürfen zu rechnen ist. Weitere Geschütze der Batterie stehen zwischen Asperg und Markröningen und gegen Monrepos.
- Vom 11./12. April die ganze Nacht im Keller wegen des feindlichen Artilleriebeschusses, der immer wieder einsetzt.
12. April Gegen 18 Uhr abends erfolgt eine starke Beschießung des Orts durch feindliche Artillerie. Ziel ist bestimmt die 15 cm-Batterie, denn in dieser Richtung liegen die Einschläge. Etwa 40 Granaten treffen den Ort.
- Die Erregung in der Bevölkerung steigert sich. Alles schimpft auf die deutsche Artilleriestellung dicht am Ort und das Sinnlose dieser Kriegsführung. Vom Rathaus weg ging ich zur Batteriestellung und veranlaßte den Führer des Volksturms, Lehrer Bader und Hans Bareiß, mit mir zu gehen. Beide standen in der Königstraße in der Nähe des Rathauses.
- Zwei Tage zuvor schon hatte ich den Batteriechef um Wegverlegung der

Geschütze ersucht. Mit der Begründung jedoch, die Batterie erhalte Entfernungsverlust, wurde dem Ersuchen nicht entsprochen.

Mit Bader und Bareiß ging ich nun in das Batteriegeschäftszimmer im Hause der Witwe Jahke im I.Stock in der Wohnung von Ernst Voß. Hier waren 3 Leutnants anwesend, denen wir unsere Bedenken vortrugen; die Batterie ziehe das feindliche Artillerief Feuer auf Asperg, so daß das Schlimmste zu befürchten sei. Auch ein Fliegerangriff könne daraus erwachsen. In energischem Ton sagte ich, »es hat ja doch alles keinen Wert mehr, am Atlantikwall konnte die Front nicht gehalten werden und nicht am Rhein. Immer weiter geht es zurück, unser Asperg muß doch nicht auch zerstört sein.« Dies betonte ich besonders auf den Einwand der Offiziere hin, es seien schon viele Städte und Dörfer zerstört.

Der Batterieführer Hauptmann Schade war nicht anwesend.

Zu dieser Zeit hat der Gärtnereibesitzer Richard Assenheimer sich mit der Geschützbedienung herumgestritten, weil sein Elternhaus in der Schäferstraße bereits etwas beschädigt worden war. Er sagte: »er hole den Volkssturm. Mit Panzerfäusten räuchere man heute Nacht die Batteriestellung aus. Er habe auch bei der Artillerie gedient, aber so etwas habe man im Weltkrieg nicht gemacht.«

Auf dem Rückweg zum Rathaus schlugen in der Nähe weiter Granaten ein, weshalb ich im Anwesen der Gärtnerei Weinbrenner im Keller Deckung suchte. Eine Frau Sippel fragt mich beim »Adler« wo ich des Beschusses wegen nochmals unterstand, ob die Frauen demonstrieren dürften, worauf ich entgegnete: »ja, demonstriert nur, vielleicht geht die Truppe dann endlich weg vom Ort.«

Ich ging nun zum Brandplatz in der Schulstraße und unterhielt mich mit einigen Feuerwehrleuten. Während dem kam der Oberleutnant von der Batterie mit einem Wachtmeister auf mich zu und ersuchte mich, mit ihm aufs Rathaus zu kommen. Hier erklärte er mir, ich müßte mit ihm zur Batteriestellung, ich möchte mich meinem Amt und meinem Alter entsprechend würdig verhalten. Nach mir wurden noch zur Batteriestellung gebracht der Richard Assenheimer und die beiden Fabrikanten Karl Fink und Erich Fink.

Endlich gegen 23 Uhr, als ich den Batterieführer gefragt hatte, was eigentlich mit uns wäre, sagte er, wir dürfen nicht nach Hause, wir stünden unter Bewachung. Man einigte sich, daß wir die Nacht im Hause von Karl Fink unter militärischer Bewachung verbringen. Durch 9 Soldaten wurden wir dorthin eskortiert und unter einer Bewachung von 6 Mann schliefen wir im Keller des Hauses.

Anderntags, vormittags verbrachten die 6 Mann uns von da wieder zur Batteriestellung in der Langesstraße. Man klärte uns nicht weiter auf und ließ uns warten. Einige Offiziere kamen und gingen. Uns wurde klar, daß man etwas Besonderes mit uns vor hatte.

13. April Mittags gegen 14 Uhr mußten ich und Assenheimer zum Rathaus. Hier war ein Standgericht der 47. Volksgenadierdivision zusammengetreten. Es war dies am 13. April.

Das Standgericht setzte sich zusammen aus Oberstabsrichter A, Hauptmann S, einem Wachtmeister und einem Soldaten. Ein Leutnant als Anklagevertreter und ein Unteroffizier als Verteidiger. Eine gewisse Nervosität herrschte. Als Erster wurde ich verhandelt. Ich schilderte, wie ich im Interesse der Stadt gehandelt habe. Seitens des Anklagevertreters war zunächst Anklage gegen mich nicht erhoben und so schien mein Fall zunächst als erledigt. Ich wurde ersucht, zu warten, bis der Fall Assenheimer erledigt sei. Er war wegen seiner Drohungen an sich schwerer belastet. Man hielt ihm zugute, daß er in Erregung gehandelt habe wegen seines gefährdeten elterlichen Anwesens. Der Oberstabsrichter entgegnete Assenheimer: »da kommt es auf so eine armselige Behausung nicht an«.

Es dauerte keine halbe Stunde und dieses Gericht erkannte gegen Assenheimer die Todesstrafe.

Nun rief man mich nochmals auf und die 3 Leutnants machten gegen mich Aussagen. Der Anklagevertreter hatte nun gegen mich Anklage erhoben. Der Stabsrichter stellte es so dar, als ob ich gesagt hätte, »hört auf, es hat doch keinen Wert weiterzukämpfen«. Ich als Bürgermeister habe mir der Tragweite besonders bewußt sein müssen. Darin erblickte das Gesetz »Zersetzung der Wehrkraft« worauf hohe Strafe, bis zur Todesstrafe, stehe. Und tatsächlich sprachen diese verblendeten Menschen, angesichts des totalen Zusammenbruchs auch gegen mich nach § 5 der Kriegssonderstrafrechtsverordnung das Todesurteil aus. Man zitierte eine noch wenige Tage zuvor ergangene Anordnung Himmlers. Himmler hatte den totalen Einsatz und das Kämpfen bis zuletzt befohlen.

Das System war morsch und faul und dem Untergang geweiht. Die Verantwortlichen wußten es, daß alles verloren war. Aber es ging ihnen nur um Zeitgewinn, anstatt zu retten, was noch zu retten war. Es war ihnen gleich, ob das Volk dabei zu Grunde ging. Tragisch ist nur, daß dies die militärischen Stellen nicht einsahen und so Handlanger blieben bis zuletzt.

Nunmehr verbrachte man uns beide in die Nähe der Batteriestellung in das Wohnhaus des Gärtnereibesitzers Adolf Hägele. Dort waren wir in einem Zimmer im Erdgeschoß, bewacht von einem Wachtmeister und 5 Mann der Batterie.

Tief traurig war es, als uns unsere Frau und Kinder hier aufsuchten und die niederschmetternde Nachricht erfuhren. Sie weinten und jammerten und hingen sich an uns.

2 Betten standen in dem Zimmer und ein Soldat mit 2stündiger Ablösung saß neben uns mit geladenem Gewehr.

Wiederholt mußten wir wegen des Artilleriebeschusses in den Keller. Direkt hinter dem Wohnhaus schlug eine Granate ein und zertörte das Gewächshaus, andere fielen vor dem Wohnhaus auf und auf die Straße, sodas wir sehr gefährdet waren.

Die Bevölkerung nahm an unserem Geschick regen Anteil. Anderntags am Samstag, den 14. April besuchten uns verschiedene Bekannte, brachten uns zu essen und zu trinken und sprachen uns Mut zu.

Zwei Persönlichkeiten, die ich neben andern erwähnen möchte, setzten sich in besonderer Weise für uns ein, und waren bemüht, unser Schicksal zu wenden: Mein Stellvertreter Max Trautmann und Stadtarzt Dr. Karl Reimold.

Das Todesurteil bedurfte zu seiner Rechtskraft noch der Bestätigung durch den Regimentskommandeur.

14. April An diesem Nachmittag hat Max Trautmann die Gemeinderäte zu einer Sitzung eingeladen, in der ein Gnadengesuch für mich und Assenheimer verfaßt wurde und das dem Stabsrichter im Rathaus zur Weiterleitung übergeben wurde.

Die Entscheidung liege bei Himmler, der aber weiß Gott wo war und überhaupt nicht mehr zu erreichen war bei der völligen Desorganisation. Ich versprach mir von dem Gnadengesuch nichts, denn von Himmler erwartete uns sowieso nur die Urteilsvollstreckung.

In der Nacht vom Freitag auf Samstag war die Batterie nach Möglingen zurückverlegt worden. Hauptmann Sch. wollte deshalb unsere Verlegung nach Möglingen haben, damit wir näher bei der Batterie seien, auch war eine Beunruhigung seitens der Bevölkerung befürchtet. Dr. Reimold hatte bereits eine Unterbringungsmöglichkeit in einem Wohnhaus in Möglingen für uns erreicht, auf Bitten unserer Angehörigen aber ließ man uns hier. Wiederholt kamen unsere Angehörigen, auch durften wir unter Bewachung einen kurzen Spaziergang in die Siechenberge machen. Der uns begleitende Soldat, ein Diplomingenieur aus Wien, war sehr verständnisvoll. So verbrachten wir diesen zweiten Tag.

Gegen 22 Uhr an diesem Samstag kam der Stabsrichter mit 2 Feldgendarmen und erklärte uns, wir könnten nicht da bleiben, wir müßten in der Nacht noch nach Stammheim und von da nach Stuttgart verbracht und der Gestapo übergeben werden. In Stammheim lag der Divisionsstab. Wir lagen bereits im Bett und wendeten ein, in der Nacht sei es uns nicht mehr möglich, zu Fuß nach Stammheim zu gehen, wir seien dazu außerstande. Es wurde uns zugestanden, erst anderntags früh 6 Uhr wegzugehen.

Wir baten, unsere Angehörigen herbeizuholen, um uns von ihnen zu verabschieden, weil das andern Tags in der Frühe nicht ginge. Dies wurde uns bewilligt und man schickte nach ihnen.

Wir faßten den Entschluß zur Flucht. Mir war es klar, daß wenn wir in die Hände der Gestapo kämen, wir nichts Gutes erwarten durften. Von dem Gnadengesuch versprach ich mir von vornherein nichts. Ich sagte zu Assenheimer: »Jetzt ist der gegebene Augenblick, wir müssen weg, noch ehe unsere Angehörigen kommen, um sie nicht mit unserem Fluchtplan zu belasten, jetzt schöpft unsere Bewachung am wenigsten Verdacht«. Wir kleideten uns an und steckten uns Eßwaren in die Taschen.

Es galt nun, die Wache zu täuschen. Dies taten wir, indem wir uns vordrängten und nach unseren Angehörigen fragten und Ausschau hielten. So nach und nach konnten wir zur Haustüre hinaus in den Hof gelangen.

Den Soldaten auf Posten ersuchte ich, er möchte den Wachhabenden fragen, ob nicht einer der Leute mit mir dürfte in meine Wohnung, um dort Abschied nehmen zu können.

Ihr Lager hatte die Wache im Souterrain, wo die Leute schliefen. Der Posten ging die Treppe hinunter um zu fragen. Wir beide standen in dem Augenblick oben an der Treppe. Ich winkte Assenheimer zu, er möchte die Tür zumachen und den im Schloß steckenden Schlüssel umdrehen, dann wäre die ganze Mannschaft gefangen gewesen. Anscheinend begriff er falsch und

zog, statt zu schließen, den Schlüssel aus dem Schloß und steckte ihn in die Tasche. Zum Glück blieb dieser Vorgang unbemerkt.

Inzwischen nun bat Assenheimer den Posten, sich von seinen Eltern verabschieden zu dürfen nebenan, er möchte mitkommen. Wir gingen auf die Straße und Assenheimer klopfte an den Fensterladen seiner elterlichen Wohnung. Es rührte sich aber nichts. Nun rief und klopfte er am Hause von Ernst Fink gegenüber, aber auch hier blieb alles still.

Inzwischen war ein Soldat herausgekommen zu uns. Da er ohne Gewehr war, sagte Assenheimer zu ihm, er solle doch sein Gewehr holen, sonst mache er sich eines Wachvergehens schuldig. Der Soldat ging ins Haus zurück und der Posten ging ihm etwas hinterdrein. In diesem Moment standen wir allein auf der Schäferstraße. Der Augenblick war günstig und auf meinen leisen Zuruf liefen wir beide die Schäferstraße vor, Assenheimer geradeaus, ich die Brunnenstraße hinunter. Von dort zum Friedhof, durch den Friedhof weiter über die Hurstweinberge zur Tammer Straße und von da zum vereinbarten Treffpunkt MONREPOS.

In der Schäferstraße noch riefen die Soldaten uns Halt zu und schossen hinter uns her. Richard Assenheimer, mein Leidensgenosse, trieb sich in der Nähe seines Hauses herum und nächtigte in der Scheune des Adolf Burkhardt in der Eglosheimerstraße, von wo aus er in der darauffolgenden Nacht zu Verwandten seiner Frau nach Fichtenberg wanderte.

Nachdem ich am Monreposeingang über 1 Stunde vergeblich gewartet hatte, setzte ich meinen im Voraus geplanten Weg fort über Hoheneck – Neckarweihingen – Poppenweiler – Hochberg – Neckarrens – Hegnach – Waiblingen – Beilstein – Kleinheppach über die Höhe bei Korb nach Buoch und Höblingswart. Gegen 6 Uhr abends war ich in Höblingswart bei meinem Vetter Fritz, dem ich sagte, er möchte mich einige Tage beherbergen, ich habe wegen Differenzen mit der Partei wegmüssen, verheimlichte ihm aber den eigentlichen Grund.

Querfeldein ging in der Nacht mein Weg mit besonderer Vorsicht, weil überall Truppen waren und die Straßen und die Brückenübergänge von Volkssturmmännern bewacht waren. Vor Monrepos lief ich in der Dunkelheit auf eine Geschützstellung zu, blieb aber unbemerkt. Dagegen wurde ich auf der Höhe von Poppenweiler von einem Doppelposten angehalten und nach dem Lösungswort gefragt; sie ließen mich unbehelligt weiter. In Hegnach, wo es allmählich Tag geworden war, ging ich in ein Bauernhaus und bat um eine Tasse Kaffee, die mir bereitwilligst gegeben wurde.

Bei Hegnach waren ziemlich viel Truppen, unter ihnen auch ein Asperger namens Schmäutz, der mich wie er mir später sagte, erkannte, ohne daß ich ihn wahrgenommen hatte. Er kam an diesem Sonntagnachmittag in Urlaub nach Asperg, wo ihm der Vorfall bekannt wurde. ohne daß er von mir etwas verlauten ließ.

16. April So war ich vom 15.-24. April bei meinen Verwandten als »fliegergeschädigter« Onkel. Das Wetter war schön; ich fühlte mich frei und sicher. Tagsüber machte ich Spaziergänge in den nahen Wald. Nach ein paar Tagen wurde Höblingswart von amerikanischen Truppen eingenommen. Auf ihren Spähwagen und Panzern fuhren sie in Richtung Remstal durch den Ort, vorzüglich ausgerüstet im Gegensatz zu unseren deutschen Trup-

pen, die abgekämpft, zum Teil auf Handwagen ihre Habe selbst mitschleppen mußten.

24. April Nun wurde es für mich möglich, wieder nach Asperg zurückzukehren. Am Dienstag, den 24. April morgens 1/2 8 Uhr trat ich den Heimweg an zu Fuß über Buoch – Korb – Waiblingen. In Waiblingen war ich wegen der Ausgangssperre von 1/2 11 Uhr bis 15 Uhr mittags festgehalten. Eine große Anzahl Leute stand auf dem Feldweg bei einem Luftschutzbunker, mit dem Nötigsten bepackt, um hier unterzukommen, nachdem sie ihre Wohnungen für die Amerikaner hatten räumen müssen. Ständig patrouillierten amerikanische Soldaten zu Fuß und ihren mit Maschinengewehren besetzten Autos durch die Stadt, andere wieder standen bei Alt und Jung und unterhielten sich wie alte Bekannte in harmlosester Weise.

Punkt 15 Uhr war alles wieder auf den Beinen und ich setzte nun rasch meinen Weg fort durch die Stadt in Richtung Hegnach und von da nach Aldingen, wo die Brücke über den Neckar zum Glück unbeschädigt war. Weiter nach Ludwigsburg-Eglosheim. Aldingen war französisch, von wenigen Mann besetzt. Der Neckar bildete die Zonengrenze. Nirgends wurde ich angehalten, von Korb abgesehen, wo ein Straßenposten in Zivil mich wegen der Ausgangssperre nicht durchlassen wollte und sagte, daß ich wegen der Ausgangssperre gefährdet sei.

Vor Ludwigsburg begegnete mir die Familie van End. (Das ist ein holländisches Ehepaar, das in Deutschland zur Arbeit verpflichtet war und bei unsern Nachbarn Wolf wohnte. Wir kannten uns gut, weil sie oft bei uns im Luftschutzkeller saßen).

Von ihnen erfuhr ich nun, daß Asperg nicht mehr beschossen wurde und keine weiteren Schäden hatte. Mit dieser Nachricht war mir ein Stein vom Herzen, denn bis dahin wußte ich nicht, ob nicht noch Kampf und Zerstörung über Asperg weggegangen waren.

Mein Plan war nun, in Eglosheim bei meinem Schwager zu übernachten. Ich wurde aber von Herrn und Frau van End nach Asperg geholt (Als Ausländer waren sie der Ausgangssperre nicht unterworfen). Ich kam dort gegen 22 Uhr an, mit großer Freude erwartet, denn sie hatten mein Kommen schon angekündigt. Nachdem ich mich von den Strapazen und Sorgen etwas ausgeruht hatte, ging ich am übernächsten Tag wieder auf's Rathaus. Die Bevölkerung allgemein bekundete große Anteilnahme an meinem Geschick und begrüßte mein Wiederkommen ausnahmslos mit aufrichtiger Freude.

Und wie verlief alles während meiner Abwesenheit in Asperg?

13. April Noch in der Nacht, sofort nach meiner Flucht durchsuchten Angehörige der Barterie meine Wohnung und nahmen meine Frau und beide Töchter auf's Rathaus wo sie nach unserem Verbleib ausgefragt wurden. Aber sie wußten ja nichts und konnten deshalb auch darüber keine Angaben machen.

Nachmittags kam dann der Stabsrichter und stellte weitere Erhebungen an. Die Wachmannschaft mußte sich verantworten, verschiedene Personen, die tags zuvor mit uns Beiden in Berührung gekommen waren, wurden festgehalten und vernommen. So Max Trautmann, Stadtarzt Dr. Reimold, Stadtpfarrer Dr. Schreiber u. a. Aber niemand hatte eine Ahnung über unseren

Fluchtplan und unseren Verbleib. Unseren Angehörigen drohte der Stabsrichter A, die ganze Sippe werde ausgerottet, wenn wir nicht zurückkämen. Eine große Suchaktion führte man durch. Hier und in den Nachbarorten ließ man an diesem Sonntagnachmittag durch die Ortsschelle bekanntmachen:

»Die Verhafteten und Verurteilten Bürgermeister Käser und Gärtnereibesitzer Richard Assenheimer von Asperg sind flüchtig. Es ist anzunehmen, daß sie sich hier oder in der Umgebung versteckt halten. Sie werden aufgefordert, sich bei der Ortspolizei Asperg zu melden, widrigenfalls sie Gefahr laufen, daß die Urteile bei ihnen als Geiseln verhafteten und abgeführten Angehörigen vollstreckt werden.

Die Einwohnerschaft wird aufgefordert, Wahrnehmungen über den Verbleib der Verurteilten sofort hierher zu melden.

Die Ortspolizei Asperg«

15. April Unsere als Geiseln verhafteten Angehörigen hielt man weiterhin fest. Abends gegen 18 Uhr, nachdem sie bis dahin im Rathaus saßen, mußte sie Ortsbauernführer B. mit seinem Fuhrwerk nach Stammheim verbringen unter Bewachung von 4 Feldgendarmen. Hier waren sie in einem Privathaus untergebracht, bewacht von Feldgendarmen der Division, die in Stammheim lag. In Sorge und Ungewissheit mußten sie harren und bangen. Am Freitag 20. April morgens erklärte ihnen ein Leutnant der Feldgendarmerie, sie sollen sich fertigmachen, sie werden entlassen, die Front rücke näher, die Truppe sei bereits weg. Diesem Umstand verdankten sie ihre Freilassung. Zu Fuß gingen sie zurück nach Asperg, wo sie mittags ankamen.

Mein Leidensgenosse Assenheimer ging von Fichtenberg anderntags zurück und stellte sich der Kreisleitung in Ludwigsburg, in der Annahme dort Hilfe zu erhalten. Statt dessen verbrachte man ihn nach Stammheim, wo er wieder in Haft genommen wurde. Seine Angehörigen durften dagegen sofort am Mittwoch, 18.4. nach Hause. Zunächst überführte man ihn nach Zazenhausen ins Gefängnis und von da schleppte ihn die Truppe auf ihrem weiteren Rückzug mit bis nach Oberschwaben, wo ihn die Franzosen als Zivilist freiließen.

Karl und Erich Fink wurden noch bis spät abends des 14. April festgehalten. Sie hatten sich der Inanspruchnahme von Fahrzeugen durch deutsche Truppen direkt und indirekt durch Beiseiteschaffung einzelner Teile widersetzt. Nachteilige Folgen entstanden ihnen weiter nicht.

21. April Am Samstag, den 21. April, vormittags 11 Uhr erfolgte kampfloser Einmarsch der Franzosen aus Richtung Markgröningen, in kleineren Trupps ohne Artillerie und ohne Panzer. Es waren keine regulären Truppen, einzelne in Zivilkleidung nur mit Gewehr bewaffnet.

Die Bevölkerung stand auf der Straße und schaute in gespannter Erwartung dem Vorgang zu. Kein Schuß fiel. Hier verblieben 24 Mann, gewissermaßen als Besatzung. Es waren dies fast ausschließlich französische Kriegsgefangene, die in den beiden letzten Kriegsjahren in freien Verhältnissen wohnen durften und in Asperg und Umgebung in der Industrie arbeiteten und bei Annäherung der französischen Truppen sich zu diesen schlugen. In der Polizeiwache des Rathauses hatten sie ihr Dienstzimmer. Die übrigen

Franzosen, etwa 100 Mann, zogen in nicht geschlossenem Verband in Richtung Ludwigsburg weiter.

Als es hieß, die Franzosen kommen, wollte Gendarmeriemeister G. sich überzeugen, ob dies zutreffe. Er kam aber vom Rathaus nur bis zum »Mohren«. Als er die Franzosen kommen sah, verschwand er schnell im »Mohren«, war aber bereits gesehen worden. Die Franzosen zertrten ihn heraus und schleppten ihn zum Rathaus, wo er gefesselt und geschlagen wurde. Ebenso erging es Polizeiwachtmeister L. im Rathaus. Zusammen mit einigen in der Stafanstalt Hohenasperg zurückgebliebenen Strafanstaltswachtmeistern transportierten die Franzosen die beiden Polizeibeamten ab.

Sie erfuhren nachher eine ganz üble Behandlung in Frankreich. G. kam erst im März zurück, abgemagert und entkräftet, die meisten Zähne verloren. Als die Franzosen die Polizeiwacht betraten, war außer L. der Hilfspolizeiwachtmeister Binder von hier, Vater von 9 Kindern, anwesend. Ein Franzose schlug die Schranktüren mit dem Gewehrkolben ein, wobei sich ein Schuß löste, der Binder tödlich traf...

In der Strafanstalt Hohenasperg saßen, wie zuvor während des ganzen Krieges, nur Strafgefangene und politische Häftlinge. Im Unterschied zum ersten Weltkrieg, wo Hohenasperg von den ersten Augusttagen 1914 an Kriegsgefangenenlager für etwa 1000 Franzosen war.

Die meisten Gefangenen waren kurze Zeit vorher von den Deutschen weggebracht worden. Die wenigen zurückgebliebenen Gefangenen, meist schwerkranke und heimatlose, auch politische Häftlinge, waren nun frei...

Nach 14 Tagen kam ein französisches Kommando nach Hohenasperg...

Bis zu 60 Mann beherbergte Hohenasperg nun. Verschiedentlich wurden Leute festgenommen und dort eingesperrt, oft ohne genügenden Grund, nur um Hohenasperg mehr Bedeutung zu verschaffen. Die beiden Offiziere zeigten sich als wenig zuverlässig, unkorrekt, und suchten sich zu bereichern wo sie konnten. Einmal wurden die beiden Offiziere, beides schon ältere Leute, die wenig Offiziersmäßiges an sich hatten, durch den französischen Militärgouverneur in Vaihingen (Enz) gefesselt abgeführt, standen jedoch anderntags bereits wieder da.

Essen und Trinken und Frauen, das war ihnen die Hauptsache. Zum Glück dauerte diese Herrschaft nicht lange.

Immer schon hieß es, statt der Franzosen kämen Amerikaner. Die Franzosen mußten abziehen, nachdem ab 16. Juli der Kreis Ludwigsburg zum amerikanischen besetzten Teil Deutschlands kam.

Asperg erhielt keine amerikanische Besatzung. Von Ludwigsburg aus führten die Amerikaner den Überwachungsdienst mit Autos durch, hier und in den übrigen Orten. Der Autoverkehr mit Personenautos und Lastwagen war von da ab sehr groß, sie hatten ja Fahrzeuge und Benzin in Menge. Die Deutschen traten dagegen ganz in den Hintergrund.

Einige der Anordnungen der Franzosen seien hier angeführt:

Am 22.4.1945

»Morgen früh bis 9 Uhr müssen alle Waffen und Munition, alle Radioapparate und Fotoapparate im Rathaus abgeliefert werden, mit Adresse versehen.

Von heute ab gibt es keine Verdunkelung mehr.

Zuwiderhandelnde haben mit strenger Bestrafung zu rechnen.«

Am 23.4.1945

»Die Bevölkerung darf von 21 Uhr bis 6 Uhr ihre Wohnung nicht mehr verlassen. Ebenso darf der Stadtbezirk bis auf weiteres nicht mehr verlassen werden. Die Landwirte sollen ihre Felder weiterhin bestellen.

Die Geschäftsleute werden darauf aufmerksam gemacht, daß die Abgabe von Waren jeglicher Art ohne Lebensmittelkarten und Bezugsscheine nach wie vor untersagt ist.

Privatleute dürfen Lebensmittel oder sonstige Gegenstände an Russen nicht abgeben. Alkoholabgabe ist verboten.

Bedrohung und Zuwiderhandlung ist der Kommandantur zu melden. «

Am 25.4.1945

»Noch im Wehrmachtsverhältnis stehende oder geflüchtete Soldaten haben sich sofort bei der französischen Kommandantur zu melden. Militäruniformen sind abzuliefern. Zuwiderhandlungen werden mit dem Tode bestraft. Auch diejenigen Personen, die diese Soldaten beherbergen und sie nicht melden, unterliegen der gleichen Strafe.

Die Einwohnerschaft wird dringend ermahnt, Ruhe zu bewahren und Schießereien zu unterlassen. Unbesonnenheit führt zur Vernichtung der Stadt und der Bevölkerung.

Sämtliche Radioapparate sind heute Mittwoch von 14-17 Uhr auf dem Rathaus abzuliefern.

Die Anschläge am Rathaus und an den Plakatsäulen sind zu beachten. «

Am 26.4.1945

1. Sämtliche männliche Parteigenossen haben um 13 Uhr mit Pickel und Schaufel am Rathaus anzutreten, die nicht erschienenen haben sich zu verantworten.

2. Sämtliche verfügbaren Lastkraftwagen, ob fahrbereit oder nicht, sind sofort auf dem Rathaus Zimmer 8 zu melden.

3. Alle Motorfahrzeuge sind bis auf weiteres blockiert und auch alle Treibstoffvorräte.

4. Es ist verboten, mit Fahrrädern und Automobilen zu fahren.

5. Es muß bis spätestens Samstag an jeder Wohnung an gut sichtbarer Stelle (z.B. Haustüre oder Gartentüre) ein Zettel angebracht sein, auf dem in gut lesbarer lateinischer Schrift zu stehen hat:

Familiennamen, Vorname, Geburtsdatum, ferner ob Mann, Frau oder Kind.

6. Die Anschläge an Tafeln und Plakatsäulen sind stets zu beachten.

27. April »Die französische Polizei im Rathaus ist nur in dringenden Fällen zu sprechen. Heute Freitag bis einschließlich Sonntag ist keine Sprechstunde. Die Anschläge an den Plakatsäulen sind maßgebend und zu beachten.

Die Bevölkerung wird erneut aufgefordert, Ruhe und Ordnung zu bewahren. «

6. Mai »Sämtliche Männer Jahrgang 1885 bis 1930 Buchstabe H u. J haben Montag 7 Uhr vor dem Rathaus anzutreten. Ab heute darf niemand das Dorf ohne Passierschein verlassen. «

Die abgelieferten Radios lagen 2 Monate lang im Sitzungssaal des Rathauses. In dieser Zeit wurden die besten Apparate von französischen Soldaten

weggestohlen und nach Frankreich geschafft. Von den 600 Apparaten blieben etwa 300 übrig, einfache Apparate, Volksempfänger und teils beschädigte. Was noch da war, erhielten die Eigentümer, soweit sie noch festzustellen waren, zurück. Die weiteren und die Apparate von Parteigenossen wurden unter Nazigegner verlost. Photoapparate waren alle verschwunden. In den ersten Wochen nach der Besetzung von Asperg mußten die männlichen Einwohner, in erster Linie die Parteigenossen unentgeltlich arbeiten bei Wegräumung der Trümmer der Autobahnbrücke und mit Zuschütten der Bombentrichter. Sie hatten sich vor dem Rathaus einzufinden, wo sie die Franzosen zur Arbeit einteilten.

Am 2. Mai sind die hier beschäftigt gewesenen Ostarbeiter (Russen, Polen) in die Flakkaserne in Ossweil verbracht worden, wo ein großes Sammellager eingerichtet ist. Bei Firma M. Streicher waren zuletzt 181 Ostarbeiter beschäftigt (103 Männer u. 78 Frauen).

Am 9. Mai veranstalteten die Franzosen unter sich eine Feier anlässlich der deutschen Kapitulation. Sie verschießen viel Munition unter Schreien und Gröhlen. Vor dem Rathaus sind Tische aufgestellt, auf denen sie Wein auschenken. Im »Hirsch« haben sie ihr Lokal. Sie lassen ausrufen:

»Heute Nachmittag wird ab 4 Uhr getanzt. Die Bevölkerung ist eingeladen. Heute ist bis 20 Uhr Ausgang.«

Am 8./9. Mai 1/2 11 Uhr nachts wurden in der Wirtschaft T... die Frau B. in ihrer Wohnung und das Dienstmädchen vom Traubenwirt in ihrem Schlafzimmer von 2 amerikanischen Soldaten, die hier von Ludwigsburg aus Streifendienst hatten, vergewaltigt. Der Mann der Frau B. wurde von einem der Amerikaner unter Drohung mit dem Gewehr unten in der Wirtschaft festgehalten.

Im August 1945 wurde das zwischen Asperg und Eglosheim gelegene Anwesen des Schreinermeisters M. durch Polen wiederholt überfallen und ausgeraubt. Bei einem wiederholten Überfall wurde der Sohn M. von den Polen erschossen. Die Familie mußte für mehrere Monate das Haus verlassen, um sich nicht weiter zu gefährden.

In der Nacht vom 9./10. November 1945 überfielen Polen das Mühlenanwesen von F. in Markröningen, um zu plündern und töteten dabei die ganze 5köpfige Familie, nachdem einer der Plünderer als ein in der Mühle zuvor beschäftigter Arbeiter erkannt worden war.

Allgemein waren solche Räubereien durch Ostarbeiter, die noch im Lande waren, begangen. Die Polizei hatte keine Schußwaffen mehr. Erst allmählich griffen die Besatzungstruppen schärfer durch und schützten die Bevölkerung.

Aber noch im März 1946 überfielen Polen die Eheleute M., die abseits in den Hirschbergen ihr Häuschen haben, und nahmen ihnen sämtliche Kleider und Schuhe weg.

Die Polen haben übel gehaust, wie Verbrecher. Hätten die Besatzungstruppen (Amerikaner) von Ludwigsburg aus nicht eingegriffen, die Bevölkerung wäre noch lange terrorisiert worden.

Die vom 21. April ab als Besatzung bzw. als Polizeitruppen hier verbliebenen Franzosen kamen auf 1. Juni 45 zur Entlassung und es unterstand von da an Asperg dem Kommando auf Hohenasperg, bis am 16. Juli der Kreis Ludwigsburg der amerikanischen Zone einverleibt wurde.

Die Gemeinde war jetzt gezwungen zum Schutze gegen herumstreichende

Russen und Polen, von denen bis zu 8000 in den Kasernen in Ludwigsburg zusammengezogen waren, 15 Mann Hilfspolizei – lediglich mit Armbinde versehen, ohne Schußwaffen aufzustellen.

Der Neckar bildete nach dem Einmarsch die Grenze zwischen amerikanischem und französischem Kampfgebiet. Die Franzosen hatten erst Stuttgart und Ludwigsburg besetzt, aber schon nach einigen Wochen hieß es, die Kreise Ludwigsburg und Leonberg kommen zur amerikanischen Zone, was der allgemeine Wunsch war und auch Wirklichkeit wurde. Man erhoffte von den Amerikanern bessere Verhältnisse denn den Franzosen war es sehr um die Auspoerverung ihres Gebiets zu tun.

Im Vergleich zu andern Städten und Dörfern hat Asperg wenig Schäden erlitten, sowohl an Zivilpersonen als auch an Eigentum.

Durch Fliegerbomben und Bordwaffenbeschuß sowie durch Artilleriefuer sind hier folgende Schäden entstanden:

Gebäudeschäden:

- 2 Wohnhäuser mit 4 Wohnungen zerstört
- 5 Wohnhäuser stärker beschädigt
- 7 Wohnhäuser leichter beschädigt
- 30 Wohnhäuser erlitten leichtere Schäden (Fenster, Ziegel)
- 3 Fabrikgebäude u.
- 2 öffentliche Gebäude wurden etwas beschädigt.

Der Gesamtgebäudeschaden ist geschätzt auf 80.000 RM.

Die meisten Schäden waren schon nach Wochen behoben und selbst die zerstörten Gebäude werden im Verlauf von 1-2 Jahren wieder erneuert sein. Mit großer Energie sucht jedermann raschestens seine Schäden zu beheben. 12 Einwohner Aspergs mußten bei den Angriffen ihr Leben lassen, einige weitere wurden verletzt.

Bausteine aus dem Jahre der Stunde Null (1945)*

Von Kreisdekan Paul Kopf

Umbruchzeiten sind politisch, kulturell und auch von der Lebenseinstellung der Menschen aus gesehen Zeiten besonderer geschichtlicher Erfahrungen. Wer sie als Baustein erfassen kann, wird mit den Bedingtheiten der Gegenwart weit mehr die Zukunft gestalten zu vermögen, als Erinnerung an Vergangenes wachrufen. Er erkennt, Geschichte ist keineswegs eine Hausapotheke, aus der man sich nach Belieben und Bedarf bedienen kann. Sie hat keine Rezepte parat. Sie ist so vielfältig und vieldeutig, daß sich bei geschickter Auswahl und Montage vieles belegen läßt. Geschichte kann totgeschwiegen werden, kann aber auch zu durchsichtigen Zwecken hochstilisiert, verhängnisvoll und problematisch werden. Alles haben wir schon erlebt.

Zwei epochale Ereignisse der letzten zwei Jahrhunderte dürften sich als Analyse, für Bausteine der Geschichte besonders eignen. Als erstes könnte ich mir den Zeitraum vorstellen, der mit dem Begriff »Napoleon« zu umschreiben wäre, und dies wäre in Ludwigsburg ein wahrhaft lohnendes Unterfangen. Auch hat diesem Umstand die Diözese Rottenburg-Stuttgart ihre Entstehung zu verdanken. Genanntem Ausschnitt der Geschichte widmet das Württembergische Landesmuseum Stuttgart 1987 eine Ausstellung mit dem Thema: »Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons«. Die Vorbereitungsgruppe ist unter anderem bemüht, darzustellen, welche Bindungen sich in dieser Zeit gelöst, welche neu entstanden sind, welche Freiheiten gewonnen und welche verloren gingen und welche Ansätze bis heute sich als aktuell erweisen.

Das zweite epochale Ereignis, das im Gang der Geschichte der Neuzeit sich uns anbietet, ist das Jahr der Stunde Null (1945). Mit diesem Griff in die Vergangenheit möchte ich versuchen, dieses Jahr als Baustein darzustellen. Es sei dies getan an Ereignissen, die den Kreis Ludwigsburg besonders getroffen haben. Die historischen Zeugnisse sind aus der bis dorthin nur als dünner Diasporagemeinde existierenden katholischen Kirche herausgegriffen. Das Ziel möchte sein, dieses Jahr auszuweisen als ein Jahr der Geschichte, das trotz allem nach vorne weist.

Ein Unterfangen, an das sicher mancher ein Fragezeichen setzt, derweil es gewagt wird, so hoffnungsvoll aus diesem Arsenal des Lebens zu schöpfen. Vielleicht werden aber doch Spuren sichtbar, die es möglich machen, im »Internationalen Jahr der Jugend« etwas zu vermitteln, das bei aller Distanz der Generationen ein Stück Gemeinsames findet in der Hoffnung auf ein besseres Morgen.

Bausteine im Jahr der Stunde Null suchen heißt, in den Trümmern und im Schutt eines Jahres buddeln in der Hoffnung, Brauchbares zu finden. Diese Umbruchzeit ausgraben heißt, nach dem Befinden des Menschen vor vier Jahrzehnten zu fragen, sein Erleben zu vermitteln, darzustellen, welche Bindungen sich damals gelöst, welche Freiheit gewonnen, welche Ansätze bis heute aktuell sind. Ja, zu verdeutlichen, wie dieses Jahr der Stunde Null ein neues tragfähiges Fundament für viele Menschen, die in den Kreis Ludwigsburg eingewiesen wurden, werden konnte. Steht am Anfang des Jahres der Terror des Krieges, so ist es am Ende die Flut der Heimatvertriebenen und dazwischen liegen nicht minder extreme Situationen.

Ein Stück davon kurz und knapp zu beleuchten, habe ich mir vorgenommen. Hineinblendet sei in die Zeit vor der Stunde Null, in die Stunde Null, in die Neuorientierung nach der Stunde Null. Die Beispiele beruhen, wie gesagt, auf nicht veröffentlichten Quellen kirchlicher Provenienz. Es gäbe sicher auch viele andere Darstellungsmöglichkeiten. Der Anlaß legt mir jedoch diesen Hintergrund nahe.

*) Vortrag im Kreishaus Ludwigsburg am 16. März 1985.

1. Die Situation vor der Stunde Null

Der damalige Pfarrer von Kornwestheim hat das Jahr 1945 so aufgezeichnet:
»Endlich kam das Jahr, das dem sinnlosen Morden und Zerstören ein Ende setzen sollte. Nur ein Wunsch konnte angesichts des Furchtbaren, das sich da gegen uns heranwälzte, die Herzen erfüllen: möge das unentrinnbare Schicksal, dem man entgegenging, sich möglichst rasch erfüllen und möge es der Herrgott gnädig verhüten, die wahrhaft teuflischen Absichten unserer Machthaber sich erfüllen zu lassen, nämlich unser ganzes Vaterland zu einer unbewohnbaren Wüste zu machen und das ganze Volk mit in den Untergang hineinzureißen. Gewaltige Offensiven wälzten sich bei Jahresbeginn von allen Seiten gegen die Grenze unseres Vaterlandes, dann, als die letzten Hindernisse überwunden und die Kraft unserer Heere vollends zerschlagen war, begann ein rasender Wettlauf vor feindlichen Armeen durch das Reich, bis es auf den letzten Winkel und Zipfel vom Feind besetzt war.

Kornwestheim erlebte am 28. Januar nochmals einen Fliegerangriff, den letzten und furchbarsten von allen. 200 Bomber griffen Stadt und Rangierbahnhof an und richteten große Verheerungen an. Der Rangierbahnhof war wie umgepflügt, in der Stadt wurde besonders die Stadtmitte (Weimarstraße) schwer getroffen. Auf unseren Kirchbauplatz gingen zwischen Kirche und Schlosser Albrecht drei Bomben nieder, davon ein Blindgänger, der später entfernt wurde. Eine Bombe hatte die Werkstätte von Schlosser Albrecht weggerissen. Im Pfarrhaus wurde wieder das Dach teilweise abgedeckt und alle Fenster eingeschlagen. Zwei Nachbarhäuser des Pfarrhauses wurden getroffen und zerstört. Kirche und Gemeindehaus erlitten keine weiteren Schäden. Wiederum hatte Gottes Hand uns sichtbar beschützt. Es gab im ganzen etwa 30 Tote. Von jetzt an erschienen die allerdings sehr gefährlichen schnellen Jagdbomber, die vor allem den Eisenbahnverkehr völlig lahmlegten. Kaum ein Tag verging, da der Bahnhof oder einzelne Züge nicht mit Bordwaffen beschossen wurden. Am 26. Februar mußte der Pfarrer bei einem Gang auf den Friedhof zu einer Beerdigung vor einem Jaboangriff in einen Luftschutzkeller fliehen. Zuletzt kamen noch 8 Tage vor der Besetzung Kornwestheims durch einen Jaboangriff drei Personen ums Leben. Am Osterfest konnte der Gottesdienst zur Not noch gehalten werden. Am Ostermontag aber folgte gerade während der heiligen Wandlung ein sehr heftiger Angriff auf den Bahnhof. Ein wahres Trommelfeuer von Bordwaffen raste über unseren Häuptern. Die Leute blieben jedoch ruhig und hatten sich in ihr Schicksal ergeben.«

2. Die Stunde Null

Als Beispiel des Trümmerfeldes, aus dem wir die Bausteine suchen, ein Bericht aus Bietigheims Pfarrchronik:

»Von Montag 9. April früh 9 Uhr bis Dienstag früh 6 Uhr (20 Stunden lang) dauerten die Kämpfe. Tag und Nacht mußte ich mich nun im Keller aufhalten bei dem pausenlosen Artilleriebeschuß. Der Kirchturm wurde von der Pak mehrfach durchschossen. Die Franzosen hatten auf Lug ihre Geschütze aufgestellt.

Am Sonntagabend 8. April waren noch einige kath. und evang. Hitlerjungen, welche die SS mit Panzerfäusten hatte in den Kampf werfen wollen, von Geislingen an der Steige her, wo sie durchgegangen waren, angekommen und übernachteten bei mir im Keller, da sie wegen der gesprengten Brücken nicht mehr zu ihren Eltern in der Altstadt kommen konnten. Am Montagfrüh um 7 Uhr bemerkten wir, wie einige Männer auf Bret-

tern über den gesprengten Enzsteg turnten. Da schickte ich die Jungens hinüber, so sie noch vor den Franzosen bei ihren Eltern ankamen.

An diesem 9. April in der Frühe hauchte ein französischer Feldgeistlicher im Dienste der Nächstenliebe sein Leben aus. Aumonier Letisserand von Vichy in Frankreich war bei den kriegsgefangenen Franzosen in Bietigheim der Feldgeistliche und hielt in den Gefangenenbaracken in Bietigheim und Umgebung die Gottesdienste. Beim Herannahen der Marokkaner stellte er sich vor die deutschen Frauen auf der Lug und gab den Marokkanern Zeichen, welche diese mißverstanden. Sie schossen auf ihn und trafen ihn tödlich. Er wurde auf dem französischen Heldenfriedhof in Bönnigheim beerdigt. Ein heiligmäßiger Priester hatte so seinen Lauf vollendet. Später konnte ich den Angehörigen genaue Angaben machen, nachdem wir nach langem Suchen sein Grab in Bönnigheim gefunden hatten.

Die Belagerung von Bietigheim-Ost zog sich vom 9. bis 20. April hin. Mit Kirche und Pfarrhaus waren wir 100 m Luftlinie sowohl vom Feind wie vom deutschen Behelfsbunker entfernt. Am Mittwoch früh 2 Uhr war ein heftiger Handgranatenkampf mit einem französischen Spähtrupp beim Pfarrhaus. Die Opfer der Belagerung wurden von mir nun ob katholisch oder protestantisch bei der Umlandstaffel im Pfarrgrundstück beerdigt, zum Teil während des Beschusses. Es waren zuletzt 24 Tote, die im folgenden Juli dann in den Friedhof umgebettet wurden. Am 12. April war wieder ein heftiger Granatwerferkampf rings um das Pfarrhaus nachts um 12 Uhr, ebenso am 13. April und den folgenden Tagen und Nächten. Am 19. April früh 1 Uhr gabs einen Volltreffer auf die Ecke des Kohlenstalles. Um 3 Uhr nachmittags erschien ein deutscher Unteroffizier mit dem Befehl, daß wir das weiße Fähnlein an der Wimpelstange, das die Jungen in der Frühe des 9. April aus dem Kirchtürmlein gehißt hatten und jetzt nur noch wie ein Taschentuch an einem einzigen Reißnagel hing, vom Kirchturm bis abends 6 Uhr entfernt haben mußten, andernfalls mir mit dem Erschießen gedroht wurde, wie es der Kreisleiter Drautz in Heilbronn gemacht habe. Ein desertierter Polizeioffizier von Heidelberg, der sich seit einigen Tagen bei mir im Keller verbarg, schlich sich mit mir zur Kirche. Da aber alle Fenster weg und wir ganz von den Franzosen eingesehen waren, gab es einen großen Granatwerferüberfall auf die Kirche. Ich konnte mich nur noch hinter der Mauer decken, bis der Polizeioffizier den Wimpel entfernt hatte und das Schießen aufgehört hatte.

Diese Drohung war die letzte Heldentat der Nazis gewesen. Nacht um 3 Uhr rückten die deutschen Truppen schleunigst ab, weil die Franzosen über Freudenstadt, Horb und den Schönbuch gegen Stuttgart vorrückten und den deutschen Truppen die Umklammerung drohte. Am Nachmittag rückten die Franzosen vorsichtig über die Enz und besetzten ganz Bietigheim. Da der zivilgekleidete Polizeioffizier auf dem Kirchplatz nach den Franzosen ausspähte, wurde er entdeckt. 2 Franzosen mit Maschinenpistolen holten ihn und, weil er sich in den Keller flüchten wollte, auch mich ab als durch meine Soldatenstiefel verdächtig. Bei der Metzgerei Litz unten wurden wir vorgeführt. Da ich meinen Personalausweis als katholischer Pfarrer bei mir hatte, kam ich gleich frei und es gelang mir auch, den Polizeioffizier freizubekommen.«

3. Neuorientierung im Chaos der Stunde Null

Mit der Besetzung der Gemeinden fielen die meisten bisherigen Verwaltungsträger aus. Es gab keine deutsche Staatssouveränität, keine deutsche Regierung mehr. Lediglich die Gemeinde- und teilweise die Landkreisverwaltungen blieben funktionsfähig, wengleich durch die Besatzungsmächte größtenteils unverzüglich Umbesetzungen

vorgenommen wurden. Intakt blieben die Strukturen der Kirche. Dadurch wuchs dieser ein großes Maß an Vertrauen, aber auch an Verantwortung zu. In den Gemeinden konnte das kirchliche Leben, vom Zwang der nationalsozialistischen Einschränkungen befreit, weitergeführt werden. Selbst durch den Einmarsch der Alliierten wurde es kaum unterbrochen. In Ludwigsburg beispielsweise kann anhand des Verkündbuchs nicht einmal die Zäsur »Besetzung« festgestellt werden. Der Pfarrer hatte seine Vermeldungen für den auf die Besetzung folgenden Sonntag bereits handschriftlich ins Verkündbuch eingetragen. Für die nach dem Einmarsch der Franzosen verhängte Ausgangssperre mußte er nur die Zeit der sonntäglichen Abendmesse von 19 auf 17 Uhr umändern. Die Situation war je nach Gemeinde verschieden. Probleme jedoch waren überall in Fülle vorhanden.

Die Geistlichen wurden aufgrund ihrer Vertrauensstellung zu Brücken der Menschlichkeit zwischen der durch die Besetzungssoldaten bedrohten deutschen Bevölkerung und den Besetzungsorganen. Gewalttätigkeiten kamen hauptsächlich bei den französischen Truppen vor. In der Gruft der Schloßkirche Ludwigsburg wurden selbst Särge der königlichen Familie von Plünderern aufgebrochen. Die während des Krieges in das Land gebrachten Ostarbeiter (Ukrainer, Polen, Russen) wurden ebenfalls zu einer bedrohlichen Belästigung. Die Geistlichen wurden um Abhilfe angegangen und in die alsbald eingerichteten Bürgerausschüsse wurden sie in nicht wenigen Fällen berufen.

Einfallsreichtum, Idealismus und der Wille, die Vergangenheit zu bewältigen, regten ebenso an wie die Verantwortung der Geistlichen, dem gläubigen Volke eine innere und äußere Heimat zu vermitteln. So konnte eine Woche nach dem Einmarsch der Franzosen die verwüstete Kirche in Bietigheim bereits wieder benutzt werden.

Der Chronist schreibt:

»Der französische Stadtkommandant, ein katholischer Pfadfinder, Pierre Corbière, war sehr entgegenkommend. So konnte ich bei den Firmen Schleyer und Klumpp gleich das Cathedralglas für die Kirchenfenster beschaffen. Die Dächer der Kirche, die neben vielen Beschädigungen noch einen Volltreffer über der Orgel bekommen hatte, und das Pfarrhaus wurden notdürftig geflickt und abgedeckt. Den Kitt für die Kirchenfenster mußte ich eigenhändig mit dem Wägelchen über die gesprengten Brücken auf Umwegen von Asperg mit vielem Schweiß, da es 3 Zentner waren, herbeiführen. Die Fenster wurden durch Kunstmalerei Heß von Besigheim mit Symbolen bemalt, die übrigen Fenster und der Chor durch Malermeister Rößle umsonst gestrichen, aus Dank dafür, daß sein Sohn gesund von der Marine zurückgekommen war. Vom 29. April ab konnte der Gottesdienst wieder in der Kirche abgehalten werden.«

Nach Bausteinen suchen heißt nicht zuletzt den geistigen Schutt und dessen riesige Trümmerhaufen abgraben, um Menschen eine neue Orientierung zu geben. Die Kirchen des Landes suchten schon in den ersten Stunden nach der Besetzung die Kräfte zu sammeln, Wegmarken für die Zukunft zu setzen. Der Erzbischof von Freiburg – Rottenburgs Bischof war noch in der Verbannung – wandte sich an jenem 8. Mai 1945, dessen 40-jähriges Gedenken so schwierig zu sein scheint, an die Gläubigen des Landes mit seinem Hirtenschreiben »Rückblick und Ausblick«, das auch vielen Gemeinden Württenbergs zur Kenntnis gebracht wurde. Er ruft zu einer »würdigen Haltung innerhalb unserer scheinbar trostlosen Lage« auf, bittet um den Akt des Verzeihens an all denen, die »uns verkannten und verachteten, verhöhnerten und verleumdeten, vertrieben und einkerkernten.« Wie schnell sich die Rollen veränderten, zeigte sich besonders sichtbar in Ludwigsburg.

Bereits am 15. Juni 1945 schreibt der Pfarrer von Dreieinigkei in die Pfarrchronik: »Nach der Besetzung durch die Amerikaner wird die kasernenreiche Stadt zum Sammelplatz für politisch Internierte. Lager 71, das frühere französische Kriegsgefangenenlager

an der Aldingerstr., wird als erstes mit ca. 3000 Internierten belegt. Die Amerikaner hatten den Stadtpfarrer schon Ende Mai, am Pfingstmontag zu einem Gottesdienst in diesem Lager mit einem Jeep abgeholt. Es folgte die Gründung eines weiteren Int. Camp 72 im Krabbenloch (Rotbäumleskaserne), dann Camp 74 in der Flakkaserne, das der Vikar übernimmt. Ein neues schwieriges Arbeitsfeld für die hiesigen Seelsorger, dazu die Inanspruchnahme durch eine nicht abreißende Karawane von Angehörigen aus allen Gauen Deutschlands, die nach ihren internierten Vätern und Söhnen und Männern fragen.«

Dem im Oktober 1945 nach Kornwestheim versetzten, erst kurz vorher aus der Kriegsgefangenschaft entlassenen Vikar Gebhard Maier wurde die Betreuung der dortigen Internierungslager als besonderer Seelsorgsauftrag übertragen. Über diese Tätigkeit schreibt er:

»Mein Seelsorgsauftrag umfaßte auch die Betreuung der Internierungslager. In denselben waren in zwei Kasernen ca. 12.000 Internierte untergebracht, in der einen ehemalige Angehörige der SS und SA, in der anderen mehr oder weniger österreichische Nationalsozialisten.

Schwieriger war die Situation im anderen Lager. Die Häftlinge wurden von den Ami's streng bewacht, später von Polen. Auch hatten sie regelmäßiges und sogar reichlicheres Essen als wir. Deren großes Problem war nur die Enge ihrer Bewegungsmöglichkeiten, die völlige Unklarheit ihrer Zukunft und die schreckliche Unwissenheit über die Situation ihrer Familien. Erst nach Monaten gab es eine Lockerung.

Die ersten Monate durfte ich mit keinem sprechen, wir waren immer von einem Soldaten, selbst beim Gottesdienst, begleitet. Vor Weihnachten bekam ich von diesen für damals sehr wertvolle Geschenke. Brötchen, Schoko, Zucker, Cafe, Mandeln usw., wengleich alles in kleinen Mengen. 1946 durfte ich dann im Keller auf einer Kiste sitzend, aber immer unter Aufsicht, Beichte hören. Ich war dann öfters und länger im Lager und konnte auch manchmal Angehörigen, die mich besuchten, mehr Auskunft geben und Grüße ausrichten.«

Über das Leben in diesen Lagern existiert eine sehr informative Lagergeschichte, die mir das Stadtarchiv Ludwigsburg vor kurzem dankenswerterweise zur Verfügung gestellt hat. Der Jesuitenpater, Franz zu Löwenstein, hauptamtlicher Lagerseelsorger, dokumentierte seine Seelsorgserfahrungen bereits 1947. Die Seelsorger beider Konfessionen versuchten gerade auch diesen Menschen wieder Orientierung zu geben.

Bausteine können selbst im letzten von mir dargestellten Problemfeld, der Vertreibung, wie sich zumindest später herausstellen sollte, gefunden werden.

Am 24. Oktober 1945 traf der erste Eisenbahntransport mit 1400 schlesischen Heimatvertriebenen in Bietigheim ein. Züge mit den Transportzielen Backnang, Crailsheim, Schwäbisch Hall, Bad Mergentheim und anderen Kreisstädten folgten. Das Innenministerium befürchtete, daß das Einströmen von Hunderttausenden von Flüchtlingen zu untragbaren Verhältnissen führen werde, denen die Behörden machtlos gegenüberstünden. Keinesfalls sollten die Gemeinden, bezogen auf den Bevölkerungsstand von 1939, mit mehr als 30% zusätzlichen Einwohnern belegt werden. Eine umgehende Rückkehr der noch in den Landgemeinden und kleineren Städten untergebrachten Bombenkriegs-Evakuirten aus Nord- und Westdeutschland in ihre Heimat, eine beschleunigte Repatriierung der zwangsverschleppten Ausländer aus Osteuropa, sowie eine Verminderung der Belegung der einzelnen Kreise mit Besatzungstruppen sollte angestrebt werden. Schließlich hielt es das Ministerium für dringend geboten, die Flüchtlingstransporte nach einem bestimmten, sich etwa bis zum Frühjahr 1946 erstreckenden Zeitplan durchzuführen. Angeregt wurde die Errichtung von Auffanglagern, von denen aus die Flüchtlinge auf die einzelnen Landkreise verteilt werden konnten. Der Städtever-

band von Württemberg und Baden warnte auf einer Tagung in Mannheim am 17. November 1945 vor einem Abschieben der Evakuierten, um Wohnraum für die Ostflüchtigen frei zu bekommen. Da die Evakuierten vielfach in luftkriegszerstörte Städte zurückkehrten, wurde dort die Lage kritisch. So teilte Oberbürgermeister Dr. Arnulf Klett mit, daß trotz Zuzugsverbots Woche für Woche 2000 Menschen nach Stuttgart zurückkämen. In Heilbronn, das im April 1945 noch 7000 Einwohner gezählt hatte, bereits aber wieder auf eine Bevölkerung von 52.000 Menschen angewachsen war, und in Mannheim sah es nicht anders aus. In einem Aufruf vom 8. Dezember 1945 erklärte die Württembergische Nothilfe, die ungeheure Not könne nur überwunden werden, wenn das ganze Volk zusammenhalte und sich gegenseitig stütze. Jeder, der in Arbeit und Verdienst stehe und noch Wohnung habe, müsse persönliche Opfer auf sich nehmen, um die obdachlosen und heimatlosen Familien durch den Winter zu bringen. Nicht nutzloses Jammern und Klagen, sondern tatkräftiges, opferwilliges Handeln bringe die bitter notwendige Hilfe.

Es gab tatsächlich nicht wenige, die diesen Aufruf hörten, die Bausteine für die Zukunft wurden, Einheimische wie Vertriebene.

Wie dies im Kreis Ludwigsburg geschehen, wird derzeit von einer Arbeitsgruppe des Landkreises erarbeitet. Wir hoffen, zum Jahresende eine Dokumentation vorlegen zu können, die das auf dem großen Feld der Vertriebenen untermauert, was ich Ihnen in dieser Stunde über das ganze Jahr der Stunde Null, zumindest bruchstückhaft, aufzeigen wollte, nämlich daß unter jedem Trümmerhaufen auch noch ein Stück Hoffnung begraben liegt.

Es gibt Stunden, in denen aber auch Zeichen gesetzt werden müssen, für tatkräftiges, opferwilliges Handeln. Heute ist so eine Stunde gekommen. Männer und Frauen, die trotz der Trümmer durch ihre christliche Grundhaltung Bausteine fanden, für eine neue Zeit, sollen vor diesem Forum geehrt werden. Sie zeigten nicht nutzloses Jammern und Klagen, sondern tatkräftiges, opferwilliges Handeln bringt uns die bitter notwendige Hilfe.

In andere Worte faßte es bei der von Tausenden von Vertriebenen besuchten Volksmission der Ludwigsburger Katholiken, fünf Jahre nach deren Ankunft, einer der acht Missionare auf dem Schloßhof dieser Stadt: »Diese Botschaft ist uralte, ja 2000 Jahre alt, und doch für diese Menschen täglich neu.«

Im Jahr, an dessen Ende die Vertreibung der Deutschen voll in Gang kam, hat der Jesuitenpater Alfred Delp am Anfang desselben durch Henkershand sein Leben für diese Welt ob seiner Überzeugung für verlustig erklärt bekommen. Eines seiner letzten Worte über den Sinn der Lebens lautete: »Wenn durch einen Menschen ein Stück mehr Liebe und Güte in diese Welt gekommen ist, dann ist sein Leben nicht umsonst gewesen.«

Dürfen wir nicht ein wenig stolz sein, daß wir auch in unserem Kreis Menschen unter uns wissen, die solches zum Ziel ihres Lebens machen?



40 Jahre nach Kriegsende luden das Landratsamt und das Kath. Dekanat Ludwigsburg zu einer Begegnung ein, um des damals Geschehenen zu gedenken, aber auch um Frauen und Männer zu ehren, die nach der Katastrophe des Krieges und der Vertreibung aus ihrer Heimat einen beispielhaften Neuanfang wagten. Der Bischof der Diözese Rotenburg-Stuttgart, Dr. Georg Moser, zeichnete dabei Frauen und Männer aus dem Kreis Ludwigsburg mit der Martinusmedaille aus (Max Rimmel, Oberstenfeld; Leo Dworschak, Markgröningen; Aloisia Wagner, Ditzingen; Wilhelm Siegel, Ludwigsburg; Pfar-

rer Otto Langer, Sachsenheim; Helmut Dehn, Bönningheim). Landrat Dr. Ulrich Hartmann verlieh im Auftrag des Bundespräsidenten das Bundesverdienstkreuz an Johann Bürgstein, Freiberg und Alfred Scharbert, Asperg. Am Nachmittag wurde die Begegnung unter dem Motto »40 Jahre nach der Stunde Null« in der Stadthalle Freiberg fortgesetzt. Dabei sprach Frau Minister Barbara Schäfer (Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Sozialordnung des Landes Baden-Württemberg) zu dem Thema »Verantwortung für die Gesellschaft«.

Quellen und Literatur

Berichte von P. Franz zu Löwenstein vom 16. Dezember 1983 und Pfarrer Gebhard Maier vom 9. Januar 1984.

Chroniken der Pfarreien Ludwigsburg-Dreieinigkei, Bietigheim-St. Laurentius und Kornwestheim.

Verkündbuch der Pfarrei Ludwigsburg-Dreieinigkei 1945.

Paul Sauer, Demokratischer Neubeginn in Not und Elend, Das Land Württemberg-Baden von 1945 bis 1952, Ulm 1978.

Ursberger Josefsbote, Januar/Februar 1985, Nr. 1.

Berichte und Notizen

Die Veranstaltungen des Historischen Vereins 1984/85

1. Die Vorträge im Winterhalbjahr 1984/85 im Kulturzentrum der Stadt Ludwigsburg

Die Vortragsreihe eröffnete am 11. Oktober 1984 Dr. Paul Sauer, den wir schon oft als Redner begrüßen durften, mit seinem Thema »Friedrich, Württembergs erster König«. Er befaßte sich insbesondere mit dessen Werdegang bis zum Regierungsantritt. Prinz Friedrich Wilhelm Karl von Württemberg wurde am 6. November 1754 als Sohn Friedrich Eugens, des jüngsten Bruders Herzog Carl Eugens in Treptow (Pommern) geboren. Seine Mutter war Prinzessin Friederike Dorothea Sophie von Brandenburg-Schwedt, Nichte Friedrichs des Großen. Der Vater war preußischer Offizier, sehr geschätzt vom großen König, und die verwandtschaftlichen Beziehungen zum Königshaus waren für den Jungen von Anfang an »eine gute Sache«. Für die Württemberger erfreulich, wurde Friedrich trotz des katholischen Vaters nach der Konfession der Mutter evangelisch erzogen. Nach zunächst ungeschickten Erziehern, denen sich das sehr eigenständige Kind schroff verschloß, hatte fortan Friedrich von Maucler, aus Hugentottischer Familie, einen wesentlichen und guten Einfluß auf den Prinzen, der seinen Charakter bestimmend prägte. Der Vater hatte sich in der Folgezeit als Statthalter nach Mömpelgard zurückgezogen, während der junge Friedrich, der traditionsgemäß die Offizierslaufbahn einschlagen sollte, früh nach Potsdam in preußischen Militärdienst kam. Er hatte hier das, länger als bei seinem Onkel Carl Eugen währende, große Wohlwollen des Königs, der ihn regelmäßig an seiner berühmten Tafelrunde teilnehmen ließ. Hierbei geriet auch er gelegentlich in die Schußlinie des »Spötters von Sansouci«, der ihn mit seinem gesegneten Appetit und der resultierenden frühen Korpulenz aufzog. Das Verhältnis zum König blieb trotzdem gut, und dieser nahm ihn öfters zu Manövern mit. Bereits 1774 war er preußischer Oberst, wurde bald Regimentskommandeur in Belgrad und Lüben, und nach Bewährung im Bayerischen Erbfolgekrieg 1778/79, unter großer Anerkennung seitens des Königs, 1780 Generalmajor. Er zeigte sich als strenger und nicht immer angenehmer Vorgesetzter seiner Truppe. Friedrich der Große, der gern »politische Ehen« stiftete, war besonders stolz auf die von ihm arrangierte Ehe von Prinzessin Sophie Dorothee von Württemberg, Schwester des jungen Friedrich, mit Großfürst Paul von Rußland, dem Sohn Katharinas der Großen, und war daher sehr erfreut, als der junge Prinz die noch nicht 16jährige Prinzessin Auguste Karoline Friederike Luise von Braunschweig und Lüneburg ehelichte. Leider stand diese Ehe von Anfang an unter keinem guten Stern, da die junge Frau ihrem geistig weit überlegenen Gatten nicht gewachsen war. Schon 1781 wollte sie sich von ihm trennen, was aber von den Familien verhindert wurde. Im September 1780 wurde das erste Kind, der nachmalige König Wilhelm I. von Württemberg, geboren. Leider verlor Friedrich die Gunst des großen Königs, als diesem weitere Heiratspläne zugunsten preußischer Politik mißblagen, und er dafür Friedrich ungerechterweise mitbeschuldigte. Dieser quittierte darauf-

hin 1781 seinen Dienst und wurde durch Empfehlung seiner Schwester, der nunmehrigen Großfürstin »Maria Feodorowna«, am Hofe Katharinas der Großen herzlich aufgenommen. In St. Petersburg wurde er mit seiner Familie ehrenvoll empfangen und von Katharina zum Generalgouverneur von Finnland ernannt. Als Offizier bewährte sich der zum Generalleutnant beförderte in einem Waffengang 1783. Sein Leben am Zarenhof in St. Petersburg ließ den Ehekonflikt neu aufflammen, obwohl eine Tochter Katharina, die spätere Königin von Westfalen, Gattin des Napoleonbruders Jérôme, die früh verstorbene Prinzessin Dorothea und Prinz Paul geboren wurden. Der jungen Frau bekam das Hofleben nicht gut, es gab Eifersüchteleien, die dann zum Eingriff der Zarin führten. Da eine Scheidung unmöglich erschien, gab Katharina Auguste dem alten Hofjägermeister von Pohlmann zur Betreuung, der dieses Vertrauen mißbrauchte. Auguste verstarb 1788 unter etwas mysteriösen Umständen, wohl nach einer Fehlgeburt.

Friedrich, auf ein Jahr vom russischen Kriegsdienst beurlaubt, kehrte Ende 1786 mit seinen 3 Kindern fluchtartig in die Heimat zurück. Da Katharina ihm eine Wiederkehr verweigerte, reichte er seine Entlassung ein, die postwendend genehmigt wurde. Zunächst als Privatmann auf einem kleinen Gut bei Mainz wohnend, ließ er seinen Söhnen eine strenge Erziehung angedeihen, wogegen es die Tochter Katharina bei der Großmutter in Mömpelgard besser hatte. Von seinem Wohnsitz aus betrachtete Friedrich mit wachem Auge die Entwicklung in Württemberg. Die 1789 ausgebrochene französische Revolution beunruhigte ihn im höchsten Maße, und ein Besuch in Paris, wo ihn eine schwere Krankheit befiel, machte ihn vollends zum erklärten Gegner der neuen Entwicklung in Frankreich. Er befürchtete mit Recht einen Übergriff der Revolution auf Deutschland. Mit der Übersiedlung Friedrichs nach Ludwigsburg 1790 war sein Onkel Carl Eugen nicht zufrieden, zumal der Neffe ihn oft hart kritisierte. So blieben ihm jegliche Ämter und Posten verschlossen, was ihn sehr verbitterte. Erst mit dem Regierungsantritt des Vaters Friedrich Eugen 1795 erlangte er den lang ersehnten politischen Einfluß und bereitete sich, da der Vater kränklich war, auf die Übernahme der Herrschaft vor. Als 1796 Katharina die Große starb und sein Schwager Paul den Zarenthron bestieg, bekam er in St. Petersburg einen festen politischen Rückhalt. Aus politischen Gründen strebte er nun eine zweite Heirat an und sein Freund Johann Karl Reichsgraf von Zepelin ging als Brautwerber nach England zur bereits dreißigjährigen Kronprinzessin Charlotte Auguste Mathilde von Großbritannien. 1797 erfolgte die Trauung des Paares in London. Diese Ehe gelang dank des eifrigen Bemühens Friedrichs recht gut, da auch die Gattin eine streng moralische Lebensauffassung hatte. Leider blieb die Ehe kinderlos. Als regierender Herzog von Württemberg seit 1797 hielt Friedrich die Freundschaft zu Graf Zepelin, und als dieser allzufrüh 1801 starb, wurde der Herzog immer einsamer und unnahbarer. In der »Napoleonischen Zeit«, die Friedrich nacheinander die Kurfürsten- und schließlich die Königswürde brachte, wußte Friedrich mit großer Standhaftigkeit dem Korse gegenüber die Belange seines Landes (Gebietserweiterung) und seiner eigenen Persönlichkeit zu behaupten. Stets war er auf das Wohl seines Landes bedacht, was ihm, dem »Unbequemen«, größte Hochachtung des großen Imperators und begnadeten Genies eintrug. So hat Friedrich, der zunächst die Landstände abschaffte und absolutistisch regierte, schließlich aber wieder 1815 den Landständen eine neue Verfassung vorlegte, in gekonnter Weise das neue Königreich Württemberg begründet.

Der zweite Vortrag, am 8. November 1984, hatte zum Thema: »Kleine Steinbauten im Kreis Ludwigsburg (Gruhen, Bogenbrücken, Feldschützen- und Wengertunterstände)«. Der Vortragende, Herr Reinhard Wolf aus Marbach, Mitarbeiter der staatlichen Naturschutzbehörde, erklärte zu Beginn seiner hochinteressanten, erfreulich reich-gebildeten Ausführungen, daß sich bisher noch kein Historiker intensiv um das Pro-

blem dieser »Nebensächlichkeiten« gekümmert habe. Er hat in den Geschichtsblättern Bd. 36/1984 ausführlich und mit schönen Abbildungen über »Gruhen im Landkreis Ludwigsburg« berichtet, so daß hier nur kurz über die weiteren Themen zu berichten ist. Steinerne Bogenbrücken, in ihren leider nur noch wenigen erhaltenen Exemplaren eine besonders liebenswerte Erinnerung an die »gute alte Zeit«, sind eng verbunden mit dem Thema »Talauen«, das in seiner ganzen Relevanz am Beispiel Bortwartal aufgezeigt wurde. Niemand weiß, wie alt sie sind, doch bestanden sie, jedenfalls zum Teil, schon 1760. Die Bauweise dieser Sand- oder Kalksteinbauten ähnelt der Konstruktion von Kellergewölben. Auch in diesem Bereich konnten durch pflegliche Restaurierung die noch vorhandenen Bestände erhalten werden. Die meisten Steinbrücken gibt es noch im Buchenbachtal bei Affalterbach. Die Unterstände zum Wetterschutz sind ein Charakteristikum der Weinberglandschaft. Von den noch erhaltenen 350-400 Bauten finden sich besonders viele im Gebiet Kirchheim am Neckar. Leider wurden viele dieser Steinhäusle ein Opfer der Weinbergsanierung. Es gibt zwei Typen: einfache, nach vorn offene Gewölbe, und solche mit steinernen Unterbauten und darüber errichtetem Fachwerkhäusle (Brachberg bei Bietigheim), welche in der Dachregion als wichtige Herberge für Vögel (Schleiereulen) dienten. Zu diesem Komplex gehören auch die Feldschützenunterstände, von denen ebenfalls prominente Vertreter vorgeführt wurden.

Das nächste Thema, »Das römische Walheim auf Grund neuer Ausgrabungen«, wußte am 13. Dezember 1984 Dr. Dieter Planck von der Abteilung Archäologie des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart dem interessierten Auditorium mit ausgezeichneten Bildern lebendig zu machen. Der bisherige Befund mit dem, dem heutigen Ort Walheim deckungsgleichen, bereits berühmt gewordenen großen Römerkastell, erlebte dank dem Bau der Umgehungsstraße der B 27 eine unerwartete und großartige Ergänzung. Man fand nicht nur ein älteres, nördlich vom »großen« befindliches älteres Kastell, sondern die umfangreiche »Zivilsiedlung« als Begleitung des Lagers. In unerwarteter Vollständigkeit konnte man die Struktur dieses Römerdorfes mit Hauptachse und Nebenstraßen planmäßig rekonstruieren, wobei sich ergab, daß die Häuser meistens nach einem fiskalischen »Schubladenplan« erstellt wurden. Vorn gegen die Straße ein Keller, mit Vorbau überdacht, dahinter zwei Räume, der vordere zu gewerblichen Zwecken, dahinter ein Wohnbereich. Auch das Handwerk blühte, mit Keramik und Eisengeräten. Nebenbei fand man zahlreiche Brunnen, die wieder großartige Fragmente von Götterbildern, darunter auch einer großen Jupiter-Gigantsäule, und anderes zutage förderten. Welch ein Glück, daß die Alemannen in ihrer Wut über die Römer alles kurz und klein geschlagen und in die Brunnen gestopft haben! So blieb immerhin fragmentarisch viel erhalten! Die Untersuchungen, ehe das Ausgrabungsfeld wieder geschlossen wird, sind noch nicht abgeschlossen! Walheim wird auf diese Weise zu einer der großartigsten Römerfundstellen des ganzen Landes, und ist, was die Römer betrifft, »die Sensation« unseres Kreises.

Einen ganz neuen Akzent setzte am 17. Januar 1985 Pfarrer Franzgerhard von Aichberger von der Friedenskirche Ludwigsburg mit seinem Thema »Die Württembergischen Herzöge des 18. Jahrhunderts und die Stillen im Lande«. Bewußt »als Pfarrer« redend, ging es ihm darum, die persönlichen Gründe der oft unglücklich und rein »politisch verheirateten« Herzöge für die vom Volk so stark kritisierte »Maitressenwirtschaft« aufzuzeigen, wobei die damaligen Pfarrer, die »Stillen im Lande« als Partner der Fürsten eine große Rolle spielten. Er wählte als prägnante Beispiele die Herzöge Eberhard Ludwig und Carl Eugen. Eberhard Ludwig wuchs unter der Vormundschaft seiner Mutter Magdalena Sibylla von Hessen-Darmstadt und seines Onkels, Herzog-Administrator Karl Friedrich, auf. Die Mutter war vom Pietismus Philipp Jakob Speners erfüllt, was sich auf Eberhard Ludwigs Erziehung maßgeblich auswirkte. Als Herzog siedelte er

1699 im Oberamt Maulbronn Waldenser, 1700 hugenottische Flüchtlinge in Cannstatt an. Seine »politische« Heirat 1697 mit der Markgräfin Johanna Elisabeth von Baden, der Tochter des »Türkenlouis«, sah er als Pflicht an, und es wurde von ihm Johann Reinhard Hedinger, ein frommer und gelehrter Pietist, als Hofprediger angestellt. Von ihm ertrug er manche harte Kritik. 1706 lernte Eberhard Ludwig Wilhelmine von Graevenitz kennen, die nun seine echte große Liebe wurde. Bereits 1707 ließ er sich in der Schweiz mit ihr trauen. Die Doppelheirat geriet zum größten Ärgernis, und 1708 mußte der Herzog diese Ehe als ungültig erklären. Pfarrer von Aichberger nannte das Verhältnis zur Graevenitz als »ein liebenswertes« und als »ein Stück von dem, was wir für uns alle in Anspruch nehmen: privates Glück!« Andreas Adam Hochstetter (1711) und Samuel Urlsperger (1715) wurden weitere Hofprediger und Beichtväter des Herzogs, der den letzteren nach einer erregenden Predigt wutentbrannt entließ. Auch diese beiden Pfarrer waren Pietisten. Die Graevenitz wurde zur beherrschenden Figur im Lande und hatte durchaus nicht nur ungute Ideen. Gegebenenfalls wäre sie vielleicht sogar eine gute Landesmutter geworden. Auf die ernstesten Vorstellungen Friedrich Wilhelms von Preußen anlässlich seines Besuchs in Ludwigsburg trennte sich Eberhard Ludwig von seiner Geliebten und »versöhnte sich« mit seiner Gattin. Kurz darauf verschied er 1733.

Sein Nachfolger Karl Alexander, selbst katholisch, legte als toleranter Fürst den Grundstein zu dem »Pietistenreskript« von 1743, das nun den Pietismus »hoffähig« machte. Herzog Carl Eugen, 1744 mit 16 Jahren bereits volljährig, lernte auf einer Reise als 14jähriger die neunjährige Prinzessin Elisabeth Friederike von Brandenburg-Bayreuth kennen, was schon 1748 zu einer Heirat führte. Trotz Carl-Eugens Bemühungen um seine Ehe geriet diese, mit der »kalten Schönheit«, unglücklich und blieb kinderlos. Als er 1769 die junge Franziska von Leutrum kennen lernte, begann eine Wende im Leben des seither in Eskalationen sich ergehenden Souverains. Nachdem Graf Leutrum 1772 in die Scheidung von seiner Gattin eingewilligt hatte, gab es für die beiden Liebenden noch einen langen, dornenvollen Weg, bis Carl Eugen die Geliebte endlich, nachdem seine Frau gestorben war, als legitime Gattin und Herzogin von Württemberg heimführen konnte. Es ist wohl zur Genüge bekannt, welch hervorragenden Einfluß diese Frau auf den Herzog hatte. Eine Krönung ihres »Werkes« war die Kanzelverlesung im ganzen Land zum 50. Geburtstag des Herzogs, in der er sein bisheriges Leben offen bereute und Besserung gelobte, die dann auch voll und ganz eintrat und Carl Eugen von da an als einen der tüchtigsten und für sein Land, infolge seiner Intelligenz und vieler guter, fortschrittlicher Kulturideen, bedeutendsten Regenten in die württembergische Geschichte eingehen ließ, so daß auch Schiller an seinem Grabe nur mit Anerkennung von ihm sprechen konnte. Pfarrer von Aichberger trat somit für eine gerechtere Wertung und Betrachtung der Handlungsweise der Regenten ein, und appellierte an die Geschichtsschreibung, auch ein Auge für Barmherzigkeit zu haben und im »Menschen Regent« nicht nur Unerträgliches zu sehen, sondern auch »auf etwas dahinter, die rein menschlichen Gefühle« zu achten. Dem Vortrag, der größte Beachtung fand, folgte noch eine Diskussion, die verschiedene Standpunkte der Zuhörer offenbarte.

Der Vortragsabend am 14. Februar stand zunächst im Zeichen der Hauptversammlung mit Wahlen. Hierbei wurde nach dem üblichen Jahresbericht des Vorsitzenden Oberstaatsarchivrat Dr. Schmierer und seinen Kollegen Dr. Stein und Dr. Mögler-Hofacker für die Redaktion des neuen Bandes der Geschichtsblätter gedankt. Als Nachfolger des nicht mehr kandidierenden Staatsarchivdirektors Dr. A. Seiler wurde Staatsarchivdirektor Dr. Sauer als zweiter Vorsitzender gewählt, sowie Frau Helga Gengnagel als Schriftführerin und Frau Helga Schmidt als Kassenverwalterin. Als Vortragender des Abends ergriff sodann Dr. Manfred Warth, von dem wir schon etliche interessante Vorträge hören durften, das Wort zu seinem Thema »Georg Friedrich Jäger (1785-1866),

Naturwissenschaftler und Arzt«. In seinen mit zahlreichen informativen Bildern ausgestatteten Ausführungen wies der Vortragende zunächst auf die Beziehungen zum Naturwissenschaftler Goethe hin, der den tüchtigen Schwaben in seinen Schriften mehrmals mit großer Anerkennung erwähnt. Als Sohn des herzoglichen Leibarztes und Medizinprofessors Christian Friedrich Jäger wurde Georg Friedrich am 25. Dezember 1785 in Stuttgart geboren. Bei seinem Studium in Tübingen wurde er durch seine Schwester Charlotte Pfizer in das dortige gesellschaftliche Leben eingeführt, und aus dieser Zeit stammen seine Freundschaften mit Justinus Kerner, Ludwig Uhland und dem späteren Staatsrat Ludwig Roser. Neben den medizinischen Fächern belegte er Vorlesungen in Chemie, Botanik, Mathematik, Physik und Pharmakologie, wobei ihm der Tübinger Apotheker Gmehlin wertvolle Ergänzungen geben konnte (Chemie und Pharmakologie). 1807 schrieb er seine Dissertation über »die Wirkungen des Arsenik auf verschiedene Organismen«. Eine Studienreise nach Paris 1808 machte ihn mit dem berühmten Baron Georges de Cuvier bekannt, der ihm ungehinderten Zutritt zu den bedeutenden Fossiliensammlungen und Gelegenheit zur Teilnahme an Tiersektionen vermittelte. Auch traf er dort mit Alexander von Humboldt zusammen. Nach einer Reise durch Südfrankreich mit seinem Landsmann, dem begeisterten Botaniker Guckenberger, übernahm er in Stuttgart die Praxis seines Vaters. 1812 heiratete er die 18jährige Charlotte Hoffmann aus Neustadt a. d. Linde, die er, nach Geburt von 4 Kindern, schon nach 6 Jahren Ehe durch Tod an den Masern verlor. Obwohl ihm dieser Tod der geliebten Frau ein Beweis für die damalige Machtlosigkeit der Medizin gegenüber den Infektionskrankheiten erschien, konnte in dieser Zeit sein Stiefbruder Carl Christoph, Dr. med. und Leibarzt des Königs, die Pockenimpfung als ersten Fortschritt auf diesem Gebiet in Württemberg einführen. Die von Georg Friedrich aufgeführten damaligen Behandlungsmittel der Mediziner, vom Quecksilber bis zum Opium, waren zur Bekämpfung von Seuchen völlig untauglich! 1891 heiratete Jäger Charlotte Schwab, die jüngste Schwester des Dichters Gustav Schwab. Auch diese Ehe verlief äußerst glücklich, und seine Frau, welche die angetretenen Kinder liebevoll betreute, schenkte ihm noch neun weitere! Nach 47 Ehejahren beschloß Georg Friedrich im Alter von 81 Jahren sein erfülltes Leben. Er erlebte zahlreiche Ehrungen. 1817 zum Stuttgarter Naturalienkabinett berufen, konnte er die Sammlungen bedeutend vermehren. 1823 übernahm er zusätzlich eine Lehrstelle für Naturgeschichte am Stuttgarter Gymnasium, wo er 22 Jahre wirkte, und das alles neben seiner Arztpraxis! 1834 Stuttgarter Ehrenbürger, wurde er 1836 ins »Königliche Medizinalkollegium« berufen, mit dem Referat »Thermal- und Mineralbäder«. 1850 verlieh ihm der König das Ritterkreuz des württembergischen Kronordens und damit den persönlichen Adel. Sein wissenschaftliches Werk ist bedeutend. Er war der erste, der wissenschaftliche Paläontologie betrieb. Weitere Publikationen neben seiner Dissertation befaßten sich beispielsweise mit der Fettsucht von Kindern, mit abnormen Pflanzenbildungen, mit Ichtyosauriern und einem abnormalen Mammutzahn. Dr. Warth hat durch seine mit großem Beifall aufgenommenen Ausführungen mit einem uns bislang unbekanntem bedeutenden Schwaben bekannt gemacht, dessen Leben, Verwandtschaft und prominente Freunde besonders deutlich in die damalige schwäbische Ehrsamkeit und Geistesblüte eingebunden waren, bis hinauf zum schwäbischen »Par-naß«.

Beim letzten Wintervortrag, am 14 März 1985, befaßte sich Dr. Jürgen Hagel vom geographischen Institut der Universität Stuttgart mit dem Thema »Aus der Geschichte des Neckars zwischen Esslingen und Marbach. Was alte Bilder und Karten berichten«. Der Vortragende begann seine durch zahllose schöne Dias reich illustrierten Ausführungen mit einer Übersicht über die Darstellungsarten der Flußlandschaft. Den Maler reizte die Neckarlandschaft als Idylle, doch hielt er auch Katastrophen wie Überschwemmun-

gen, Eisgänge und Abtragung von Ufern im Bild fest. Andererseits gibt es Darstellungen der land- und forstwirtschaftlichen Nutzung und der wasserbautechnischen Anlagen wie Wehre, Kanäle, Mühlen und Schleusen. Die Manöver waren Ursache zur Anfertigung von Militärkarten, aus denen man ehemalige Geländebeschaffenheit ersehen kann, und schließlich gibt es Karten alter Grenzziehungen, einst als Unterlagen bei Grenzstreitigkeiten. Geographisch betrachtet bietet der Neckar im dargestellten Abschnitt zwei Talformen: das breite Tal zwischen Plochingen und Cannstatt und das sich anschließende untere Tal mit seinen Steilhängen und dem größeren Wassergefälle, von dort bis Marbach. Die erste ausführliche Darstellung des Neckars wurde durch den bekannten herzoglichen Baumeister Heinrich Schickhardt gefertigt, der 1598 seine Gedanken über Schiffbarmachung des Neckars im Plan festhielt. Anhand typischer Beispiele wurden nun Mühlen und Wehre sowie die durch die Flößerei notwendigen Floßgassen und die zur Holzlagerung notwendigen »Holzgärten« vorgeführt. Besonders interessant war die Hohenecker Mühle, die 1812 mit fünf Mühlrädern und drei Mahlgängen ausgestattet war, aber ein Schifffahrtshindernis bildete. Die Mühle wurde daraufhin vom König aufgekauft und alsbald beseitigt. Die Technik des Wasserbaues, Strombündelung, Begradigung von Flußschlingen und Brückenbauten wurden besonders durch die Situationspläne des Königlich Württembergischen Wasserbaudirektors von Duttenhofer zu Anfang des 19. Jahrhunderts deutlich. Des weiteren zeigte Dr. Hagel die Entwicklung der Kartographie am Neckarbeispiel. Von der ersten Karte, die bereits 1592 durch Georg Gadner gezeichnet wurde, bis zur modernen topographischen Karte mit dem ganzen Straßennetz reichte diese Übersicht. Nicht nur die, großenteils auf den alten Bildern bunt dargestellten, Fakten waren das Interessante und Faszinierende an dem Vortrag, sondern man erfreute sich an den vielen wundervollen alten Ortsansichten, angefangen mit den Merianstichen bis zu köstlichen Darstellungen der Neckarorte aus dem 19. Jahrhundert, eine Sammlung schönster Bilder, die wohl jeder gern besitzen würde! So sind diese alten Dokumente ebenfalls ein wertvoller Beitrag zur Landesgeschichte und zeigen deutlich das Leben der Neckaranwohner im Zeichen »ihres Flusses«.

2. Die Studienfahrten im Sommerhalbjahr 1985

Die erste Halbtagesfahrt, am 27. April 1985, galt einem Besuch von Kirchheim/Teck, das gleich Leonberg zu den bedeutenden altwürttembergischen Städten gehört, an denen man üblicherweise nur auf der Autobahn »vorbeibraust«, ohne sie eines Besuches zu würdigen. Diesem Bildungsmangel abzuhelpfen war das Ziel unserer Fahrt. Man traf sich beim alten Kornhaus, jetzt Heimatmuseum, wo Herr Billig, ein versierter Stadtführer, die Gäste empfing. Im sehenswerten Museum gab der Führer zunächst anhand eines schönen Stadtmodells einen Überblick über die Stadtgeschichte. Kirchheim liegt im Bereich des Zusammenflusses von Lauter und Lindach. In der Nähe gabeln sich uralte Verkehrswege ins Lautertal (Owen, Lenningen, Gutenberg) und ins Lindachtal (Weilheim). Im Stadtgebiet waren Siedlungen aus Jungsteinzeit, Kelten-, Römer- und Alemannenzeit zu finden. Die aus der Allemannenzeit stammende ursprüngliche Holzkirche St. Martin war eine der ältesten Kirchen des Neckargaues und gab der Stadt ihren Namen. 1059 erhielt Kirchheim das Münz- und Marktrecht. Im Verlauf des 12. Jahrhunderts kam der Ort an die auf der Limburg bei Weilheim, später im Breisgau ansässigen Zähringer, dann an die Herzöge von Teck, von denen es zwischen 1220 und 1230 zur Stadt erhoben wurde. Sein Grundriß ist der einer typischen Zähringerstadt (Freiburg/Breisgau, Bern), mit einem Hauptstraßenkreuz. Die Hauptachse dient als Markt-

straße, ein Marktplatz fehlt. Kirche und Rathaus liegen abseits. Der rechtwinkligen Anordnung der Straßen entsprachen vier Tore in der Stadtmauer. Das Schloß (Stadtburg) ist ein Teil der Stadtbefestigung. Kirchheim, seit 1381 württembergisch, wurde von Herzog Ulrich mit Neubau und Erweiterung des Schlosses zu einem Eckpfeiler der Landesverteidigung ausgebaut. Schwärzester Tag in seiner Geschichte war 1690 ein 7 Tage lang wütender Stadtbrand, der die Stadt gänzlich in Schutt und Asche legte. Schon im selben Jahr befahl der Herzog den Wiederaufbau nach festem Plan, wobei die bisher traufständigen Häuser nun giebelständig zu den Straßen stehen und alle nach einheitlichem Muster gebaut werden mußten. Es entstand so im Lauf der Zeit ein Stadtbild von großer Einheitlichkeit bei gleichzeitiger Vielfalt der barocken Straßenfluchten.

Beim folgenden Stadtrundgang besuchte man zunächst die sehenswerte Martinskirche, die, mit ihrem mächtigen – ursprünglich als Wehrturm errichteten – Kirchturm als vierter Nachfolgebau der Urkirche im 15. Jh. erbaut, später erweitert und 1959-64 in teilweise modernen Formen restauriert wurde. Dort befinden sich die Gräber der Franziska von Hohenheim, 2. Gattin Herzog Karl Eugens und des berühmten Verteidigers des Hohentwiel im Dreißigjährigen Krieg, Konrad Widerholt, der in Kirchheim als Obervogt starb sowie seiner Gattin Anna Armgard (schöne Epitaphien im Chor!). Vorbei am Geburtshaus Max Eyths und am alten Spital ging es über den »Krautmarkt« zum Schloßplatz, und man war erstaunt von der riesigen Ausdehnung des mächtigen Schlosses, das als Sitz für die Herzogswitwen gedient hat. Hier ist auch die Stadtmauer bis zur »Bastion« bestens erhalten. Gegenüber liegt das »alte Haus«, 1538 als »große Herberge vor dem oberen Tor« (die Tore sind alle verschwunden!) erstellt und wohl das älteste und eindruckvollste Fachwerkhaus Kirchheims. Es wurde 1982 vorbildlich restauriert. Der Architekt und Eigentümer gewährte den Ludwigsburgern freundlich eine ausführliche Besichtigung, wobei man freigelegte Bemalungen im Stile des Bietigheimer Hornmoldhauses sehen konnte. Das Rathaus reiht sich mit seinem wuchtigen und dennoch verspielten Glockenturm würdig in die Reihe württembergischer Fachwerk-Rathäuser ein (erbaut 1722-24). Ein Gang durchs Sanierungsgebiet zeigte, wie man bemüht ist, neue Architektur mit der alten in Einklang zu bringen. Ein Gang zur Bastion in der Nordecke der Stadt gewährte einen Blick zum vor der alten Stadtbefestigung gelegenen ehemaligen Frauenkloster.

Die Ganztagesfahrt am 22. Juni 1985 galt wieder einem Besuch beim badischen Nachbarn, in Durlach, Karlsruhe und Ettlingen. Zu unserer Freude hatte sich Prof. Dr. Himmelein, Direktor des badischen Landesmuseums in Karlsruhe, zur Einführung bereit-erklärt. Er empfing uns auf dem Turmberg bei Durlach und seine ganzen Ausführungen zielten darauf hin, die enge Verquickung württembergischer und badischer Geschichte deutlich zu machen: Im badischen Land traten zunächst die Schwaben in Erscheinung, wogegen Stuttgart und Orte wie Besigheim (bis ins 16. Jh.) badisch waren. Die Burg, Veste der Grafen von Grötzingen, hieß ursprünglich »Hohenberg«. Der älteste Bau war ein Wohnturm in befestigtem Bering. Nach seinem Verfall errichteten die Stauer eine größere Anlage, von der heute noch der mächtige Buckelquaderturm zeugt. »Der Turm« sei, so Dr. Himmelein, stets ein wesentliches Herrschaftssymbol gewesen, und verkörperte sozusagen »den Herren selbst«. Nach Erklärung der großartigen Aussicht aufs umliegende Land besuchte man Grötzingen, das schon in Urkunden des Klosters Weißenburg (Elsaß) genannt ist. Die dortigen Grafen waren »Untergrafen« der Salier, und als die Stauer in der ganzen Gegend das Sagen hatten, saßen in Grötzingen die Herren von Roßwag! Die Grötzinger hatten 1094 das in der Rheinebene gelegene Benediktinerkloster »Gottesau« als Familienkloster gestiftet. Im freundlichen Ort besichtigte man das ehemalige Pfründehaus St. Barbara, das nach der Reformation vom Markgrafen von Baden zum Schloß ausgebaut wurde. Markgraf Friedrich Magnus schenkte es 1678

seiner Gattin Augusta Maria, die es nochmals umbaute und »Augustenburg« nannte. Das sehenswerte Schloß ist heute sinnvoll für Wohnungen verwendet. Durlach, die Ende des 12. Jh. von Kaiser Heinrich VI. gegründete Stadt, zeigt heute noch im Straßenverlauf den mittelalterlichen Grundriß. Neben Teilen der Stadtmauer ist besonders das »Basler Tor« sehenswert. Zahllos sind die alten Häuser in den der Stadtmauer entsprechend gerundeten Straßen. Sie stammen aus der Zeit nach einem großen Stadtbrand 1689, wo die Stadt auf Geheiß des Markgrafen Friedrich Magnus nach »Modellhäusern« wieder aufgebaut wurde. Malerisch säumen die Bauten mit großen Hoftoren die Straßen. Sehr bedeutend sind auch die Reste des einst vom Markgrafen monumental geplanten Schlosses von 1698, ein Nachfolgebau der »Karlsburg«, die einst von Markgraf Karl II. (Karl »mit der Tasch«, weil er die Handwerker aus eigener Tasche bezahlte) 1562-65 erstellt worden war, als er Durlach zu seiner Residenz erkor. Das monströse neue Schloß kam »glücklicherweise« nicht zur Vollendung! Die erhaltenen Flügel werden gegenwärtig restauriert, und besonders erfreulich ist der an die Südostecke des »Kavalierbaues« anschließende »Prinzessinnenbau«, ein Rest der alten Karlsburg. Im Vorfeld von Karlsruhe zeigte Dr. Himmelein das anstelle des Klosters »Gnadenaue« 1588 von den Markgrafen errichtete Schloß, heute etwas unwürdig im Bereich des Schlachthofes gelegen. Es war 1689 zerstört und 1740 restauriert worden und wird derzeit nach seiner neuerlichen Zerstörung nach alten Plänen wieder aufgebaut.

Am Karlsruher Schloß konnte Dr. Himmelein die Gäste sozusagen als »Hausherr« begrüßen. Bei der Stadtgründung befand sich dort ein großes Wald- und Jagdrevier der Markgrafen. Der in der Karlsburg (Durlach) geborene Karl Wilhelm, vermählt mit Prinzessin Magdalena Wilhelmine, Schwester Herzog Eberhard Ludwigs von Württemberg, gründete inmitten des »Hardwaldes« ein zunächst nur als Jagdhaus gedachtes Schloß. Daraus entwickelte sich seine neue Residenzstadt, nach ihm »Karlsruhe« genannt. Auch hier war der imposante Turm wesentlicher Bestandteil, von dem als Mittelpunkt eines Sterns sich zunächst strahlenförmig weglaufende Waldschneisen erstreckten. Aus ihnen entwickelten sich nacher die fächerförmig auf die Stadt zulaufenden Straßen, wogegen die entgegengesetzt verlaufenden Wege in einen Barockgarten verliefen, der später in einen »englischen Park« verwandelt wurde. Der Markgraf war ein großer Blumenfreund und legte daher vor der Schloßfront anstelle des sonst üblichen Exerzierplatzes einen Garten an, wozu er regelmäßig Blumen aus Amsterdam bezog. Ein kostspieliges Hobby! Übrigens stiftete er für seine Vasallen den »Hausorden der Treue«, daher das Wort »Fidelitas« im Karlsruher Stadtwappen. Unter Markgraf Karl Friedrich wurde ein Erweiterungsumbau des Schlosses betrieben, wozu er namhafte Architekten mit der Lieferung von Entwürfen beauftragte, darunter auch Balthasar Neumann. Dennoch ließ er dann den Bau von dem Leutnant Friedrich von Kesslau ausführen. Dieser schuf, auch unter Benutzung der Vorschläge Neumanns, das heute noch zu bewundernde Meisterwerk. Es wurde im vergangenen Krieg bis auf die Umfassungsmauern zerstört, ist aber großartig wieder aufgebaut und beherbergt nun das Badische Landesmuseum, das Dr. Himmelein noch mit einigen besonderen Sehenswürdigkeiten – z. B. Beutestücken des Türkenlouis! – vorführte. Man dankte dem Führer herzlich für seine so informativen und anschaulichen Ausführungen.

Nach sehr notwendiger Mittagspause empfing vor dem Schloß von Ettlingen der stadt- und archivkundige Herr Zollner die Reisenden und führte sie in den »Asamsaal«, wo er mit launigen Worten ein Kolleg über die Geschichte Ettlingens abhielt. Der Ort war schon Siedlungsgebiet der Römer (Steinrelief des Wassergottes Neptun!) und ist in Weißenburger Urkunden schon im 8. Jh. als Dorf mit Marktrecht, drei Mühlen und einer Martinskirche erwähnt. 1192 wurde das Dorf von den Staufern zur Stadt erhoben und ummauert. Ettlingen gehört damit zu den 3 ältesten Städten Badens. Die Wasser-

kraft der durchfließenden Alb wurde für weitere Mühlen verwendet, darunter eine Papiermühle, Ausgangspunkt für die heute florierende Papierindustrie. Die Stadt trat nicht nur sehr früh der Reformation bei, sondern es stammen aus ihr bedeutende Humanisten aus der Schule Reuchlins. 1689 wurde Ettlingen von den französischen Truppen eingeäschert, wobei vom »alten Schloß« nur eine Ruine blieb. Ihren langsam fortschreitenden Wiederaufbau verdankt die Stadt dem »Türkenlouis«, dessen Gattin Sibylle Augusta Ettlingen zum Witwensitz erkor und das Schloß durch Rohrer wieder aufbauen und erweitern ließ. Für die Schloßkapelle gewann sie zur Ausmalung den berühmten Cosmas Damian Asam und ließ dort in Erinnerung an ihre böhmische Heimat die Lebensgeschichte des soeben zum Heiligen erhobenen Johannes Nepomuk darstellen. Asam erledigte diesen großen Auftrag 1732 in 10 Wochen! Auch sorgte die Fürstin für eine Gesundung der Stadt und bezahlte den Wiederaufbau der sehenswerten Martinskirche. Das Andenken an diese Fürstin ist deshalb in der dankbaren Stadt heute noch wach! Größte Sehenswürdigkeit der Stadt ist wohl der beim Schloß stehende »Narrenbrunnen« mit dem Hofnarren »Hansele von Singen«, der in der Zimmerschen Chronik als echter Hofnarr empfohlen wird. Als seine Lehre ist bei der Figur der Paulusspruch angebracht: "Las mich unferacht, bedenk der Welt Weysheytt und Bracht ist vor Gott ein Dorhet [Torheit] geacht." Ein Gang durch die malerische Stadt, deren alter Häuserbestand durch laufende Restaurierung erhalten wird, führte vor's großartige Rathaus mit torartigem Turm, und man sah schöne Bürgerhäuser, die nahe der vielfach überbrückten Alb gelegene restaurierte Martinskirche sowie viele Neubauten in »angepaßtem Stil«. Entzückt von so viel ungekannten Sehenswürdigkeiten verließ man den emsigen Stadtführer, dem es so spürbar am Herzen lag, seine Stadt den Ludwigsburger Schwaben nahe zu bringen.

Bei der Halbtagesfahrt im Herbst, am 5. Oktober 1985, war Leonberg Ziel der Reise. Leonberg muß man eigentlich vom Bahnhof her kommend betrachten und dabei staunen, wie diese Stadt mit ihrem Schloß hochgebaut über dem dort sehr romantischen Glemstal thront, ein imposanter Anblick! Da der Aufstieg von da unten steil und daher beschwerlich für ältere Semester ist, kam man auf der Autobahn »von hinten her« und fand auch nach einigen Umwegen die Zufahrt zum Markt, wo Staatsarchivrat Dr. Trugenberger, ein geborener Eltinger, die Ludwigsburger empfing. Er führte zunächst in die bedeutende evangelische Stadtkirche, dem Täufer Johannes geweiht, einen imposanten Bau mit nördlichem Chorseitenturm und basilikalen Charakter des Schiffs, das im Obergaden noch romanische Fenster aufweist. Wandgemälde des 14. Jh. zieren das Schiff (Passionszyklus) und den gotischen Chor zwischen den Fenstern. Kanzel (datiert 1682) und Altar sind im Renaissancestil nach dem Vorbild Weil der Stadt gestaltet. Emporenbilder finden sich im Schiff und an einer originellen Orgelempore im Chor. Außerdem sind einige bedeutende Steinepitaphien zu bewundern. Besonders originell ist eine westliche Vorhalle (im Volksmund das »Vorzeichen«) mit dem Westportal, darüber im Maßwerk-Bogenfeld ein Johanneskopf. Hier wie außen an der Südseite der Kirche befinden sich zahlreiche, künstlerisch wertvolle Steinepitaphien etlicher Familien der Leonberger Ehrbarkeit. Das monumentale Schloß an der Südwestkante der Bergnase stammt von Herzog Christoph, sein zentraler Bau wird vom Fruchtkasten und vom Marstall flankiert, quer steht die alte Kelter, jetzt Finanzamt. Hier erzählte Dr. Trugenberger die Stadtgeschichte.

Leonberg ist eine Gründung des Grafen Ulrich I. von Württemberg. Es war die befestigte Westecke von Alt-Württemberg (Stadterhebung 1248). Zum Leid der Eltinger wurde aus deren Markung für die Stadt ein Stück abgezweigt, klein genug, um keine bedeutende Landwirtschaft zuzulassen. Der jahrhundertealte Streit beider Orte wurde erst 1859 durch Trennung der verzahnten Gemeindewesen beigelegt. Der für Leonberg

maßgebliche blühende Weinhandel hatte im Lauf der Zeit unter der Verschlechterung der Verkehrsverhältnisse zu leiden, und erst durch die Eisenbahn und später die Autobahn kam die Stadt wieder ans Verkehrsnetz. Zwei Katastrophen sind aus der Stadtgeschichte besonders hervorzuheben: bei einem Großbrand 1498 sanken 46 Häuser in Schutt und Asche, und im Dreißigjährigen Krieg starb die Hälfte der Bevölkerung an der Pest! Das Schloß wurde Witwensitz adliger Damen. Über seinem Hauptportal befindet sich ein Allianzwappen Württemberg-Anhalt, der Witwe Herzog Friedrichs I., Sibylla von Anhalt, zugehörig, zu deren Zeit ein gedeckter Gang vom Schloß zur nahen Kirche führte. Sie richtete im schönen Schloßgarten, der sich den ganzen Hang hinunterzieht, auf der Südwestseite einen »Pommeranzengarten« ein, der heute sehenswert restauriert, die alten Gewürzpflanzen wieder enthält. Darüber befindet sich im Schloß ein Stein-Altan von Schickhardt. Auf der anschließend gut sichtbaren Stadtmauer stehen, nach Süden gerichtet, bedeutende Patrizierhäuser, darunter das Haus des einstigen Kellers Johann Aichmann. Die am gegenüberliegenden Hang erstellten häßlichen Hochhäuser sind ein wenig erfreulicher, heutiger Beitrag zum schönen alten Leonberg!

Man ging dann durch die Schloßgasse mit den Häusern der Handwerker zu dem aus einem Franziskanerkloster hervorgegangenen Spital hinter der Kirche und in die Pfarrgasse, in deren Bereich einst das Judengetto war. Hier steht das schöne, 1626 von Lutherus Einhorn erbaute Diakonat, das spätere Pfarrhaus. In diesem, nach dem dort 1775 geborenen Pfarrerssohn F.W. v. Schelling »Schellinghaus« genannten Gebäude sind außerdem die Pfarrerssöhne G. Paulus und K.W. Hochstetter geboren. Weiter unten liegt das wuchtige Dekanatshaus, und ganz in der Nähe sind interessante Kreuzgangreste des Franziskanerklosters zu sehen. Im Bereich der ebenfalls gut erkennbaren Nordseite der Stadtmauer befindet sich die Weingärtnergasse mit besonders reizenden alten Häusern. Bedeutendstes Gebäude der Stadt ist das alte Steinhaus des »Schwarzen Adlers« aus dem 14. Jahrhundert. Ursprünglich Bebenhäuser Pflughof, war es nachher Amtsgebäude und Sitz des Obervogts. Angeblich soll hier 1457 der erste württembergische Landtag getagt haben. Ist dies auch heute umstritten, so war doch dieser Leonberger Landtag sozusagen »die Geburtsstunde der schwäbischen Demokratie«, wie Dr. Trugenberger feststellte. Leonberg besaß früher nur zwei, längst abgegangene, Stadttore, das »obere« nahe beim »Schwarzen Adler«, das »untere« unterhalb vom Markt. Von den um den bedeutenden Weinhandel besonders verdienten Stadt- und Amtsschreibern Jakob Korn dem Älteren (gest. 1610) und Jakob Korn dem Jüngeren (gest. 1633) zeugt noch das große Haus des Jüngeren beim »Schwarzen Adler« mit seinem Renaissance-Treppenturm. Die großartige Restaurierung der vielen alten Fachwerkhäuser (es gibt hier noch viel zu tun!) wurde im Bereich der zum länglichen Markt erweiterten Hauptstraße vorbildlich durch Neubauten im alten Stil ergänzt, so daß dieser Platz, ebenfalls mit alten Patrizierhäusern, ein schön geschlossenes Bild bietet. Das Rathaus von »um 1480«, mit einem Renaissance-Anbau von 1580, hatte im Erdgeschoß ursprünglich eine offene Halle, darüber die Ratsstube und einen »Tanzboden«. Heute ist in Obergeschoss das Heimatmuseum untergebracht. Der schöne Marktbrunnen trägt die Steinfigur eines »Wäppners«, einem Symbol des Herzogs von Württemberg, der in ähnlicher Weise in allen alten Städten stets »präsent war«. Am Markt befindet sich unter anderem das »Keplerhaus«, wo 1576-79 die Familie Keplers wohnte. Der Hexenprozeß gegen die Mutter des Astronomen fand 1615-21 in Leonberg statt! Das »Hölderlinhaus« bewohnte der Dichter in der Zeit, als er in Leonberg seine geliebte Luise Nast kennen lernte.

Leider mußte Dr. Trugenberger auch daran erinnern, daß in Leonberg ein KZ bestanden hat; Die Firma Messerschmitt hatte im Engelsberg eine unterirdische Fabrik eingerichtet, in der die KZ-Häftlinge unter schlimmsten Bedingungen arbeiten mußten. Das

Bild der ausgemergelten Arbeiter ist alten Leonbergern unauslöschlich in Erinnerung geblieben.

Durch den heutigen Stadtteil Eltingen fuhr man bis vor Kurzem auf der Bundesstraße mitten durch und konnte nur mit halbem Auge die schönen Fachwerkhäuser am Straßenrand registrieren. Heute besteht ein gut ausgebaute Umgehungsstraße, so daß die einzigartig schöne Hauptstraße durch das einst reiche Dorf, das schon um 1100 urkundlich erwähnt ist, zu einer Fußgängerzone hergerichtet werden konnte. Auch in Eltingen ist die – etwas abseits liegende – evangelische Michaelskirche der bedeutendste Bau, dessen Vorgänger eine echte »Kirchenburg« war. Das heutige schöne Gebäude ist ein Werk des Peter von Coblenz (Baudatum 1487 am Treppenturm im Chor). Die vor Jahren neu hergerichtete Kirche mit nördlichem Chorseitenturm besitzt als besondere Sehenswürdigkeit im Schiff eine schön bemalte spätgotische Holzdecke. Spätgotische Wandgemälde finden sich in Schiff und Chor, ebenso solche von 1617. Unter den Schlußsteinen des Chorgewölbes ist auch der Kirchenheilige St. Michael. Ferner ist im Chor noch der alte »Grundstein« zu sehen.

Das nebenstehende Pfarrhaus von 1735 bewohnte 1831 der Dichter Mörike als Pfarrverweser »mit ein paar Vögeln und dem Spitz Joli«. Dr. Trugenberger wußte als Kind des Dorfes die Geschichte jedes bedeutenderen Hauses zu erzählen, so daß die Wanderung durch den wohl schönsten Fachwerkkort Altwürttembergs zum großen Erlebnis wurde. Ausführlich wurde insbesondere die Hauptstraße besichtigt, das »Paradestück«, in dem neben den vielen »giebelständigen« Fachwerkhäusern auch ein besonders schöner »traufständiger« Bauernhof mit rundbogiger Toreinfahrt steht. Einer der Fachwerkgebäude (1707) wurde 1770 von auswärts käuflich erworben und hier neu aufgebaut, ähnlich ein Mansardenhaus, das von der Solitude stammt. Mit einem Gang durch die Seitengassen, deren Häuser ebenso von der Wohlhabenheit des einst reichen Gäudorfes mit seinem Weinhandel und bedeutender Landwirtschaft zeugen, beschloß Dr. Trugenberger seine Führung. Er hatte in anschaulicher Weise mit den Sehenswürdigkeiten beider Orte bekannt gemacht, dabei die Ludwigsburger mit reichsten Eindrücken versehen und begleitete sie noch zu einem gemütlichen Abschluß des Sommerprogramms im »Hirsch«.

Markus Otto

Satzung

des Historischen Vereins für Stadt und Kreis Ludwigsburg e. V.

§ 1

Name und Sitz des Vereins

1. Der Verein führt den Namen »Historischer Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e. V.«
2. Der Verein ist in das Vereinsregister des Amtsgerichts Ludwigsburg eingetragen. Er hat seinen Sitz in Ludwigsburg.

§ 2

Zweck des Vereins

1. Der Historische Verein stellt sich die wissenschaftliche Pflege der Geschichts- und Altertumskunde vorwiegend im Bereich des Landkreises Ludwigsburg zur Aufgabe. Er will damit die geschichtlichen und kulturellen Grundlagen der engeren Heimat auch für die Aufgaben der Gegenwart und die Gestaltung der Zukunft unter Berücksichtigung erhaltenswerter Tradition wirksam machen. Es soll dadurch ein sachgerechter und zeitgemäßer Beitrag für die Gesellschaft und ihre Umwelt geleistet werden.
2. Die wichtigsten Mittel zur Erfüllung dieser Zwecke sind:
 - a) Eine vereinseigene Veröffentlichung,
 - b) Vorträge, Führungen, Ausstellungen, Studien- und Lehrfahrten,
 - c) sachverständige Beratungen und Stellungnahmen zu wichtigen, mit der Arbeit des Vereins zusammenhängenden Tagesfragen, auch in Presse und Rundfunk.
3. Der Historische Verein verfolgt ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des Abschnitts »Steuerbegünstigte Zwecke« der Abgabenordnung, und zwar insbesondere durch Förderung der Volksbildung, Wissenschaft und Denkmalpflege.

§ 3

Mitgliedschaft

1. Mitglieder des Vereins können natürliche Personen (persönliche Einzelmitgliedschaft) und juristische Personen (körperschaftliche Mitgliedschaft) werden.
2. Über die Aufnahme eines Mitglieds entscheidet der Vorstand.
3. Zu Ehrenmitgliedern kann der Vorstand Personen ernennen, die sich um den Verein und seine Ziele besonders verdient gemacht haben.
4. Die Mitgliedschaft endet durch Austritt, Ausschluß oder Tod.
5. Der Austritt ist nur auf Ende eines Geschäftsjahres möglich; er muß dem Verein mindestens 3 Monate vorher schriftlich erklärt werden.
6. Ein Mitglied kann vom Vorstand ausgeschlossen werden
 - a) wenn es dem Zweck des Vereins zuwiderhandelt oder das Ansehen des Vereins gefährdet,
 - b) wenn es mit der Entrichtung des Jahresbeitrags trotz schriftlicher Mahnung im Rückstand bleibt.

§ 4

Beitrag

1. Jedes Mitglied hat einen Jahresbeitrag zu zahlen. Seine Höhe wird von der Mitgliederversammlung festgesetzt. Der Jahresbeitrag von körperschaftlichen Mitgliedern wird durch Selbsteinschätzung bestimmt, er soll aber mindestens das zweifache des Jahresbeitrages der persönlichen Einzelmitglieder ausmachen.
2. Der Beitrag wird zu Beginn des Geschäftsjahres fällig.
3. Die Ehrenmitglieder sind von der Beitragspflicht befreit.

§ 5

Geschäftsjahr

Geschäftsjahr ist das Kalenderjahr.

§ 6

Organe des Vereins

Organe des Vereins sind

1. a) die Mitgliederversammlung,
b) der Vorsitzende und sein Stellvertreter,
c) der Vorstand.
2. Die Tätigkeit des Vorsitzenden und der anderen Organe des Vereins ist ehrenamtlich. Notwendige Aufwendungen, insbesondere Reisekosten, können erstattet werden.

§ 7

Mitgliederversammlung

1. Die Mitgliederversammlung findet jährlich mindestens einmal statt.
2. Sie hat die Aufgabe,
 - a) den Vorsitzenden und seinen Stellvertreter zu wählen;
 - b) den Kassenverwalter und den Schriftführer zu wählen, die zusammen mit dem Vorsitzenden und seinem Stellvertreter den engeren Vorstand bilden;
 - c) den Tätigkeitsbericht des Vorsitzenden, den Kassenbericht des Kassenverwalters und den Prüfungsbericht des vom Vorstand bestimmten Kassenprüfers entgegenzunehmen und dem Vorstand Entlastung zu erteilen;
 - d) über Satzungsänderungen und die Auflösung des Vereins zu beschließen;
 - e) die Höhe des Mitgliedbeitrages festzusetzen;
 - f) über sonstige wichtige Angelegenheiten des Vereins und über Anträge der Mitglieder zur Tagesordnung zu beschließen.
3. Die Mitgliederversammlung ist vom Vorsitzenden mindestens 10 Tage vorher unter Angabe der Tagesordnung schriftlich oder in der Ludwigsburger Kreiszeitung bekanntzugeben.
4. Anträge der Mitglieder zur Tagesordnung sind spätestens 7 Tage vor der Versammlung dem Vorsitzenden schriftlich anzuzeigen.
5. Der Vorsitzende hat eine außerordentliche Mitgliederversammlung einzuberufen, wenn die Belange des Vereins es erfordern, oder wenn mindestens 10 % der Mitglieder die Einberufung schriftlich unter Angabe des Zwecks verlangen.
6. Die Mitgliederversammlung beschließt mit einfacher Stimmenmehrheit der erschienenen Mitglieder, Satzungsänderungen bedürfen einer Dreiviertelmehrheit der erschienenen Mitglieder.

§ 8

Vorsitzender

1. Der Vorsitzende und sein Stellvertreter werden von der Mitgliederversammlung auf die Dauer von 3 Jahren gewählt.
2. Vorstand im Sinne von § 26 BGB sind der Vorsitzende und sein Stellvertreter. Jeder ist alleinvertretungsberechtigt.
3. Der Vorsitzende lädt zu den Sitzungen des Vorstandes sowie zur Mitgliederversammlung ein und leitet sie.
4. Der Vorsitzende erledigt mit Hilfe des Schriftführers und des Kassenverwalters die laufenden Geschäfte, soweit sie nicht satzungsgemäß anderen Organen vorbehalten sind.

§ 9

Vorstand

1. Der Vorstand besteht aus dem engeren und dem erweiterten Vorstand.
2. Dem engeren Vorstand gehören außer dem Vorsitzenden und seinem Stellvertreter der Kassenverwalter und der Schriftführer an. Diese werden von der Mitgliederversammlung auf die Dauer von 3 Jahren gewählt.
3. Der engere Vorstand beruft die Mitglieder des erweiterten Vorstandes. Der Vorstand soll mindestens 10 und höchstens 15 Personen zählen. Zum erweiterten Vorstand gehören je ein Vertreter der Stadtverwaltung Ludwigsburg und des Landratsamtes Ludwigsburg.
Die Berufungen in den erweiterten Vorstand bedürfen der Bestätigung der Mitgliederversammlung.
4. Der Vorstand beschließt über alle Angelegenheiten des Vereins, die nicht der Mitgliederversammlung, dem Vorsitzenden oder dem engeren Vorstand vorbehalten sind. Der engere Vorstand berät den Vorsitzenden bei der Führung der laufenden Geschäfte.

§ 10

Niederschrift

Über die Sitzungen des Vorstandes und über die Mitgliederversammlung sind Niederschriften aufzunehmen, die mindestens die gefassten Beschlüsse enthalten müssen. Der Protokollführer und der Versammlungsleiter beurkunden die Beschlüsse.

§ 11

Auflösung des Vereins

Über die Auflösung des Vereins kann nur eine zu diesem Zweck einberufene Mitgliederversammlung entscheiden, wenn mindestens 20% der Mitglieder anwesend sind. Ist dies nicht der Fall, so muß eine neue Mitgliederversammlung unter Einhaltung einer Frist von mindestens einem Monat einberufen werden, die dann ohne Rücksicht auf die Zahl der erschienenen Mitglieder beschlußfähig ist. Für den Beschluß selbst ist eine Mehrheit von 4/5 der erschienen Mitglieder erforderlich.

§ 12

Gemeinnützigkeit

1. Der Verein ist selbstlos tätig; er verfolgt nicht in erster Linie wirtschaftliche Zwecke.
2. Mittel des Vereins dürfen nur für die satzungsgemäßigen Zwecke verwendet werden. Die Mitglieder erhalten keine Zuwendungen aus Mitteln des Vereins.
3. Es darf keine Person durch Ausgaben, die dem Zweck des Vereins fremd sind oder durch unverhältnismäßig hohe Vergütungen begünstigt werden.
4. Bei Auflösung oder Aufhebung des Vereins oder bei Wegfall seines bisherigen Zwecks fällt das Vermögen des Vereins je zur Hälfte an die Stadt Ludwigsburg und an den Landkreis Ludwigsburg für ausschließlich und unmittelbar solche Zwecke, die denjenigen des aufgelösten Vereins entsprechen.

§ 13

Inkrafttreten

Die am 5.11.1974 in Kraft getretene Satzung, welche die Satzung vom 15.1.1965 zum Erlöschen gebracht hat, wurde zum Zwecke der Erhaltung der Gemeinnützigkeit in §§ 2 und 12 geändert. Die Änderung trat am 6.5.1983 (Tag der Eintragung im Vereinsregister beim Amtsgericht Ludwigsburg) in Kraft.

(gez. Dr. Wolfgang Bollacher)
Vorsitzender

(gez. Helga Gengnagel)
Schriftführerin

Siedlungsfunde auf dem Hohenecker Hungerberg 1977

Der Hungerberg in Ludwigsburg-Hoheneck, der bis Ende des neunzehnten Jahrhunderts seinen gewölbten Rücken ins Neckartal vorschob, im Norden und Süden von tiefen Taleinschnitten begrenzt, ist großenteils verschwunden. Lehmabbau und Steinbruchbetrieb haben eine tiefe Bresche in seinen südöstlichen Teil geschlagen. Und wenn man auch gelegentlich Stimmen hört, die die Landschaftszerstörung an dieser Stelle des Neckartals beklagen – knüpft sich doch an den Hungerberg auch eine Jugenderinnerung an Schiller, die sein Freund Elwert berichtet¹⁾ – der Abbau von Löß und Muschelkalk hat auch eine Fülle siedlungsgeschichtlich bedeutsamer Funde ans Licht gebracht. Schon zu Anfang des Jahrhunderts, 1907²⁾, hat hier Oscar Paret eine steinzeitliche Siedlung entdeckt und vom nahen Heutingsheim aus erste Grabungen vorgenommen. Es stellte sich heraus, daß man es hier mit einer Siedlung derselben Kultur zu tun hatte, wie sie auf dem Michelberg bei Untergrombach gefunden worden war.

Der fortschreitende Lößabbau am Hungerberg brachte im Lauf der Zeit immer weitere Funde zutage, wenn auch über Jahrzehnte nur sporadisch Berichte darüber vorliegen. Dies ist besonders deshalb bedauerlich, weil gewisse Anzeichen darauf hindeuten, daß gerade auf den seit Paret's Grabungen bis in die fünfziger Jahre abgebauten Partien des Bergrückens die Dichte der Siedlung am größten war. Jedoch wurden auch weiterhin bis zum heutigen Westrand des Lößabbaus Funde gemacht, so daß angenommen werden kann, daß die Michelberger Siedlung sich unter den anschließenden Feldern noch weiter nach Westen erstreckt, bis vielleicht zu einem den Bergrücken von der Hochfläche abtrennenden Wall-Graben-System, wie es auch bei anderen Michelsberger Siedlungen – in ähnlicher topographischer Situation – angetroffen worden ist.

Neben der ausgedehnten Siedlung der Michelsberger Kultur finden sich auf dem Hungerberg auch Spuren aus jüngeren Zeiten. Paret berichtet über latènezeitliche Baureste³⁾ und auch auf dem Areal des jüngsten Lößabbaus kamen Siedlungsfunde der Hallstattzeit zutage, die die älteren Michelsberger Reste teilweise überlagerten.

Im Juli und August 1977 begann der Grundeigentümer, die Firma Hubele, Ziegelei und Schotterwerk, einen weiteren Teil des Hungerbergs abzubauen. Zunächst wurde auf einem Areal von ca. 2.500 m² die 30-50 cm starke Humusschicht mit der Planierraupe abgeschoben. Dabei zeigten sich an mehreren Stellen an Holzkohlenresten und verzierten Wandlehmbrocken kenntliche Schuttgruben. Durch den raschen Fortgang der Abräumarbeiten wurde das Auffinden der Gruben zunehmend schwieriger, doch gelang es durch intensive Sondierung, wohl nahezu sämtliche vorhandenen Gruben zu lokalisieren. Stellenweise wurden jedoch auch Gruben verschleift, besonders geschah dies mit den in verhältnismäßig flacher Schicht liegenden hallstattzeitlichen Resten. Hier konnten deshalb keine klaren Befunde festgestellt werden, auch war es nicht möglich, Pfostenlöcher und damit etwa Hausgrundrisse zu ermitteln. Neben der Lokalisierung und Vermessung der Gruben, die z. T. von Herrn R. Krause vorgenommen wurde, gelang es immerhin, den Inhalt einiger Michelsberger Gruben vollständig zu bergen. Aus dem keramischen Fundmaterial konnte eine Reihe von Gefäßen zusammengesetzt bzw. rekonstruiert werden, die sich im Städtischen Museum Ludwigsburg befinden; darunter sind zwei sehr schön geformte »Tulpenbecher«, aber auch Knickwandschalen verschiedener Größen, Vorratsgefäße und andere.

Nach Beschaffenheit und Inhalt der Gruben handelt es sich bei ihnen um Gruben zur Entnahme von Lößlehm als Baumaterial zum Hausbau, die später mit Abfall wieder aufgefüllt bzw. durch die Bodenerosion zugeschwemmt wurden.

Inzwischen ist eine weitere in der Größe derjenigen von 1977 entsprechende Fläche abgetragen worden, die westlich an das 1977 untersuchte Areal anschließt. Auch hier

haben sich Siedlungsspuren der Michelsberger Kultur gezeigt, ebenso wie Reste aus der Hallstatt- und Latènezeit. Damit beläuft sich die gesamte, seit Anfang des Jh. abgebaute Fläche mit vorgeschichtlichen Siedlungsspuren auf etwa 6 ha. Die Dichte der Michelsberger Siedlungsfunde hat zwar etwas abgenommen; dies kann damit zusammenhängen, daß das Gelände nach Westen ansteigt und die Bodenerosion die Michelsberger Gruben hier weitgehend abgetragen hat. Dazu paßt die Beobachtung, daß hier die Gruben immer flacher werden und, anders als im tiefer liegenden östlichen Teil, dicht unter der humosen Überdeckung zu finden sind. Das Ende der besiedelten Fläche scheint jedoch noch immer nicht erreicht zu sein. Auch hat sich die schon von Paret vermutete Abschnittbefestigung gegen die Hochfläche nach Westen mit Wall und Graben noch nicht gezeigt.

Kurt A. Schupp

Anmerkungen

- 1) Oscar Paret, Ludwigsburg und das Land um den Asperg, Ludwigsburg 1934, S. 326 f.
- 2), 3) Richard Stein/Oscar Paret, Chronik von Hoheneck, Stuttgart 1920, S. 11 f., S. 16 f. und Paret, Urgeschichte Württembergs, Stuttgart 1921, S. 82 f.

Rückblick auf das Jahr 1984

»Wir wollen still beginnen das neue, dunkle Jahr, das alte hat gegeben, was süß und bitter war«. Diese vielsagenden Worte leiten Ernst Wiecherts Neujahrs Gedicht ein. Sie mögen wie ein Motto über unserem Rückblick auf das Jahr 1984 stehen. Wieder hat der Chronist aus der Fülle der Ereignisse die herausgegriffen, von denen er meint, daß sie dieses Jahr in besonderer Weise geprägt, ihm seine Identität, das gegenüber allen Jahren davor und denen danach Unverwechselbare gegeben haben. An dem man dieses Jahr vielleicht einmal messen wird. Wenn das Jahr beginnt, liegt es dunkel vor uns. Ist es abgeschlossen und wie ein erledigter Vorgang ad acta gelegt, wissen wir, was daran süß und bitter war.

Zunächst begann es üblicherweise mit bunten Raketen, die den Nachthimmel zum Jahreswechsel erhellten. Mehr als 800 Läufer hatten am traditionellen Bietigheimer Silvesterlauf teilgenommen. Rekordbeteiligung hatte ein paar Tage später der Kreisbauernstag mit Ministerpräsident Lothar Späth. Die Sieger in dem vom Landkreis erstmals ausgeschriebenem Wettbewerb für Aussiedlerhöfe wurden bei der Gelegenheit ausgezeichnet. Schwimmer der Deutschen Lebensrettungsgesellschaft schwammen froh vergnügt drei Kilometer weit durch die eisigen Fluten des Neckars und beim internationalen Volkswandertag rund um Hoheneck wanderten etwa 1800 mit.

Beim Neujahrsempfang des Landkreises am 15. Januar wurden langjährige verdienstvolle Kreisräte mit der Eberhard-Ludwig-Medaille ausgezeichnet. Thema dieses Tages waren die Rettungsdienste im Kreis, die hier Gelegenheit hatten, sich der Öffentlichkeit vorzustellen.

Die Pädagogische Hochschule Ludwigsburg bringt im Januar die erste »Kreisbibliographie Ludwigsburg« heraus. Mehr als 1000 Heimatforscher sind darin verzeichnet. Der älteste Titel stammt von 1619.

Lauter Traditionelles in diesem ersten Monat des Jahres: so auch der Schwaben-Ball in Gerlingen mit Gästen aus Ungarn. Die Stadt ist Patin der Landsmannschaft der Deutschen aus Ungarn. Ende des Monats geht der Chef der früheren Wernerschen Anstalten, des heutigen Orthopädischen Rehabilitations-Krankenhaus Markgröningen, Prof. Dr. Friedrich Wilhelm Rathke, in den Ruhestand. Prof. Dr. Manfred Immenkamp wird sein Nachfolger.

Der Schochenturm im historischen Stadtkern von Besigheim ist für eine halbe Million renoviert worden. Die Arbeitslosenquote im Kreis liegt bei 5,2%.

Im Februar wird die Schnellbahntrasse Mannheim-Stuttgart in unserem Bereich rechtsgültig: der Planfeststellungsbeschuß ist ergangen. Bonn bestätigt die mit dem Land getroffenen Vereinbarungen. Das bedeutet: Aus der Traum von einem verlängerten Tunnel durchs Lange Feld, der den kostbaren Boden schonen sollte. Im Herbst wird mit den Bauarbeiten im Raum Vaihingen begonnen werden.

Durch intensive Renovierungsmaßnahmen ist das Geburtshaus von Tobias Mayer in Marbach (1723) wieder zu einem Schmuckstück geworden. Der zu seiner Zeit so berühmte »Vermesser des Himmels und der Erde« soll wieder in unserem Bewußtsein verankert werden. Im Sommer will der Tobias-Mayer-Verein ein Museum zu seinem Gedenken eröffnen.

Mitte des Monats fällt die Entscheidung im Ideen- und Realisierungswettbewerb für die Landesgartenschau 1989 in Bietigheim-Bissingen. Die Freunde der ehemaligen Synagoge Freudental und der Kreisverband im BUND, Bund für Umwelt- und Naturschutz Deutschland, werden als vorbildliche Bürgeraktionen ausgezeichnet. Die Polizei legt ihren Jahresbericht für 1983 vor: 68 Tote. Und die Kriminalität ist um 13,3 Pro-

zent gestiegen. Die Feuerwehren hatten letztes Jahr 3004 Einsätze. 176 Menschen wurden gerettet. 1236 mußte technische Hilfe geleistet werden. Die Bönningheimer Heimatforscherin Elisabeth Zipperlen erfährt viel Anerkennung anlässlich ihres 80. Geburtstages am 23. Februar.

Am 25. März, am Beginn der »Sommer-Zeit« ist Landtagswahl. Den Landkreis Ludwigsburg werden in der neuen Periode vertreten: Dr. Karl Lang, Günther H. Oettinger und Lothar Späth CDU, Hans Beerstecher und Claus Weyrosta SPD und Waltraud Ulschöfer von den Grünen.

Großsachsenheims Stadtkirche wird 500 Jahre alt. Zur Feier hat Gymnasialprofessor i.R. Kurt Bachteler eine Festschrift verfasst. Der Kopf des berühmten »homo steinheimensis« darf mit Prof. Adam nach New York reisen. Zu einem Symposium über die Frühzeit der Menschheit.

Auch im Kreis Ludwigsburg erste Warnstreiks der Metaller. Um ihre Forderungen zu unterstreichen.

Mit einer großen Abschiedsparty endet die Geschichte der Ludwigsburger Stadthalle. Am nächsten Tag kommen die Abbruchmaschinen. Um Platz zu schaffen für eine neue, viel größere Halle. Im April ist schon der erste Spatenstich dafür. CKWs – gefährliche Chlorkohlenwasserstoffe werden im Trinkwasser entdeckt. Schrecken die Öffentlichkeit auf. Fieberhaft wird nach den Verursachern gesucht.

Im strömenden Regen eröffnet am 30. März Minister Gerhard Weiser die Jubiläumsgartenschau »Blühendes Barock«, die seit nun 30 Jahren alle Welt begeistert.

Ein Jubiläumsbeitrag: am 6. April beginnt die große Ausstellung »Blumen, Gold und Edelsteine« im Schloß. Sie findet große Beachtung. Das Land hat über die Arbeitsstelle für literarische Museen am Schiller-Nationalmuseum in Marbach einen bedeutenden Aquarell-Zyklus zu Wilhelm Hauffs Roman »Lichtenstein« erworben. Im Ludwigsburger Kulturzentrum wird man später eine Lichtensteinausstellung sehen können. Sie mag genannt sein für die Fülle der Ausstellungen, die auch im Jahre 1984 in allen Teilen des Landkreises Freude und Wissen vermittelt haben.

Im April rücken Filmleute an, um Toni Schumachers Jugendbuch »Reserl am Hofe« zu verfilmen. Die Münchener Bavaria sucht Statisten. Im Ludwigsburger Schloß sollen einige Szenen spielen. Man wird später sehen, wie aktuell dieses 100 Jahre alte Buch noch heute ist.

Die Gemeinde Möglingen klagt gegen die Schnellbahnbauer. Sie sollen nicht das Lange Feld zerstören. Und sie fordert Schutz gegen die erwarteten Lärmbelastigungen. Steinheim kauft den historischen »Entenmörder«, jene aus dem Jahre 1918 stammende Dampflokomotive Nr. 99 65 1, die heute ein technisches Denkmal ist. Der Verkehrserziehungsdienst Ludwigsburg erhält den Björn-Steiger-Preis für seine vorbildliche Arbeit zum Schutz der Kinder im Straßenverkehr. Bürgermeister Hartmut Singer in Freudental wird für weitere 8 Jahre wiedergewählt.

Ab Mai Streiken die Drucker. Gelegentlich gibt es Notausgaben der Zeitungen. Der Arbeitskampf wird mit Zähigkeit auf beiden Seiten geführt.

Am 19. Mai stirbt Professor Otto Rombach, der große Sohn der Stadt Bietigheim-Bissingen.

Gerlingen feiert die 25jährige Städtepartnerschaft mit dem französischen Vesoul. 100 Franzosen kommen zum Fest. Rekordbeteiligung gibt es am 22. Mai beim Festzug zum 216. Ludwigsburger Pferdemarkt. Tonnenweise bringen die Archäologen wertvolle Schätze der Frühzeit in Walheim ans Licht. Sie geben Aufschluß über die Kultur- und Siedlungsgeschichte des alten Kastellums der Römer. Fernsehleute drehen einen Film im Schloß Monrepos.

Vor 280 Jahren ist der Grundstein für die Ludwigsburg gelegt worden. Bei der tradi-

tionellen Stadtgründungsfeier am 25. Mai wird IHK-Syndikus Dr. Maier mit der Bürgermedaille ausgezeichnet.

Eine Gemeinschaft zum Schutz der Metter bildet sich. Auch der Enzkreis lehnt die Pläne zum Bau einer Wasserpipeline vom Rhein zur Metter ab. Man will die Verdunstungsverluste im Neckar durch das Kernkraftwerk Neckarwestheim durch Wasser aus dem Rhein ausgleichen.

In Anwesenheit von Ministerpräsident Lothar Späth wird die Einweihung der seit einhalb Jahren schon bewohnten neuen Teile des Christlichen Jugenddorfs Schloß Kaltenstein hoch über Vaihingen nachgeholt. Einschließlich der Fassadenerneuerung hat die Maßnahme 16 Millionen gekostet.

Auch bei den Metallern hält der Streik an. Die Stadt Freiberg schließt partnerschaftliche Bande mit dem französischen Soisy-sous-Montmorency. In Ludwigsburg wird das erste Heim für Nichtseßhafte eröffnet. Und Bönnigheim weiht seine neue Ortsmitte ein. In Vaihingen wird zum 278. Male der Maientag begangen.

Anfang Juni besiegeln Tamm und Althofen in Österreich ihre Partnerschaft. Oberriexingen und Ennery feiern am ersten Juniwochenende ihre 5-jährige Freundschaft.

Am 2. Juni werden zum ersten Male nach 12 Jahren wieder Drillinge geboren. Eine 24 Jahre alte Griechin bringt sie im Krankenhaus Ludwigsburg zur Welt.

Im Juni hat auch der Lionsclub Monrepos Grund zum Feiern: er besteht jetzt 20 Jahre. Die Freiwillige Feuerwehr von Vaihingen wird 125 Jahre alt. Sie feiert das Jubiläum mit vielen Feuerwehrkameraden aus allen Teilen des Landkreises.

Der Ludwigsburger Arbeitsamtbezirk meldet mit 4,5 Prozent die geringste Arbeitslosenquote im Bundesgebiet. Aus Anlaß des Jubiläums der Städtepartnerschaft unternehmen 18 Mann eine Hochradtour von Gerlingen nach Vesoul. Sie ahnen nach, was vor 100 Jahren schon einmal unternommen worden ist. Unterwegs grüßen sie Partnerstädte, die am Wege liegen.

Anfang des Monats ist Korntal-Münchingens neue Stadthalle eingeweiht worden. Eine Woche lang wird mit einem vielseitigen Festprogramm dieser Meilenstein in der Geschichte der Doppelstadt würdig gefeiert.

Der Geschichtsverein Bietigheim-Bissingen stellt sich als neue Gruppe in der Gemeinschaft heimische Geschichtsvereine vor. Bei der Siegerehrung der 34. Bundesweinprämierung in Heilbronn, mit Minister Josef Ertl als Präsident der DLG, werden zahlreiche Preise an Genossenschaften und Weingüter unseres Kreises vergeben.

Am 17. Juni ist Europa-Wahl. Die CDU dominiert im Kreis. Gewonnen haben die Grünen, SPD und FDP mußten Verluste hinnehmen. In der Innenstadt von Bietigheim brennt ein Bauernhof ab. Schaden rund 400.000 Mark. Es war nicht der einzige größere Brand in diesem Jahr. Die Feuerwehren waren oft gefordert. In Eglosheim gab es in diesem Juni gleich zweimal Brandstiftungen. Dabei ist auch das Gasthaus »Krone« ausgebrannt.

Georg Leber versucht sich als Schlichter zwischen den Streikenden und den Arbeitgebern.

Mit einem wahren Bilderbuchwetter hatte der Sommer 84 begonnen. Am Nachmittag des 12. Juni aber brach ein gewaltiger Gewitterregen herunter, der vor allem im Südteil des Kreises schwere Schäden verursachte. Keller standen unter Wasser, Straßen und Felder waren überflutet. Bäche wurden zu reißenden Flüssen. Da hatten unserer Feuerwehren wieder alle Hände voll zu tun.

An der Synagoge Freudental wird ein Sommerbaufest gefeiert – auch eine Etappe auf dem Wege zur Wiederherstellung dieses bedeutenden Kulturdenkmals. Mit rund 180.000 Mark ist inzwischen das Dach erneuert worden. Der Verein Pädagogisch Kulturelles Centrum ehemalige Synagoge Freudental hat sein Ziel bald erreicht. Er hat jetzt

viele Freunde. Die feiern mit ihm die Halbzeit. Dem kann auch ein Wolkenbruch nichts anhaben: man feiert drinnen weiter.

Die Stadt Freiberg baut die alte Kelter zu einem Festsaal um. Kosten rund 100.000 Mark. In Kornwestheim wird ein neues Dienstgebäude der Polizei eingeweiht. Nahe dem Rathaus ist es entstanden. Die 4,5 Millionen Mark Kosten hat das Land getragen.

Die Pläne der Bodenseewasserversorgung erhitzen die Gemüter an Metter, Enz und Neckar. Und auch anderswo im Kreis. Man will kein Rheinwasser, keine Pipeline, die die Landschaft zerstört.

Anfang Juli ist Premiere auf dem Besigheimer Rathausplatz. Die Theatergruppe spielt »Der Drache« von Jewgenij Schwarz. Schwarz sehen die Laienspieler auch für die Zukunft ihrer Unternehmung. Mit einem Festakt feiert die Ganerbenstadt Bönningheim 700 Jahre Stadtrecht. Bönningheimer Vereine haben dem Bürgermeister eine 800 Gramm schwere Amtskette gestiftet. Gefeiert wird hier auch die 20jährige Partnerschaft mit dem französischen Rouffach. In Remseck feiert man zur gleichen Zeit die zehnjährige Partnerschaft mit Meslay-du-Maine im Nordwesten von Paris. 240 Gäste sind von dort gekommen.

Eine Bürgerversammlung in Hemmingen beschließt, daß es im Ort keine weiteren Hochhäuser geben soll. Man meint, die bestehenden seien häßlich genug.

Eine ganze Woche wird in Bönningheim gefeiert. Dr. Paul Sauer hält den Festvortrag. Am nächsten Wochenende ist die 125 Jahre alte Freiwillige Feuerwehr Pleidelsheim Gastgeberin für Besucher aus nah und fern. Es gibt einen kilometer langen Festzug mit vielen Feuerwehrabordnungen. Und ein Straßenfest auf dem neuen Marktplatz. Im Landratsamt ist eine Ausstellung »Jüdische Gemeinden einst und jetzt« zu sehen.

Partnerschaftsfeier in Althofen/Österreich. 200 Tammer reisen dazu nach Kärnten. Am 23. Juli kann Landrat Dr. Hartmann dem Kreistag mitteilen, daß endlich Grünes Licht für die OP-Sanierung in Marbach gegeben worden ist. 5 Millionen gibt das Land dazu, den Rest von 2,8 Millionen muß der Landkreis tragen.

Bietigheim-Bissingens Gemeinderat sagt entgeltig »Ja« zur Landesgartenschau 1989. Ende Juli ist Schuljahrsende mit Zeugnissen, Bällen, Konzerten. Bürgermeister Vogel stellt in Markgröningen das Schwerpunktprogramm der Stadt vor: Denkmalpflege. Die Schäferlaufstadt hat viel zu pflegen.

Die Gemeinden Sersheim und das italienische Canale besiegeln ihre »Ehe«. Sie sind seit 10 Jahren Partner. Es ist die einzige Partnerschaft im Kreis mit einer italienischen Gemeinde.

30 Jahre »Blühendes Barock« – Hohe Zeit der Gartenschau in Ludwigsburg. 35 Millionen Menschen haben sie schon besucht.

Anfang August ist Halbjahr der Saison 1984 der Ludwigsburger Schloßfestspiele: wieder ein Besucherrekord. Die Veranstaltungen werden immer beliebter und begehrt.

Fünf Jahre Naturpark Stromberg. Die Einrichtung hat sich bewährt, wie von allen Beteiligten konstatiert wird. Im August ist auch wieder das Goetheinstitut aus Schwäbisch Hall in Ludwigsburg zu Gast. Mit mehr als 200 Schülerinnen und Schülern aus allen Teilen der Welt. Diesmal gibt es auch eine Begegnung junger europäischer Autoren.

Zum traditionellen Internationalen Musikfest Markgröningen kommen Kapellen aus der Tschechoslowakei, aus Norwegen und Frankreich. Und eine US-Band nimmt teil.

Am Wochenende darauf ist wieder Schäferlauf. Ministerin a. D. Annemarie Griesinger bekommt dabei die goldene Schäferschippe verliehen. Am 29. August bereitet Bietigheim-Bissingen seiner erfolgreichen Olympionikin Susanne Schuster einen begeisterten Empfang: in Los Angeles hat die 21jährige Schwimmerin mit der 100-m-Kraul-Staffel

Bronce geholt. Sie ist die erfolgreichste Sportlerin der Stadt an Metter und Enz.

Am ersten Wochenende im September lädt Bietigheim zum 50. Pferdemarkt. Mehr als 1000 Pferde sind diesmal dabei. Vaihingen veranstaltet zum zweiten Male eine Messe als Schaufenster der heimischen Wirtschaft. In Eberdingen treffen sich zum 4. Male Traktoren-Veteranen. Mehr als 150 nehmen am Wettkampf teil.

Um die Nachfolge von Oberbürgermeister Dr. Ulshöfer in Ludwigsburg, der zum Ende des Jahres ausscheiden will, bewerben sich fünf Kandidaten. Am 16. September wird gewählt. Es wird ein überwältigender Sieg für Hans Jochen Henke, den Ministerialdirigenten aus dem Staatsministerium. Am 17. Dezember wird er neues Stadtoberhaupt – zunächst als Amtsverweser. Es gab Einsprüche. Einziger ernsthafter Gegenkandidat Henkes war Landestagsvicepräsident Dr. Alfred Geisel.

Zu einem Workshop an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg treffen sich 35 Physiker aus neun Ländern. In Kornwestheim feiern die Vertriebenen ihren »Tag der Heimat«. Rund 300 Gäste kommen zur Feier des 65. Geburtstages von Professor Bernhard Zeller am 19. September ins Marbacher Literaturarchiv. Unter ihnen Prof. Hahn aus Weimar und der Bankier und Kunstmäzen Hermann Abs.

Apotheker Markus Otto aus Bietigheim-Bissingen wird mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. Er gilt als profunder Kenner der sakralen Kunst und Architektur und hat sich auf diesem Gebiet große Verdienste erworben. Seine Ehrung mag stellvertretend erwähnt sein für alle Ehrungen, die Männern und Frauen unseres Kreises im Jahre 1984 zuteil geworden sind. Es waren viele. Wir haben Grund, auf jeden von ihnen stolz zu sein.

Ende des Monats September wird den Vertretern der Heimatpflegevereine im Kreis Ludwigsburg die in fünf Jahren restaurierte Ruine Nippenburg vorgestellt. In der Reihe der Heimatkundlichen Schriften der Gemeinde Remseck erscheint Band 2: »Remseck am Neckar im Luftbild 1921-83«. Autoren sind Prof. Dr. Christoph Borchardt und Gemeindecarchivar Heinz Pfitzenmayer. Und auch dies sei eine stellvertretende Nennung, denn es hat im Jahre 1984 zahlreiche bedeutende Veröffentlichungen über lokale Themen gegeben, die das Schrifttum unseres Kreises wesentlich bereichert haben. Das Kreisarchiv hat damit angefangen, sie möglichst lückenlos zu sammeln.

Nun ist es doch Herbst geworden, bis die Gedenkausstellung für Marbachs großen Wissenschaftler Tobias Mayer eröffnet werden kann. Anlässlich seines 22. Todestages. Kornwestheim hat sich in der Schillerschule das zweite Schulmuseum unseres Landes geschaffen. 400 Jahre Schulgeschichte kann man hier erleben. Das Museum ist dem Heimatforscher und Verfasser der ersten Ortschronik, Oberlehrer Christian Lober, in Würdigung seiner vielseitigen Verdienste in den Jahren 1887 bis 1930 gewidmet. An seinem 125. Geburtstag am 3. Oktober wird es eröffnet.

Im Ludwigsburger Schloß nimmt Minister Engler das erste Exemplar des Buches »Kultur im Landkreis« entgegen, das der Landkreistag Baden-Württemberg als Bilanz des kulturellen Engagements der Landkreise herausgibt. Präsident Dr. Bühler, Ulm, stellt es der Öffentlichkeit vor.

Am 5. Oktober wird bereits der Grundstein für Ludwigsburgs Jahrhundertbauwerk, die neue Stadthalle, gelegt. Spitzen des Landes sind im Schloß Gäste der Wehrbereichsverwaltung und des Wehrbereichskommandos. Der Empfang dokumentiert die gute zivil-militärische Zusammenarbeit. Im Ludwigsburger Kreishaus sitzen Müllfachleute aus ganz Europa in einem Fachseminar. Die Deponie des Landkreises »Am Lemberg« mit einer Gasverwertung gilt als richtungsweisend für die Abfallwirtschaft. Mitte Oktober feiern Korntal-Münchingen und Mirande ihre 20 Jahre alte Städtepartnerschaft. Dazu kommen Gäste aus dem französischen Mirande und dem belgischen Tubize, der anderen Partnerin.

In Schwieberdingen wird bei Grabungsarbeiten auf dem Gelände der früheren Lamm-Brauerei ein Alemannengrab aus dem 5. oder 6. Jahrhundert freigelegt. Am 13. Oktober »Tag der offenen Tür« beim DRK in der Ludwigsburger Reuteallee: die Rettungsdienste führen ihre Ausrüstung vor. Als Weltneuheit unter anderem einen schwimmfähigen Notarzt-Container.

Ein Arbeitskreis gegen das Waldsterben überreicht dem Landrat eine Unterschriften-sammlung. Er fordert die Einführung bleifreien Benzins. Zu Beginn des nächsten Jahres wird es bereits von sechs Tankstellen angeboten werden.

Das Zweite Deutsche Fernsehen überträgt das Schlußkonzert der Ludwigsburger Festspiele aus der Friedenskirche. Am 28. Oktober sind Gemeinderats- und Kreistagswahlen. Die Grünen freuen sich über beachtliche Erfolge.

Rund 30 Prozent der Bäume im Oberstenfelder Wald sind krank, berichtet der zuständige Oberförster vor dem Gemeinderat. Schüler der Realschule Marbach haben den Russenfriedhof bei Pleidelsheim in Ordnung gebracht und die Patenschaft über die 1942 geschaffene Ruhestätte übernommen. Der Volksbund deutsche Kriegsgräberfürsorge hatte den Anstoß dazu gegeben.

Anfang November feiert die Kontaktgruppe Ludwigsburg der AMSEL-Aktion multiplesklerose Erkrankter Landesverband – ihr zehnjähriges Bestehen. Beim 6. Kreisnaturausschutztag in Steinheim erhält Ministerialrat i. R. Josef Schillinger den Kreisnaturausschutzpreis 1984.

Die Arbeitslosenquote liegt noch immer bei 4,5 Prozent im Kreisgebiet. Gegenüber anderen Teilen des Landes und gar des Bundesgebietes ist das eine sehr niedrige Quote.

Am 10. November wird in Marbach Schillers 225. Geburtstag gefeiert. In Kornwestheim wird das neue Verwaltungsgebäude der Europäischen Bildungsgemeinschaft eingeweiht. Alfred Grosser hält den Festvortrag.

Premiere haben die Horrheimer Weintage. Die besondere Attraktion dabei ist ein 200 Jahre alter Kelterbaum beim Gebäude der Weingärtnergenossenschaft.

Die 23. Sitzung der Umwelt-Minister der bundesdeutschen Länder findet in Ludwigsburg statt. Es wird, wie sie beschließen, kein Tempolimit gegen das Waldsterben geben. In diesem Punkt schieden sich die Geister.

Die Weinlese geht zu Ende. Nur etwa die Hälfte des Vorjahres ist angeliefert worden. Der Oktober hat noch vieles gut gemacht. Zuvor sah es ganz schlecht aus. Es hat dennoch einige vorzügliche Tropfen gegeben.

Die Standardformation des 1. Tanzclubs Ludwigsburg wird als Senkrechtstarter Deutscher Vizemeister, tanzt als Mitglied der Deutschen Nationalmannschaft und wird innerhalb Jahresfrist Vizeweltmeister. Solch sensationellen Erfolg hat es im Sport noch selten gegeben. Nicht nur in der Bremer Stadthalle werden die Ludwigsburger Paare umjubelt. Bei den vielen schönen Erfolgen unserer Sportler im Jahre 1984 ist das die Krönung.

Am 17. November »Tag der offenen Tür« im Beruflichen Schulzentrum Ludwigsburg/Kornwestheim des Landkreises. Der Anlaß: vor 10 Jahren wurden die beiden Schulzentren, hier und in Bietigheim-Bissingen, eingeweiht. In der Justinus-Kerner-Schule in Ludwigsburg wird die erste mobile Mofaschule des Kreises in Betrieb genommen. Im Kreistag werden wieder verdiente Bürger ausgezeichnet: die Heimatforscher Prof. Dr. Kurt Bachteler, Herbert Felden, Eugen Munz, Markus Otto und Daniel Pfeiffer.

Am 1. Dezember feiern die Allgemeinen Ortskrankenkassen Ludwigsburg und Bietigheim-Vaihingen ihr 100jähriges Bestehen. Die Eisenbahn-Gesellschaft wird voll in den Verkehrsverbund Stuttgart integriert.

Erster Spatenstich für Möglingens neues Bürgerzentrum. Die Neckarwerke Esslingen

wollen das Deponiegas der Kreisdeponie »Burghof« zur Stromerzeugung nutzen. Sie schließen mit dem Landkreis einen Vertrag darüber. Im Endausbau soll die Anlage zu den größten vergleichbaren in der Bundesrepublik zählen.

Landkreis, Kfz-Innung und der TÜV laden alle Kraftfahrer zu einem kostenlosen Abgastest ein. Ein Beitrag zum Umweltschutz und insbesondere gegen das beängstigend ansteigende Sterben der Bäume. Die erste bleifreie Zapfsäule steht jetzt in Murr.

Schwere Stürme brausen Ende November übers Kreisgebiet. Mit Tempo 120. Selbst alte Eichen stürzen um. Die Schäden machen mindestens 1.6 Millionen aus.

Marbachs Stadtteil Rielingshausen wird im 13. Landeswettbewerb »Unser Dorf soll schöner werden« Kreissieger. Am 30. November wird ein Wohnheim für berufstätige Behinderte auf der Karlshöhe eingeweiht. Das Konzept der Anlage wird von Fachleuten als zukunftsweisend bezeichnet.

Die Bischöfe Dr. Moser und von Keler eröffnen mit einem ökumenischen Gottesdienst in der Ludwigsburger Dreieinigkeitskirche das neue Kirchenjahr.

Nitrat und Chlorkohlenwasserstoffe bedrohen unser Grundwasser. Der BUND fordert die sofortige Bildung einer behördenübergreifenden Arbeitsgruppe unter Leitung des Landratsamtes. Das Fazit der Landesweinprämierung: der 84er ist viel besser als sein Ruf. Oder: als der Ruf, der ihm vorausging.

Die Erneuerung des Wasserrades an der Bromberger Mühle bei Spielberg im Kirbachtal ist auf Anregung des Denkmalschutzes ermöglicht worden. Es ist 380 Jahre alt, hat einen Umfang von 28 Metern und einen Durchmesser von 9.10 Metern. Und zählt zu den größten in Süddeutschland.

Am 14. Dezember 1909 ist das Elektrizitätswerk Beihingen-Pleidelsheim AG gegründet worden. Württembergs König weihte dieses erste Kraftwerk am Neckar ein und vollzog damit den Eintritt ins Stromzeitalter. Das war zugleich die Geburtsstunde der KAWAG Ludwigsburg.

Am 13. Dezember wird Oberbürgermeister Dr. Otfried Ulshöfer verabschiedet. Er war der erste Stadtchef in Ludwigsburgs Nachkriegsgeschichte, der wiedergewählt worden war. Und der erste, der nach der zweiten Wahlperiode freiwillig aufgab. Der Gemeinderat dankte ihm in einer Sondersitzung.

In Mundelsheim wird am 14. Dezember die Käsberghalle eingeweiht. Bürgermeister Jacques Hochard aus der französischen Partnergemeinde La Motte-Servolex erhält dabei die Medaille für internationale Zusammenarbeit vom Kreisfeuerwehrverband Ludwigsburg.

Im Bietigheim-Bissingen Rathaus wird der Gesellschaftsvertrag Landesgartenschau GmbH unterzeichnet. Die Weichen für 1989 sind gestellt!

Am 17. Dezember ist die letzte Sitzung des Kreistages der Wahlperiode 1979-84. 41 Kreisräte scheiden aus dem Gremium aus. 13 Mitglieder, die am längsten dabei waren, werden mit der Eberhard-Ludwig-Verdienstmedaille ausgezeichnet.

Der »Entenmörder« ist restauriert worden: 99651 erstrahlt in neuem Glanz vor dem ehemaligen Bahnhof Steinheim der Bortwartalbahn. Im Leistungswettbewerb der Handwerksjugend wird der 22 Jahre alte Achim Eppler aus Bietigheim-Bissingen bester deutscher Modellbauer-Geselle.

Am 2. Weihnachtstag sendet das Fernsehen Toni Schumachers reizende Geschichte vom »Reserl am Hofe«.

So haben wir das Jahr im Geschwindschritt noch einmal Revue passieren lassen. Dem Chronisten ist bewußt, wie viel er ausgelassen hat zu erwähnen. Wie vieles andere für den Leser vielleicht viel bedeutender war als das hier Erwähnte. Es sei Vergebung für Unterlassenes gewährt. Die Auswahl konnte nur eine ganz persönliche sein. In der Hoffnung, daß sie dennoch ein Abbild des Jahres 1984 bot.

Herbert Saar

Buchbesprechungen

Die Kelten in Baden-Württemberg. Hg. von Kurt Bittel, Wolfgang Kimmig, Siegwalt Schiek unter Mitarbeit von Rolf-Heiner Behrends, Jörg Biel, Rolf Dehn, Klaus Eckerle, Gerhard Fingerlin, Franz Fischer, Inken Jensen, Adelheid Linden, Dietrich Mannsperger, Verena Nübling, Dieter Planck, Hartmut Reim, Jutta Stadelmann, Wolfgang Struck, Eberhard Wagner, Gerhard Wamser. Stuttgart (Konrad Theiß Verlag) 1981, 533 S. mit 438 Abb. (z.T. in Farbe).

Die Kelten und ihre Kultur sind hier vor einigen Jahren durch die Entdeckung des Fürstengrabs in Eberdingen-Hochdorf in die Schlagzeilen gekommen (vgl. den Aufsatz von Jörg Biel in dieser Zeitschrift, Jg. 32/1980, S. 7-21.). Keltenforschung wird in Baden-Württemberg aber schon seit langem betrieben. Dies belegt das hier anzuzeigende Werk in höchst ansprechender Form. Durch das Zusammenwirken von 19 Fachgelehrten aus Landesdenkmalamt, Museen und Tübinger Universitätsinstituten ist ein Handbuch geschaffen worden, das dank der guten Ausstattung seitens des landesgeschichtlich renommierten Verlags schon durch die äußere Gestaltung besticht, viel mehr aber noch durch die sorgfältigen, wissenschaftlich nüchternen und dennoch flüssig zu lesenden Beiträge, die den heute erreichten Stand der Kenntnis über die Kelten und ihre Kultur referieren. Dabei stehen natürlich die Kelten »in Baden-Württemberg«, die das Land vom 8.-1. Jh. v. C. besiedelten, im Vordergrund, stets aber in Zusammenhang gestellt mit der gesamten keltischen Kultur im europäischen Raum.

Im »allgemeinen Teil« des Werks (S. 15-278), eingeleitet durch den Beitrag von Prof. Bittel, des früheren Präsidenten des Deutschen Archäologischen Instituts, »Die Kelten und wir«, in dem insbesondere die Geschichte der Keltenforschung in Südwestdeutschland referiert wird, finden sich Beiträge über die Geschichte der Kelten im europäischen Rahmen, Staat, Gesellschaft und Siedlung (Fischer), Religion und Kult (Bittel), Bestattungsbräuche (Schiek), Tracht und Bewaffnung (Biel), Kunst (Kimmig), Handwerk und Technik (Reim), Münzen und Münzfunde (Mannsperger) und die Beziehung der frühen Kelten zum Mittelmeer (Kimmig). Im »topographischen Teil« (S. 280-508) sind, alphabetisch geordnet, Ausgrabungen und Bodendenkmäler von Aalen-Unterkochen bis Zwiefalten-Upflamör erschlossen: umfassend in der Darstellung, mit Kartenausschnitten, Bildern und Skizzen zusätzlich erläutert. Der Landkreis Ludwigsburg ist hier mit dem – neben der Heuneburg und ihrem Umfeld – wohl bedeutendsten keltischen Zentrum Südwestdeutschlands, dem Hohenasperg mit seinen Bestattungspätzen (Grafenbühl, Kleinaspergle, Römerhügel, Fürstengrabhügel Hochdorf und den Gräbern in Schöckingen und Hirschlanden) sowie mit den Grabhügeln beim Forsthof auf Markung Murr und einem Grab in Schwieberdingen vertreten; insgesamt 29 Abb. betreffen den Landkreis in Zusammenhang mit diesen Ausgrabungsstätten.

Im Anhang findet sich eine Zeittafel, ein Verzeichnis der sogenannten Viereckschanzen, eine Liste der baden-württembergischen Museen mit größeren Beständen der Hallstatt- und Latène-Kultur und ein Literatur-Verzeichnis (8 S.). Karten auf den Vorsatzblättern enthalten die im topographischen Teil behandelten Orte mit sichtbaren Bodendenkmälern, Ausgrabungen und Funden und ermöglichen so eine rasche Orientierung. Insgesamt ein Werk, das nicht nur zum Lesen und Nachschlagen anregt, sondern auch zum Aufsuchen und Besichtigen der überkommenen Denkmale einer uralten Kultur, die einst – noch heute sichtbar – unser Land geprägt hat.

Wolfgang Schmierer

Dieter Kapf: Römer, Rätsel und Ruinen. Ausflüge in die heimatliche Archäologie. Konrad Theiss Verlag 1984, 128 S. mit 45 Abb. und 16 Wanderskizzen.

Unter zahlreichen neueren Veröffentlichungen zum Thema Frühgeschichte ist dieses Büchlein von besonderer Art: es erschließt 16 vorgeschichtliche und mittelalterliche Denkmäler für archäologische Wanderungen in der Region Mittlerer Neckar. Der Autor, Redakteur bei der Stuttgarter Zeitung, ist durch seine Beiträge zur Heimatgeschichte und Landesarchäologie einem breiten Leserkreis bekannt. Er versteht es, anhand der ausgewählten Beispiele historischen Hintergrund konkret und sehr anschaulich aufzuzeigen, geschichtliche Zusammenhänge zu verdeutlichen und umrißhaft ein Bild der Perioden von der Urnenfelderzeit bis hin zum Mittelalter zu zeichnen. Kern und Schwerpunkt bilden die Kapitel über die Denkmäler der Römerzeit: Limes zwischen Kaisersbach und Schwäbisch Gmünd, römische Villa und Gutshof in Waiblingen und Rommelshausen; diesen sind voran- bzw. nachgestellt: vorgeschichtlicher Wall auf dem Lemberg bei Feuerbach, hallstattzeitlicher Fürstensitz und Fürstengräber bei Asperg, keltische Viereckschanzen und Kultstätten bei Leinfelden-Echterdingen, Esslingen-Schurwald und Stuttgart-Rotwildpark, sodann Stadtkirche St. Dionys in Esslingen sowie die Burgen bzw. Burgruinen in Stuttgart-Weilimdorf (Dischingen), Stuttgart-Hofen (Burg Hofen) und Schwieberdingen (Nippenburg).

Das handliche, mit Schwarzweiß-Fotos, Kartenskizzen und detaillierten Wegbeschreibungen versehene Bändchen eignet sich ausgezeichnet als Führer für Schul- und Familienausflüge. Außerdem vermag es dem an Heimatgeschichte interessierten Laien wertvolle, durch neueste Forschungen gesicherte Erkenntnisse zu vermitteln.

Karl Hofer

900 Jahre Haus Württemberg. Leben und Leistung für Land und Volk. Herausgegeben von Robert Uhland. Mit einem Geleitwort von S. K. H. Carl Herzog von Württemberg. Stuttgart: Kohlhammer. 1984. 791 S., 105 Abb.

Aus Anlaß der 900-Jahr-Feiern des Hauses Württemberg herausgegeben, bietet der Band einen umfassenden Überblick über Württembergs Regentengeschichte, ebenso wie über grundlegende Entwicklungen, an denen das Haus Württemberg Anteil hatte.

Brillante Forschungsergebnisse, genannt sei hier nur der Beitrag von Decker-Hauff über »Die Anfänge des Hauses Württemberg«, werden ebenso ansprechend präsentiert wie Beiträge, die von vornherein in ihrer Wohlverständlichkeit mehr zur Vermittlung des Stoffs an ein breiteres Publikum konzipiert wurden.

Genealogische Tafeln, Karten, zahlreiche – teilweise erstmals veröffentlichte Abbildungen – runden das illustrative Werk ab, das grundlegende Kenntnisse der württembergischen Geschichte, auch in ihrem Zusammenhang mit der deutschen und europäischen Geschichte, in hervorragender Weise zu vermitteln vermag.

Franz Mügge-Hofacker

Utta Keppler: Franziska von Hohenheim. Die tapfere Frau an der Seite Carl Eugens. Mühlacker (Stieglitz-Verlag E. Händle) 1984, 296 S.

Utta Keppler: Ludovike Simanowiz die Malerin. Ein Frauenschicksal aus der Schillerzeit. Mühlacker (Stieglitz-Verlag E. Händle) 1985, 276 S.

In kurzem Abstand sind im Stieglitz-Verlag Mühlacker zwei biographische Romane Utta Keplers erschienen, die in engem Bezug zur hiesigen Landesgeschichte stehen. Den Mittelpunkt bilden zwei Frauengestalten, die jede in ihrer Art bemerkenswert waren. Anhand beider Schicksale entwirft Utta Keppler ein liebevoll detailliertes Gemälde der zweiten Hälfte des 18. Jh.

Die erste Biographie schildert den Lebensweg Franziska von Bernerdins (1748-1811),

die erst 17jährig mit dem Freiherrn Reinhard von Leutrum verheiratet wird. Nach der Trennung von diesem lebte sie als Mätresse, später Ehefrau an der Seite von Herzog Carl Eugen, der ihre Erhebung zur Reichsgräfin von Hohenheim betrieben hatte. Ihr segensreicher Einfluß auf den Herzog – obwohl sie sich seinem Befehl gemäß aus den Staatsgeschäften heraushielt – ist ebenso Gegenstand des Buches, wie der jahrelange Kampf des Paares um die Legitimierung seiner Beziehung.

Das andere Werk behandelt die Lebensgeschichte der Malerin Ludovike Simanowiz geb. Reichenbach (1759-1827). Sie entstammte dem Schillerschen Freundeskreis und fiel frühzeitig durch ihr Maltalent auf. Fast sensationell für ihre Zeit war, daß sie nach anfänglichen Studien bei dem württembergischen Hofmaler Guibal zur weiteren Ausbildung nach Paris ging, wo eine Reihe berühmter Zeitgenossen ihren Weg kreuzten, von denen sich nicht wenige durch die beliebte Künstlerin porträtieren ließen. Die Auswirkungen der Revolution führten sie in die Heimat zurück. Viele Jahre ihres Lebens verbringt sie zwischen dem Krankenlager ihres Mannes, des versehrten Stabshauptmanns Franz von Simanowiz, dem Hauswesen und ihrer Staffelei, ständig von harten Existenzsorgen bedroht. Zur Erinnerung an die Eheleute Simanowiz wurde erst kürzlich auf dem Ludwigsburger Alten Friedhof, wo beide seit 1827 ruhen, ein Gedenkstein errichtet.

Beide Bände präsentieren sich in ansprechender Aufmachung, das Werk über Ludovike Simanowiz enthält zudem einige Gemäldereproduktionen.

Regina Schneider

Peter Scherer/Peter Schaaf: Dokumente zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Württemberg und Baden 1848-1949 (Dokumente zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Deutschland Bd. 1). Mit einem Nachwort von Franz Steinkühler. Stuttgart (Konrad Theiss Verlag) 724 S. mit 42 Abb.

»Das vorliegende Buch will ... keine gewerkschaftliche Antiquitätensammlung sein, sondern Handbuch für die gewerkschaftliche Arbeit.« So formulieren Peter Scherer und Peter Schaaf, die Herausgeber der Dokumentensammlung zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Württemberg und Baden, im Vorwort das Ziel ihrer Dokumentation. Es geht ihnen darum, »die Dokumente vergangener Kämpfe gerade denen aufzuschließen, die selbst täglich für ihre Rechte im Betrieb und in der Gesellschaft eintreten müssen.« Dazu haben sie 227 Dokumente ausgewählt, von einem Aufruf der Mannheimer und Heidelberger Zigarrenarbeiter aus dem Revolutionsjahr 1848 bis zu den 1949 verkündeten wirtschaftspolitischen Grundsätzen des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Unter den Dokumenten befinden sich Quellenzeugnisse der Arbeiterbewegung selbst, der Unternehmer und des Staates. Aufrufe von Parteien und Gewerkschaften sind ebenso darunter wie Reden von Arbeiterführern, Zeitungsberichte, Schreiben von Industriellen oder die Grundrechte des Grundgesetzes. Der regionale Schwerpunkt der Sammlung liegt – wie bereits der Titel sagt – zwar auf dem südwestdeutschen Raum, aber es werden auch Dokumente vorgestellt, die sich nicht ausschließlich auf Württemberg oder Baden beziehen, die aber den Herausgebern wichtig erschienen, um »das Wechselverhältnis von regionaler und nationaler Geschichte« zu dokumentieren. Zeitliche Schwerpunkte der Dokumentation sind die Wendejahre der neueren deutschen Geschichte: 1918-1920, 1933, 1945-1949, während inhaltlich die Entwicklung der Gewerkschaftsvertretung und das Verhältnis der Parteien zu den Gewerkschaften im Vordergrund stehen.

Die schriftlichen Dokumente werden ergänzt durch 42 Abbildungen, die neben den Themenkomplexen Industrialisierung, Erster Weltkrieg, Revolution und Konterrevolution vor allem die Zeit des Nationalsozialismus und die Nachkriegszeit vor Augen führen. Hinzu kommen Tabellen über Wahlergebnisse und Mitgliederzahlen. Eine Zeittafel

fel erleichtert die chronologische Einordnung der ausgewählten Dokumente, die durch Personen-, Firmen-, Sach- und geographische Register erschlossen sind.

Im Nachwort zieht Franz Steinkühler aus der Sicht eines Gewerkschaftsführers unserer Tage Bilanz der Gewerkschaftsarbeit in den hundert Jahren zwischen 1848 und 1949, die er als »hundert Jahre Kampf um die Verbesserung der Existenzbedingungen der abhängigen Beschäftigten«, aber auch als »hundert Jahre Kampf für unsere demokratischen Rechte« sieht: »Was wir erreicht haben, ist viel – und doch zu wenig. Wir sind gewachsen in der Auseinandersetzung. Aber wir müssen noch stärker werden.«

Volker Trugenberg

Lothar Buck (Hg.): Kreisbibliographie Ludwigsburg. Die Literatur über den Kreis und seine Gemeinden von den Anfängen bis zum Jahr 1981. Ludwigsburger Hochschulschriften 2. 1983, X und 483 S.

Die mit finanzieller Hilfe des Landkreises herausgebrachte Bibliographie verzeichnet laut Vorwort »alles, was sich unmittelbar auf den Kreis und seine Gemeinden bezieht«. Weiterreichende Darstellungen über das ganze Land sind nur aufgenommen, wenn sie ausführlich auf das Kreisgebiet eingehen »und jüngerem Datums sind«. Die Kreisbibliographie kann die seit 1978 – im Anschluß an die vorherige Bibliographie von Heyd – erscheinende Landesbibliographie nicht ersetzen; sie hat aber Heyd, die Landesbibliographie sowie die »Verzeichnisse des Schrifttums über Stadt und Landkreis Ludwigsburg« dieser Zeitschrift (zuletzt in Heft 33/1981 S. 191-213) total ausgewertet; für den naturwissenschaftlichen Bereich wurden laut Benutzerhinweis zusätzlich entsprechende Spezialbibliographien und einschlägige Zeitschriften »bis ins 19. Jh. zurück« herangezogen. Von der bewährten Systematik der Landesbibliographie mit ihrer Dreigliederung in 1. Allgemeine Literatur, 2. Ortsliteratur, 3. Personenliteratur wurde abgegangen: in der Kreisbibliographie finden sich nur zwei Abteilungen: »1. Literatur nach Sachgruppen, 2. Literatur nach Teilräumen und Gemeinden«; warum dies geschah, wird weder erklärt, noch ist es verständlich. Im Vergleich zu der rationalen Systematik der Landesbibliographie wirkt die Sachgruppen-Systematik der Kreisbibliographie wenig durchdacht, »handgestrickt« und zum Teil geradezu willkürlich. Ein Beispiel mag dies belegen: Archive, immerhin die wichtigsten Quellenspeicher für jedwede historische Forschung und Erkenntnis, in der Landesbibliographie unter der Rubrik »Geschichtliche Grundwissenschaften« als »Archivwesen« aufgeführt, findet man in der Kreisbibliographie nach einigem Suchen bei »Ortsgeschichte Allgemein« unter »3. 12 Geschichtsarchive, Geschichtsschreiber« (der terminus »Geschichtsarchive« ist ein grotesker Neologismus); erfaßt sind hierunter Staats- und Stadtarchive. Daneben gibt es dann noch »8. 1 Kirchengeschichte allgemein, Klöster, Archive« und »10. 10 Literaturarchiv, Literatur«. Es wäre zweifellos besser gewesen, die Systematik der Landesbibliographie beizubehalten. Laut Vorwort wendet sich das Schrifttumsverzeichnis »nicht zuletzt an die Schulen«. Und an wen zuerst? Den Zweck, dem Lehrer für Landes- und Heimatkunde rasches Auffinden einschlägiger Literatur zu ermöglichen, mag die Kreisbibliographie aber trotz der kritisierten Mängel erfüllen.

Wolfgang Schmierer

Streiflichter aus Verfolgung und Widerstand 1933-45. Herausgegeben vom Kreisvorstand der VVN – Bund der Antifaschisten, Kreis Ludwigsburg. Luzifer Verlag Ludwigsburg. 1983. 52 S.

Die vorliegende erste Broschüre der Reihe »Streiflichter« will mithelfen, die Geschichte der Nazi-Zeit für unsere nähere Umgebung aufzuarbeiten.

Ausgiebige Nachforschungen, vielfältige Quellen werden zugänglich gemacht: Zei-

tungsausschnitte, Erinnerungen, Fotos, Flugschriften, Tabellen. Sie zeigen für die nähere Umgebung Ludwigsburgs in eindrucksvoller Weise, welch großartige persönliche Leistungen gegen das Naziregime von seinen Opfern vollbracht wurden.

Ein Namens- und ein Ortsverzeichnis sowie ein Sachregister helfen, sich in der aufschluß- und materialreichen Broschüre zurechtzufinden.

Franz Mögle-Hofacker

Otto Rohn, Dietmar Rupp: Beilstein in Geschichte und Gegenwart. Hg. Stadt Beilstein (Druckhaus Münster) 1983, 511 S., etwa 220 Abb.

Die Neuordnung des Stadtarchivs Beilstein in den Jahren 1975 bis 1978 war Anstoß und Voraussetzung für das vorliegende Werk.

Die Fertigstellung des Buches erfuhr zunächst durch den Tod des ursprünglich mit dieser Aufgabe betrauten Altbürgermeisters Otto Rohn im Jahre 1981 eine Unterbrechung. Daß Beilstein nun dennoch ein inhaltsreiches und qualitativvolles – zudem sehr ansprechend gestaltetes – Heimatbuch besitzt, ist vor allem dem Engagement seines Redaktors Dietmar Rupp zu verdanken, dem es auch gelang, ausgewiesene Fachleute als Mitautoren zu gewinnen.

Zehn Hauptkapitel beschreiben und untersuchen die »Naturräumlichen Grundlagen«, »Beilstein in der Geschichte« von der Vorzeit bis zur Gegenwart (das Kernkapitel des Buches), die »Beilsteiner Stadtteile«, »Flurnamen«, »Wirtschaftliche Grundlagen« u. a. Weinbau, Fremdenverkehr, »Kirchen und Schulen«, »Öffentliche Einrichtungen«, »Medizinische Versorgung und Hilfsorganisationen«, »Verkehrswesen«, »Vereine und Parteien« sowie »Menschen, Bräuche und Geschichten«. Die Redaktion war bemüht und dies ist ihr auch weitgehend gelungen, trotz der Vielzahl und Vielfalt der Beiträge (es sind insgesamt etwa 60 Kapitel von 19 Verfassern) eine thematisch-logische und, soweit möglich, auch chronologische Abfolge zu wahren. Besonders rühmenswert, weil anderswo selten geworden, ist das sachkundige Engagement der Beilsteiner Gymnasiallehrer in diesem Heimatbuch.

Daß es gelegentlich zu unterschiedlichen Gewichtungen der Themenkreise kam, war angesichts der Vielzahl der Autoren sicher nicht zu vermeiden. So umfaßt das Kapitel über Beilstein in der Zeit des Nationalsozialismus z. B. nur 5, das über die Schulen 36 Buchseiten. Wertvolle Ergänzungen bietet der Anhang, u. a. mit umfangreichen statistischen Angaben, einer Zeittafel und einem Glossar. Große Sorgfalt wurde auf die Quellen- und Literaturangaben verwendet. Etwa noch verbleibende Wünsche befriedigt zuletzt ein Orts- und Personenregister. Ungefähr 160 Schwarz-weiß-Zeichnungen, Fotos, Schautafeln, Tabellen und Karten sowie 57 Farbbilder machen dieses Buch nicht nur zu einem wissenschaftlich fundierten Werk, sondern auch zu einem »Schmöker« im allerbesten Sinne, dem man nur weite Verbreitung wünschen kann.

Dorothea Bader

Blätter zur Stadtgeschichte 1985 (Heft 3, 107 S. und Heft 4, 127 S.). Hrsg. vom Archiv der Stadt Bietigheim-Bissingen.

Den thematischen Schwerpunkt der Hefte 3, das als Beiheft zu einer 1985 im Bietigheimer Hornmoldhaus stattgefundenen Ausstellung des Archivs der Stadt Bietigheim-Bissingen und des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg erschienen ist, bilden die im Jahre 1984 begonnenen Ausgrabungen der mittelalterlichen »Burg Bietigheim«, mit der zum ersten Male der Versuch unternommen wurde, die auf schriftlichen Quellen fußenden Erkenntnisse über die »Burg Bietigheim« zu ergänzen und zu erweitern. Über die Ausgrabungsergebnisse konnte sich die Öffentlichkeit schließlich in einer Ausstellung, in der auch schriftliche Quellen präsentiert wurden, informieren.

Eingeleitet wird das vorliegende Heft mit zwei Beiträgen von Stadtarchivar Stefan Benning. Im ersten (S. 9-11) wird der Frage nach der Notwendigkeit von archäologischen Untersuchungen in Bietigheim-Bissingen nachgegangen. Der zweite Beitrag (S. 12-35) über »Die Burg Bietigheim in der schriftlichen Überlieferung« setzt sich mit dem Entstehungshintergrund der schriftlichen Quellen auseinander und unterzieht diese einer kritischen Überprüfung. Dies erschien sinnvoll, da die archäologischen Untersuchungen teilweise den Quellen widersprechende Ergebnisse gebracht haben. Hartmut Schäfer vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg liefert im folgenden einen knappen Überblick (S. 36-40) über die Arbeitsweise der Archäologie des Mittelalters, dem sich seine Beiträge über »Die archäologische Ausgangssituation – Grabungskampagne 1984« (S. 41-48), »Turm und Graben« (S. 48-60) und »Wehrmauer und Innenbebauung« (S. 61-68) anschließen.

Hans Masula von der Stadt Bietigheim-Bissingen behandelt danach den im Grabungsbereich Turmstraße freigelegten »Kalkofen« (S. 69-75). »Das Fundmaterial« (S. 76-92) von Uwe Gross vom Seminar für Ur- und Frühgeschichte der Universität Heidelberg (beschrieben werden vor allem die Keramik- und Glasfunde) und »Die Fundmünzen« (S. 92-96) von Ulrich Klein vom Münzkabinett des Württ. Landesmuseums in Stuttgart sind weitere Themen. Hartmut Schäfer zieht abschließend die »Schlußfolgerungen« (S. 96-100) aus der Grabung 1984 und kommt zum Ergebnis, daß durch die archäologischen Untersuchungen zwar nicht die Möglichkeit eröffnet wurde, »ein detailliertes Bild der Burg Bietigheim zu rekonstruieren, aber immerhin wurden einige Grundzüge sichtbar, die über die Information der schriftlichen Quellen hinausgehen und eine bessere Vorstellung der Gesamtsituation ermöglichen als bisher«. »Literaturhinweise« (S. 101) beschließen den archäologischen Teil des Heftes.

Im Mittelpunkt des Heftes 4 steht der Beitrag »Amerikanische Besatzung und Wiederaufbau 1945-1948« in Bietigheim (S. 3-120). Diese materialreiche Abhandlung (306 Anmerkungen auf S. 113-120) stammt von Michael Schirpf, der bereits in Heft 1 eine Dokumentation zur nationalsozialistischen Machtergreifung in Bietigheim, Bissingen und Untermberg vorgelegt und in Heft 2 über das Kriegsende und die französische Besatzung in Bietigheim berichtet hat. Das Heft beginnt mit einem Überblick über »Die US-Besatzung und Anfänge der Demokratisierung« (S. 5-33). Die folgenden zwei Kapitel befassen sich mit der »Entnazifizierung« (S. 33-60) und der »Bevölkerungsentwicklung« (S. 60-82). Das letzte Kapitel dieser instruktiven Arbeit, die einen sehr guten Einblick in die Nachkriegsgeschichte Bietigheims bis zur Währungsreform gibt, behandelt »Wirtschaftliche Aspekte« (S. 82-112). Wie der Verf. in den »Schlußbemerkungen« (S. 112) feststellt, verdienen jedoch »einige Teilaspekte, etwa die Geschichte der DPs und die komplexe Wirtschaftsgeschichte«, mehr Vertiefung. Breiten Raum nehmen die in den Text eingestreuten Faksimiles, Graphiken und Tabellen ein, die nicht unwesentlich zum Verständnis des behandelten Zeitabschnittes beitragen.

Beide Hefte werden durch die von Annemarie Burkhardt und Stefan Benning bearbeitete »Stadtchronik« abgeschlossen, wobei Heft 3 die Monate Januar bis Juni (S. 102-107), Heft 4 die Monate Juli bis Dezember 1984 (S. 121-125) berücksichtigen.

Wolfgang Läßle

Günther Bentele: Protokolle einer Katastrophe. Zwei Bietigheimer Chroniken aus dem Dreißigjährigen Krieg. Schriftenreihe des Archivs der Stadt Bietigheim-Bissingen. Bd. 1, 1984. 312 S.

Mit dem vorliegenden Band wird die Schriftenreihe des Stadtarchivs Bietigheim-Bissingen in einer für Fachhistoriker wie für historisch interessierte Laien so ansprechenden

Weise eröffnet, daß man auf weitere Quellenpublikationen und entsprechende Darstellungen dieser Art sich freuen darf.

Das Leben während des Dreißigjährigen Kriegs, einer zumindest für betroffene Zeitgenossen wahrhaft apokalyptischen Katastrophe, wird uns nur in wenigen Quellen vergleichbar plastisch vor Augen geführt. Das Stadtarchiv Bietigheim-Bissingen verfügt nun gleich über zwei Quellen, die sowohl die menschlich-psychologische Situation als auch die sozial-materiellen Verhältnisse dieser Zeit behandeln. Günther Bentele stellt diese beiden Chroniken einheitlich in ihren geschichtlichen Zusammenhang und ediert sie. Er ermöglicht damit einem größerem Publikum, mit diesen Quellen unmittelbar die historische Situation nachvollziehen zu können, wobei der eingeschränkte Blickwinkel der damaligen Chronisten nicht als Mangel zu empfinden, sondern Teil ihrer »historischen Realität« ist.

Franz Mögle-Hofacker

Die wechselvolle Geschichte einer Ganerbenstadt. Bönningheim – Hohenstein – Hofen. Herausgegeben von der Stadt Bönningheim. Redaktion Josef Kurz. Bönningheim 1984. 478 S.

Aus Anlaß ihres 700-jahr Jubiläums hat die Stadt Bönningheim ein Heimatbuch vorgelegt, das seinem Anspruch voll gerecht wird, »das Buch für alle lesbar zu machen, und zwar so, daß praktisch an jeder Stelle des Buches angefangen werden kann zu lesen und trotzdem der Zusammenhang erkannt wird.«

Eine überaus reiche Ausstattung des Bandes mit u.a. auch sozialgeschichtlich sehr illustrativen Bildern und Quellenabdrucken sowie eine detaillierte Gliederung und graphisch ausgezeichnete Gesamtkonzeption tragen dazu bei, daß man den Band gern zur Hand nehmen wird. Er enthält in lebendiger Darstellung alles, was man über Bönningheim, Hohenstein, Hofen als Heimatforscher in Erfahrung bringen kann.

Franz Mögle-Hofacker

Stefan Beck/Klaus Schönberger: Von »Spartania« nach »Germania« – Das Ende der Weimarer Republik und die Machtübergabe 1933 in Marbach a.N. Schriften der Alexander-Seitz-Geschichtswerkstatt Marbach, Band 1, 1984, 81 S. mit zahlreichen Abb.

»Aus parteilicher Sicht ... – Partei für die Arbeiterbewegung, für die Verfolgten und Opfer des Faschismus« wurde diese von den Autoren als »Zwischenbericht, als erster Einstieg in ein mögliches Projekt 'Alltag und Faschismus in Dorf und Kleinstadt'« verstandene (S. 10) Studie geschrieben, in der die von den Nazis als erste, wichtigste Etappe ihrer Machtergreifung reichsweit betriebene Ausschaltung der politischen und gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung und der Arbeiterkulturbewegung aus Politik, Wirtschaft und kulturellem Leben am Beispiel Marbachs detailliert und engagiert herausgearbeitet und dicht belegt wird. Der Leser erfährt, wie es in diesem Frühjahr 1933 »wirklich gewesen« ist bei der Zerschlagung und Enteignung der Arbeiterbewegung, bei der Diskriminierung und Verhaftung ihrer Funktionäre und Mitglieder; daß dabei auch Empörung zum Ausdruck kommt über die »deutsche Beamtenseele«, die »offenbar jede Schandtat« mitmachte, »solange es formal rechtmäßig zugeht« (S. 60), sollte den unvoreingenommenen Leser nicht allzusehr verwundern. »Spartania« war der seit 1919 als eher KP-orientiert geltende Athletensportverein, der als erster Arbeiterkulturverein in Marbach im März 1933 aufgelöst wurde und an dessen Stelle unmittelbar danach der »auf nationalem Boden stehende« Kraftsportverein »Germania« trat (S. 48). Die Quellen: Archivalien aus staatlichen und kommunalen Archiven, Tagespresse und Interviews mit Zeitgenossen. Der Text wird aufgelockert durch zahlreiche Faksimiles von Zei-

tungsartikeln und -anzeigen (unter anderem aus der lange verschollenen sozialdemokratischen »Neckarpost«/Ludwigsburg) sowie eine Wiedergabe des nie behändigten Marbacher Ehrenbürgerbriefes für Adolf Hitler.

Wolfgang Schmierer

»Furchtlos und Treu« Die Geschichte des Marbacher Kriegerdenkmals. Unter Mitarbeit von Stefan Beck, Helga Ertelt, Philipp Mann und Klaus Schönberger und einem Vorwort von Karl-Heinz Fingerhut. Schriften der Alexander-Seitz-Geschichtswerkstatt, Bd. 2, [Marbach a.N., 1985], 115 S. mit zahlreichen Abb.

Das 1934 errichtete Kriegerdenkmal am Marbacher Torturm, »ein versteinertes Stück nationalsozialistischer Kriegspropaganda« (S. 114) ist aus Anlaß der Stadterneuerung im letzten Jahr erneut ins Gerede gekommen. Die jungen Historiker der Geschichtswerkstatt arbeiten in dieser Broschüre engagiert und fleißig die Vorgeschichte der Entstehung dieses Denkmals auf und belegen, daß der Streit um Standort und Gestaltung sich »wie ein roter Faden« durch die Stadtgeschichte in der Weimarer Republik zog (S. 13): Während sich in diesen Jahren die SPD einerseits, die bürgerliche Rechte andererseits in Sachen Gefallenenehrenmal nicht einigen konnten, lösten die neuen NS-Machthaber 1933/34 die offene Frage rasch in ihrem Sinne. Die Verf. schlagen vor, das Denkmal zu entfernen, die Totentafeln auf den Friedhof und die steinernen Soldaten in das Heimatmuseum zu verbringen. Das nüchtern abwägende Vorwort von Karl-Heinz Fingerhut und die umfangreiche Dokumentation über die Presseauseinandersetzung 1984 machen die kleine Broschüre auch zu einem Dokument der Vergangenheitsbewältigung in unseren Tagen.

Wolfgang Schmierer

Schriftenreihe der Stadt Vaihingen a.d. Enz. Band 4. Hg. im Auftrag der Stadtverwaltung Vaihingen a.d. Enz von Ernst Eberhard Schmidt 1985, 327 S. mit 49 Abb.

Der Zeitgeschichte und hier wiederum im wesentlichen der Zeit der nationalsozialistischen Diktatur ist Bd. 4 der seit 1979 in unregelmäßiger Folge erscheinenden Publikationen zur Geschichte Vaihingens gewidmet. Manfred Scheck stellt die »Machtübernahme und Gleichschaltung« in Vaihingen 1933 dar (S. 9-87 als Überarbeitung des Aufsatzes in unserer Zeitschrift Nr. 35/1983), Friedrich K. Grieb und Ernst E. Schmidt geben einen »Vorbericht« über das 1842-1949 auf dem Kaltenstein eingerichtete »Arbeiterhaus für Männer« (S. 89-112), E. Joachim Burkhardt handelt über das 1942-1945 bestehende kleine Ostarbeiterinnenlager (S. 113-127) und Bernd Martin veröffentlicht seine beim Schülerwettbewerb des Bundespräsidenten ausgezeichnete Arbeit über das Konzentrationslager »Wiesengrund« der Jahre 1944/45 (S. 135-178). Persönliche Erinnerungen steuern Hans Grosspeter mit umfangreichen »Autobiographischen Erzählungen vom Alltag und Überleben« in diesem Konzentrationslager (S. 179-325) und Jakob Zucker† in einer knappen Schilderung über die Besetzung Enzweihingens durch französische Truppen im April 1945 (S. 129-133) bei. Insgesamt ein höchst informatives und lesenswertes Buch, das Lokalgeschichte ohne Beschönigung und Verfälschung aufarbeitet.

Wolfgang Schmierer

Inventar des löwenstein-wertheim-rosenbergschen Karten- und Planselektivs im Staatsarchiv Wertheim 1725-1835. Bearb. von Norbert Hofmann unter Mitwirkung von Hans Semmler (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg 43). Stuttgart: Kohlhammer 1983. 208 S., 8 Abb.

Mit diesem Band veröffentlicht die Staatliche Archivverwaltung Baden-Württem-

berg ihr drittes Inventar, das Karten und Pläne erschließt. Das 1978 ins Leben gerufene Staatsarchiv Wertheim (Main-Tauber-Kreis) ist für die vom Land Baden-Württemberg erworbenen drei Fürstlich Löwenstein-Wertheimschen Archive (Gemeinschaftliches Archiv, Linienarchive Freudenberg und Rosenberg) und andere zum Archivsprengel gehörende Archivbestände nichtstaatlicher Provenienz zuständig; außerdem verwaltet es als Depositum das Archiv der Stadt Wertheim. Ein wichtiger Bestandteil des Rosenbergschen Linienarchivs ist das seit 1820 entstandene Karten- und Planselekt (Bestand K), das vor allem aus Grundstücks-, Gemarkungs- und Forstkarten des 18. und frühen 19. Jh. überwiegend zu den rechtsrheinischen Besitzungen des Fürstlichen Hauses besteht. Der größte Teil dieser Karten und Pläne bezieht sich auf den nordbadischen Raum (z. B. Grafschaft Wertheim, Kloster Bronnbach, Herrschaften Rosenberg und Breuberg), doch finden sich u. a. auch Objekte, die die böhmischen und österreichischen Besitzungen des Hauses betreffen. Das Inventar erfaßt unter Nr. 1 – 862 zum größten Teil handgezeichnete Stücke dieses Selektivs bis zum Jahre 1835, gegliedert in 17 chronologisch geordnete Gruppen. Vorangestellt ist eine Einleitung (S. 11-75), die insbesondere die Besitz- und Verwaltungsgeschichte des Hauses Löwenstein-Wertheim-Rosenberg im 18. und 19. Jh. und die Geschichte des Karten- und Planselektivs behandelt und technische Hinweise gibt. Personen- und Ortsindices sowie 8 Schwarzweiß-Fotos vervollständigen den Band. Da das Selektiv auch Zeichnungen von Grenzsteinen, Uhren, Schlitten, Werkzeugen, Wappen, Bildstöcken u. v. m. enthält, ist es für mannigfaltige Benutzungs- bzw. Forschungszwecke, auch für die Kunstgeschichte und Volkskunde, von überregionalem Wert.

Wolfgang Läßle

Fritz Oechslen: »Echterdingen, ein wohlgebaut heiter Dorf.« Aus der Geschichte der vergangenen zweihundert Jahre. Wegra-Verlagsgesellschaft mbH, Stuttgart-Möhringen 1985, 96 S.

In Ergänzung der 1974 erschienenen Echterdinger Ortsgeschichte wurde aus Anlaß der diesjährigen 800-Jahrfeier der Stadt diese Festschrift herausgegeben, die sich vor allem auf das 19. und 20. Jh. konzentriert, eine Zeit, in der sich in weit stärkerem Maße wirtschaftliche und gesellschaftliche Änderungen vollzogen haben als in vorausgegangenen Zeiträumen. Echterdingen wird zwar im Vergleich zu anderen Gemeinden des Stuttgarter Raums von der Industrialisierung spät erfaßt, doch zeigt sich gegen Ende des vorigen Jh. auch hier eine erste Abkehr von der traditionell betriebenen Landwirtschaft: 1888 wird eine Orgelfabrik errichtet, und langsam mehrt sich auch die Zahl derer, die in umliegenden Orten als Fabrikarbeiter ihr Brot verdienen. Obwohl die Auspendlerzahlen nach 1900 und hier insbesondere seit dem Ersten Weltkrieg weiter steigen, sind 1931 immerhin noch 65% der Einwohner hauptsächlich agrarisch tätig und unterhalten weitere 20% trotz zeitweiliger Fabrikarbeit eine kleine Landwirtschaft. Erst die Verluste der Anbauflächen durch den Autobahnbau 1936, die Verlegung des Flugplatzes Stuttgart-Süd von Böblingen nach Echterdingen 1939 und der Verkauf des Fasanenhofs 1942 leiten fast zwangsläufig eine wirtschaftliche Umorientierung ein, die Echterdingen in der Nachkriegszeit zum Industrieort mit Agrarwirtschaft werden läßt.

Die Auswirkungen der politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung der vergangenen 200 Jahre auf Kirche, Schule, Kommunalpolitik, Vereins- und Familienleben in Echterdingen werden in diesem Band, auch für die Zeit des Dritten Reiches, ausführlich dargestellt und durch zahlreiche Abbildungen anschaulich gemacht.

Wolfgang Schneider

Volker Trugenberger: Zwischen Schloß und Vorstadt. Sozialgeschichte der Stadt Leonberg im 16. Jahrhundert. Vaihingen/Enz 1984. 319 S. 5 Mikrofiches.

Die beim Verlag Wilfried Melchior erschienene Dissertation (Doktorvater: Decker-Hauff) darf als Meilenstein im Bereich sozialgeschichtlicher Forschungen für ganz Altwürttemberg bezeichnet werden. Anhand der Beispiele Leonbergs, das als eine der wenigen altwürttembergischen Städte eine fast lückenlose entsprechende Überlieferung aufweist, gelingt es Volker Trugenberger, eine detaillierte Beschreibung der sozialen Verhältnisse zwischen Spätmittelalter und Neuzeit zu geben, deren Stärke gerade auch in der Berücksichtigung sozial schwacher Bevölkerungsteile liegt. Das Buch ist unter Anwendung neuester sozialgeschichtlicher Methoden entstanden, läßt jedoch trotz eventuell vielleicht kompliziert erscheinenden Analysen jedem Leser die Möglichkeit, die Argumentation und die Ergebnisse anhand des Quellenmaterials selbst nachzuvollziehen. Dies ganz besonders deshalb, weil Volker Trugenberger den hohen Aufwand nicht gescheut hat, alle sozialen Einzelheiten etwa für die Zeit zwischen 1560 und 1580 auf Mikrofiche anzufügen, sowie eine Fülle hervorragend vergleichbarer Einzelgraphiken zu erstellen. Diese Ausstattung sowie die sorgfältige Darstellung machen das Buch für jeden interessierten Leser geradezu zu einer Fundgrube.

Franz Mügge-Hofacker

Dorothea Weiss-Vossenkuhl: Das Opernhaus in Stuttgart von Max Littmann (1910-1912). Veröff. d. Archivs d. Stadt Stuttgart, Bd. 34. Stuttgart (Klett-Cotta) 1983, VIII und 83 S. sowie 39 Abb.

»Interpretation des Opernhauses als einer der Brennpunkte von kulturhistorischer, historischer und politischer Entwicklung«, ist das Ziel dieser 1980/81 in München angenommenen Magisterarbeit. Das »Theater als Bauaufgabe« steht im Zentrum des Interesses, Gegenstand der Untersuchung sind die verschiedenen Projekte von Littmann, Theodor Fischer und Oberbaurat v. Reinhardt zur Errichtung eines zeitgemäßen Theaters in Stuttgart nach dem Brand des alten Hoftheaters von 1902, bis man sich zwischen Hof, Theaterintendanz und (mitfinanzierender) Stadt Stuttgart schließlich auf den Littmann-Bau einigte, der im Großen Haus in den letzten Jahren ja bekanntlich weitgehend wieder in die ursprüngliche Form zurückversetzt wurde. Die Schwarzweiß-Abb. zeigen Pläne, Modelle und Bilder zum Thema.

Wolfgang Schmierer

Chronik der Stadt Stuttgart 1933-1945. Hg. von Kurt Leipner. Veröff. d. Archivs d. Stadt Stuttgart, Bd. 30 Stuttgart (Klett-Cotta) 1982, 1145 S. und 54 Abb.

Der neue Band schließt die seit langem klaffende Lücke in der Chronik Stuttgarts, denn die zeitlich anschließenden Bände für die Jahre 1945-1948, 1949-1953 und 1954-1960 erschienen bereits 1972, 1977 und 1980. Um den anzuzeigenden Band, der nun die Jahre der NS-Diktatur erschließen will, hat es schon vor dem Erscheinen umfangreiche Auseinandersetzungen im Gemeinderat und in der Öffentlichkeit gegeben, die unter anderem zur Einrichtung des »Projekts Zeitgeschichte« beitrugen. Wer sich in das umfangreiche Buch einliest, versteht rasch, warum es nicht allgemein befriedigen kann: eine Chronik dieser Art ist keine kritische historische Darstellung, sondern ein fortlaufendes, tageweises Festhalten von Vorgängen und Ereignissen, meist aus öffentlichen Quellen zusammengestellt. Die Probleme dieser Art von Geschichtsaufbereitung liegen auf der Hand: längerfristige historische Entwicklungen müssen immer wieder neu aufgenommen werden, es entsteht keine einheitliche systematische Darstellung, eine Unmenge von Fakten unterschiedlichen Gewichts stehen, nur durch ihren zeitlichen Zusammenfall vereinigt, nebeneinander. Um diesen Mangel auszugleichen, wurde ein

Personennamenindex (30 S.) und ein Sach- und Ortsnamenindex (91 S.) beigegeben. So gründlich erschlossen, wird das Buch angesichts seines Faktenreichtums eben doch – trotz der genannten Mängel – ein wertvolles Hilfs- und Findmittel für die Stadtgeschichtsforschung der Landeshauptstadt.

Wolfgang Schmierer

Bildnachweis

- S. 7: privat;
- S. 15-31: Luftbild-Strähle, Schorndorf, sowie Landesvermessungsamt Baden-Württemberg (Aufnahmen von 1983);
- S. 32, 35 (links), 43: Photos Kurt Sartorius;
- S. 35 (rechts), 37, 39 (links): Photos (um 1950) Foto-Richter;
- S. 39 (rechts): Postkarte um 1910;
- S. 41: Stich von Philip Janssen, 1650; Vorlage und Photo: Württembergische Landesbibliothek Stuttgart;
- S. 44: Vorlage und Photo: Stadtarchiv Bönningheim;
- S. 46: Vorlage und Photo: Hauptstaatsarchiv Stuttgart;
- S. 51: Photo: Renate Leibfried;
- S. 59, 70, 72, 73, 77-82, 84, 85: Photos: Dr. Alois Seiler;
- S. 63: Aus dem Buch »Hochfürstl. Württembergische Vermähl- und Heimführungs-Solennitäten« (1748), Vorlage: Städtisches Museum Ludwigsburg, Photo: Kreisbildstelle Ludwigsburg;
- S. 64, 65, 67 (links): Vorlagen und Photos: Württembergische Landesbibliothek Stuttgart;
- S. 66, 67 (rechts), 74: Städtisches Museum Ludwigsburg, Inv.-Nr. 608, 141 W 63 sowie 1026, Photos: Kreisbildstelle Ludwigsburg;
- S. 70: Aus: Christian *Belschner*, Ludwigsburg im Wechsel der Zeiten, Ludwigsburg 1936, nach S. 141;
- S. 72: Aus: Walter *Weber*, Das Ludwigsburger Schloßtheater im Wandel der Zeiten, in: Hie gut Württemberg, 3. Jg., Nr. 7 (15.3.1952), S. 40;
- S. 73: Aus: Oscar *Paret*, Monrepos vor 150 Jahren, in: Hie gut Württemberg, 9. Jg., Nr. 6 (5.7.1958), S. 42;
- S. 76-79 (links), 83: Vorlagen: Stadtarchiv Ludwigsburg, Bestand S 15 (Photo- und Bildsammlung);
- S. 79 (rechts): Vorlage: Staatsarchiv Ludwigsburg, Bibliothek;
- S. 80, 85: Vorlage: Stadtarchiv Ludwigsburg, Bestand L 63 (Baurechtsamt), Bü. 191;
- S. 81: Vorlage: Staatsarchiv Ludwigsburg, Bestand E 18 II, Bü. 236, 55;
- S. 82: Vorlage: Stadtarchiv Ludwigsburg, Bestand L 2, Bü. 163;
- S. 84: Vorlage: Staatsarchiv Ludwigsburg, Bestand E 18 II, Bü. 338;
- S. 91, 92, 98-102: Vorlagen: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Bestand J 355;
- S. 108: Bilderchronik der Gemeinde Benningen;
- S. 112, 126: Photos: Hans Dietl;
- S. 113, 119: Vorlagen und Photos: Hauptstaatsarchiv Stuttgart;
- S. 122: Photo: Wilhelm Möller;
- S. 128: Photo: Eugen Munz;
- S. 132: Paul Müller, Asperg.



»Ludwigsburger Geschichtsblätter« 1900-1985

Heft	Jahr	Seiten	Redaktion	
1	1900	87	Christian Belschner	vergriffen
2	1901	100	“	“
3	1903	106	“	“
4	1905	186	“	“
5	1909	115	“	“
6	1911	88	“	“
7	1913	57	“	“
8	1916	48	“	“
9	1923	119	“	“
10	1926	107	“	“
11	1930	133	“	“
12	1939	46	“	“
13	1957	140	Dr. Oscar Paret	lieferbar
14	1960	66	“	“
15	1963	162	Heinrich Gaese	“
16	1964	203	“	“
17	1965	207	“	“
18	1966	192	“	“
19	1967	164	“	“
20	1968	196	“	“
21	1969	92	Dr. Willi Müller	“
22	1970	116	“	“
23	1971	195	“	“
24	1972	272	“	“
25	1973	141	“	“
26	1974	141	“	“
27	1975	199	“	“
28	1976	161	“	“
29	1977	179	“	“
30	1978	128	Dr. Paul Sauer	“
31	1979	148	Dr. Wolfgang Schmierer	“
32	1980	188	“	“
33	1981	256	“	“
34	1982	176	“	“
35	1983	180	“	“
36	1984	242	“	“
37	1985	245	“	“
38	1985	196	“	“

Von den Veröffentlichungen des Historischen Vereins ist noch lieferbar:
Hermann Stroebel »Ludwigsburg, die Stadt Eberhard Ludwigs – Ein Beitrag zur Geschichte der landesfürstlichen Stadtbaukunst um 1700«, Ludwigsburg 1918.

Heft 37/1985 wird 1986 ausgeliefert.

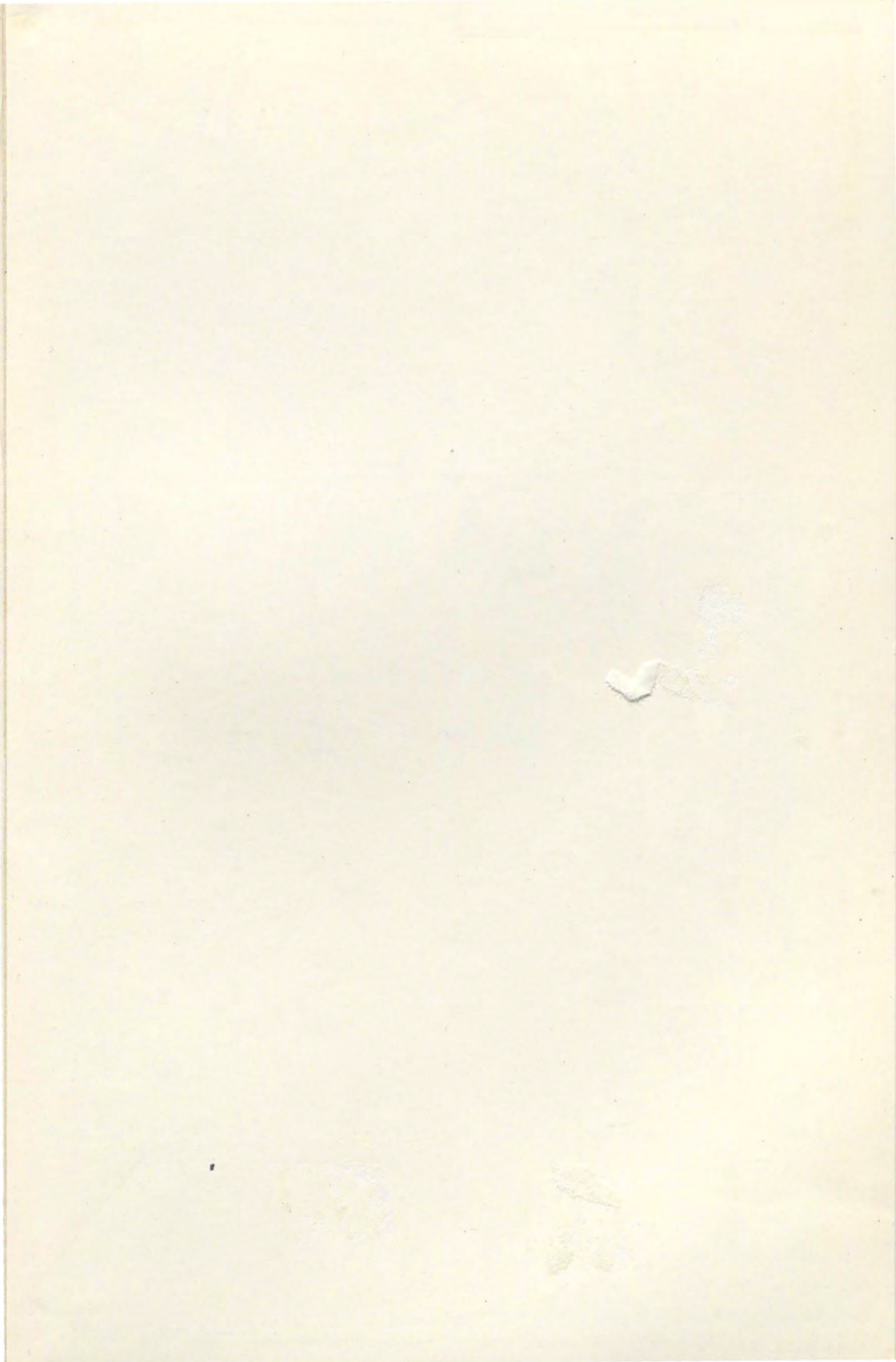
Bestellungen:

Geschäftsstelle des Historischen Vereins,
7140 Ludwigsburg, Städt. Museum (Kulturzentrum);
Buchhandlung Aigner, 7140 Ludwigsburg, Arsenalplatz

Ludwigsburger Geschichtsbücher - 1900-1925

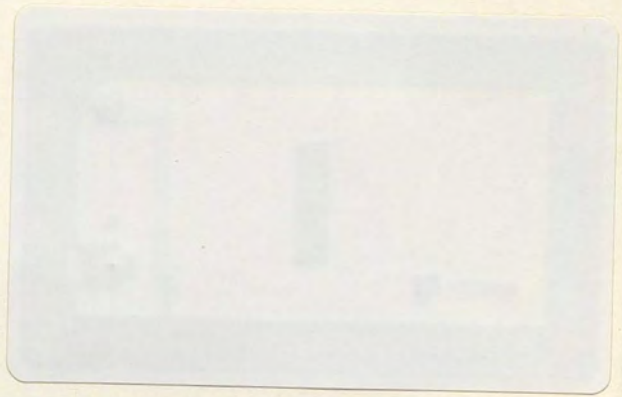
Nummer	Jahr	Verfasser
1	1900	Christian Heilmann
2	1901	100
3	1902	100
4	1903	180
5	1904	115
6	1911	88
7	1913	31
8	1916	48
9	1923	119
10	1920	107
11	1920	133
12	1920	46
13	1922	149
14	1900	66
15	1903	102
16	1904	205
17	1905	207
18	1906	102
19	1907	101
20	1908	190
21	1909	92
22	1910	116
23	1911	102
24	1912	102
25	1913	141
26	1914	141
27	1915	141
28	1916	101
29	1917	101
30	1918	118
31	1919	118
32	1920	188
33	1921	230
34	1922	176
35	1923	180
36	1924	144
37	1925	144
38	1926	109

Ab. Am. 5/58 391 + Tuisbu





Kreis und Stadt Ludwigsburg



Faint, illegible text or a small logo located below the two emblems.

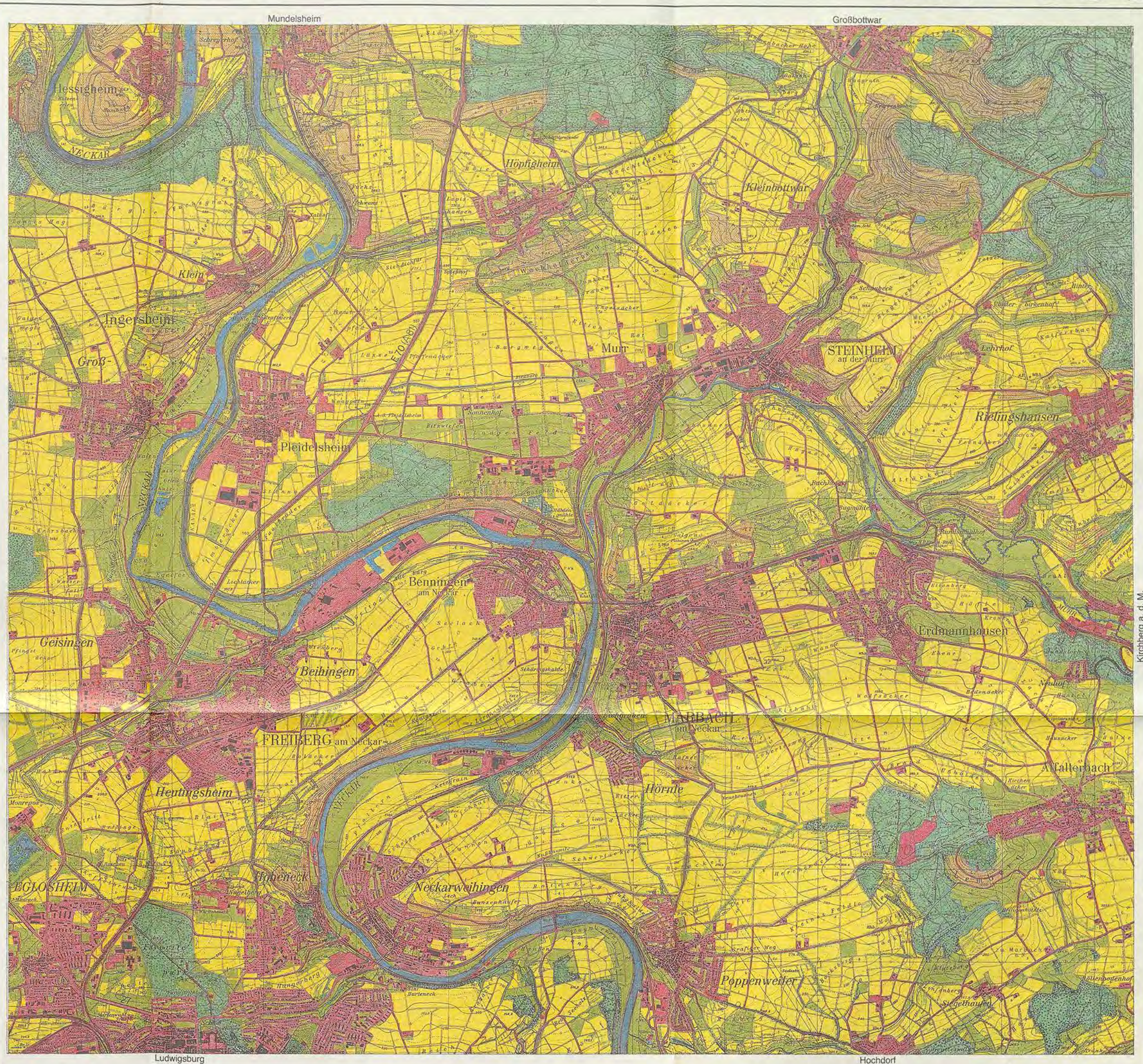
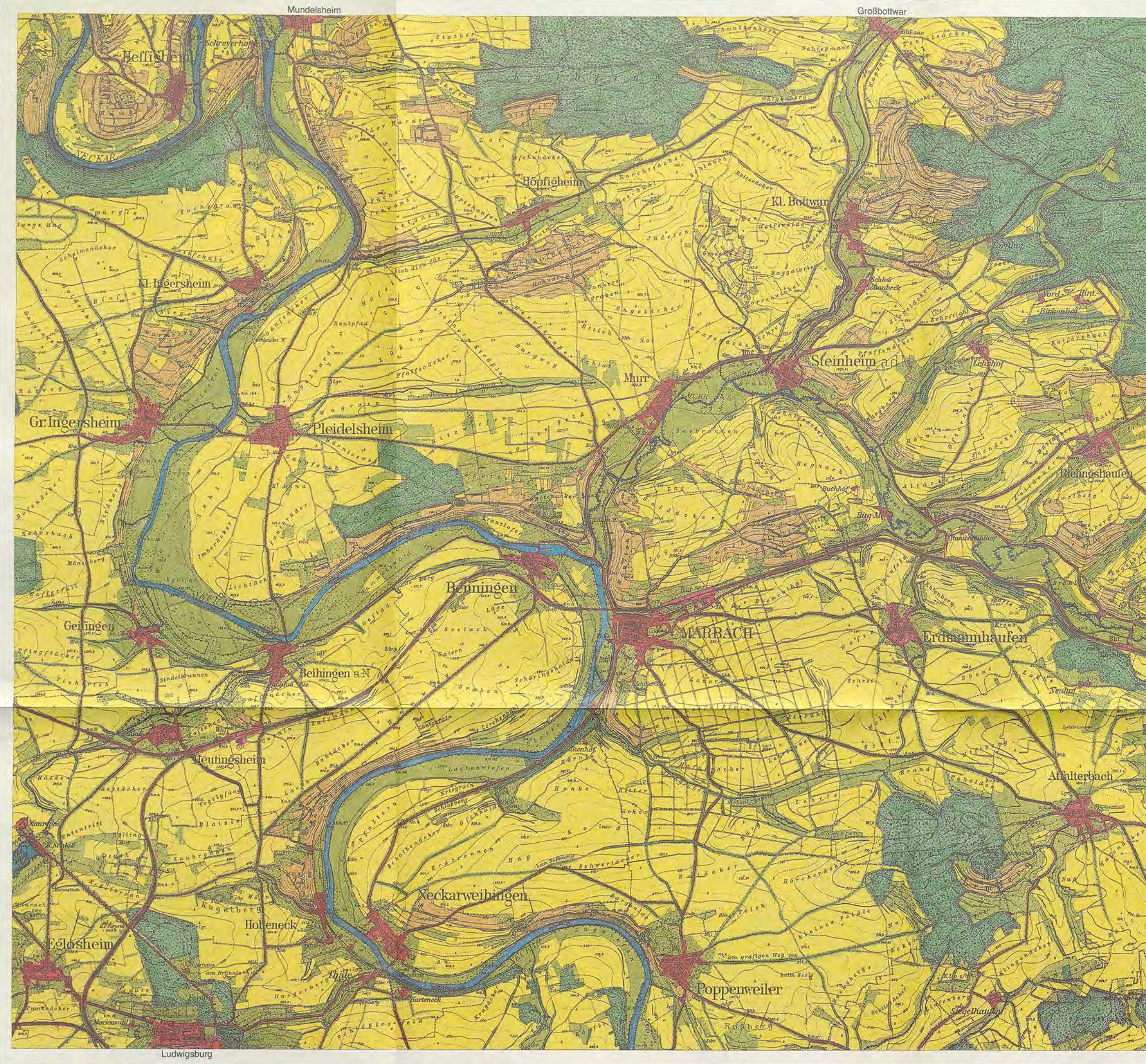
30 00984 3 031



um 1900

um 1950

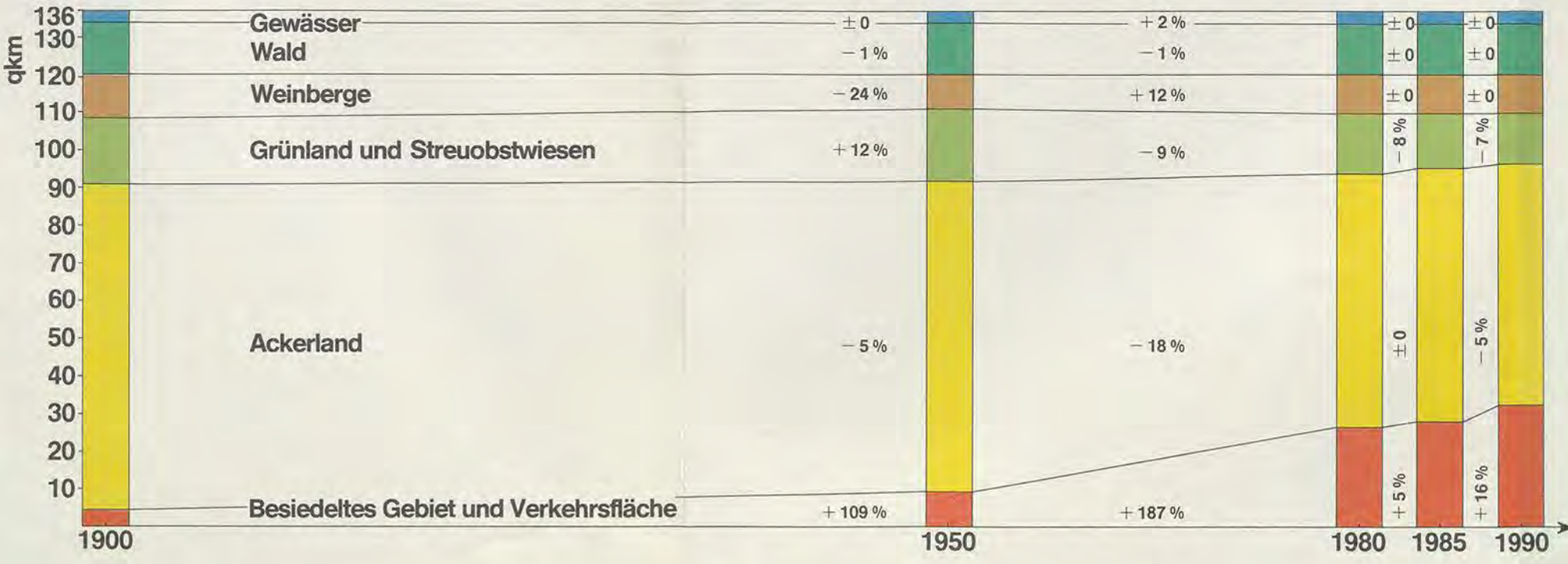
um 1980



Flächenbilanz

	1900		1950		1980		1985		1990	
	in qkm	%	in qkm	%	in qkm	%	in qkm	%	in qkm	%
Gewässer	2,7	2,0	2,7	2,0	2,8	2,1	2,8	2,1	2,8	2,1
Wald	13,7	10,1	13,6	10,0	13,5	9,9	13,5	9,9	13,5	9,9
Weinberge	11,8	8,7	9,0	6,6	10,1	7,4	10,1	7,4	10,1	7,4
Grünland und Streuobstwiesen ¹⁾	17,4	12,8	19,5	14,3	15,9	11,7	14,7	10,8	13,7	10,1
Ackerland	86,0	63,2	82,0	60,3	67,3	49,5	67,2	49,4	63,8	46,9
Besiedeltes Gebiet u. Verkehrsfläche ²⁾	4,4	3,2	9,2	6,8	26,4	19,4	27,7	20,4	32,1	23,6

¹⁾ ab 1980 einschl. Gartenhausgebiete, Freizeitgrundstücke und dergleichen
²⁾ Gebäude-, Betriebs- und Verkehrsflächen - Gebiete mit versiegelter Oberfläche einschl. Randflächen

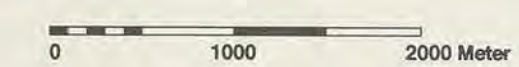


Erläuterung zu Tabelle und Schaubild:
 - Werte für 1985 nach Flächenplanimetrierung entsprechend aktueller Nutzung
 - Werte für 1990 nach Darstellung der Flächennutzungsplanung der Gemeinden

Kartengrundlagen:
 ① Ausgabe 1898 (Südteil aufgenommen 1870, Nordteil 1893/94; Nachträge bis 1902)
 ② Ausgabe 1955 (berichtigt 1933; einzelne Nachträge bis 1949)
 ③ Ausgabe 1983 (berichtigt 1980)

Vervielfältigung als Verkleinerung im Maßstab ca. 1 : 34 500 mit Genehmigung des Landesvermessungsamtes Baden-Württemberg, Az. 5.11 / 236; thematische Ergänzung (Colorierung) durch den Autor.

- Gewässer
- Wald
- Weinberge
- Wiesen und Obstwiesen (ab 1980 einschl. Gartenhausgebiete, Freizeitgrundstücke etc.)
- Ackerland
- Besiedeltes Gebiet und Verkehrsfläche



Zur: ZA 4772, 28/1985

Landschaftswandel

im Randbereich des Verdichtungsraumes Mittlerer Neckar am Beispiel des Kartenblattes Marbach a. N.

1900 – 1950 – 1980

Reinhard Wolf
 Uhlendstraße 8
 7142 Marbach a. N.

Beilage zu den Ludwigsburger Geschichtsblättern Heft 38, 1985